

4114 [1-2]

CHINA
KRIEG
VON
CHINA



Von

J. Scheibert Major z. D.



Der

Krieg in China

1900—1901

nebst einer

Beschreibung der Sitten, Gebräuche und
Geschichte des Landes

von

J. Scheibert

Major a. D.

Zweiter Band.



Berlin 1903.

Verlag von A. Schröder

Potsdamer Straße 84 a.

Alle Rechte vorbehalten.

NH-03917/TMK

Inhaltsverzeichnis.

Die Ereignisse seit 1897.

China und die europäischen Mächte S. 1. — Wie kam Deutschland nach China? 5. — Die Besetzung von Tschintau 7. — Die Proklamation 8. — Ein Attentat auf den deutschen Gesandten 12. — Kaiser Wilhelm 14. — Prinz Heinrich 18. — Kiautschou 20. — Die Bucht 21. — Klima und Wasserverhältnisse 22. — Das Land 26. — Die Aussichten für die Entwicklung des Places 30. — Die Umgegend 31. — Die Fortentwicklung Kiautschous 37. — Prinz Heinrich in China 41.

Die chinesische Armee.

Organisation der Truppen 47. — Anwerbung und Bekleidung 51. — Einteilung 54. — Chinesischer Inspizierungsbericht 58.

Die Truppen der fremden Mächte in China.

Rußlands Machtmittel in Ostasien 60. — Die Streitkräfte der anderen Mächte in Asien 67.

Der Ausbruch der Kriegswirren.

Die Reform-Periode in China 72. — Der Rückschlag 74. — Die Kaiserin-Witwe 76. — Wetterleuchten 79.

Der Beginn des Krieges.

Internationale Schritte gegen die Boxer 81. — Die Expedition des Admirals Seymour 82. — Angriff und Sturm auf die Latuforts 86. — Waffenbrüderschaft der Deutschen und Russen 94. — Briefe des Kapitäns zur See Pohl 96.

Die Expedition Seymours.

Die Flucht vor den Boxern 104. — Der offizielle Bericht der Seymour-Expedition 108. — Bericht des Oberleutnants von Krohn 113. — Bericht des Kapitäns zur See von Ufedom 116. — Briefe eines deutschen Teilnehmers an der Seymour-Expedition 123.

Vormarsch des internationalen Korps zum Entsatz der Seymour-Expedition.

Das Eintreffen des 3. Seebataillons 127. — Deutsche und Russen Schulter an Schulter! 128. — Der Entsatz von Tientsin 131. — Brief eines deutschen Seeoffiziers 134. — Einzelheiten über die Erstürmung des Arsenal von Tientsin 137. — Deutsche Verluste 139.

Die völlige Eroberung von Tientsin.

Militärischer Bericht 140. — Plünderung in Tientsin 147. — Einzelheiten aus englischen Berichten 149. — Die Rückkehr des 3. Seebataillons nach Tsingtau 152.

Deutschlands Rüstungen.

Die Ermordung des deutschen Gesandten 156. — Die deutsche Gesandtschaft in Peking 158. — Mobilmachung der Marine-Infanterie 159. — Abschiedsrede des Kaisers am 3. Juli 161. — Aufstellung der Seebrigade 162. — Die Rangliste des Expeditionskorps 163. — Ansprache S. M. des Kaisers 167. — Rundschreiben des Grafen Bülow 168. — Stimmung in Deutschland 176.

Die Tage der Schrecken in Peking.

Das Anwachsen der Boxer-Bewegung 181. — Die Ankunft der Gesandtschaftswachen 182. — Die Ermordung des japanischen Sekretärs 184. — Die Niedermehrung der eingeborenen Christen 187. — Die Ausweisung der fremden Gesandten 188. — Die Ermordung des Freiherrn von Ketteler 190. — Beginn der Belagerung der Gesandtschaften 194. — Die Kämpfe der Deutschen im Monat Juni 199. — Kämpfe im Juli 204. — Waffenstillstand 206. — Die letzten Tage vor dem Eintreffen der Entsatztruppen 212. — Gesundheitszustand der Eingeschlossenen 215. — Nachrufe für die gefallenen Verteidiger der deutschen Gesandtschaft 219. — Die Hinrichtung des Mörders des Freiherrn v. Ketteler 220. — Der Einzug in Peking 222.

Der Marsch des Entsatzkorps von Tientsin nach Peking.

Die ersten Erwägungen 226. — Erkundung gegen Peitang 229. — Weitermarsch auf Yang-tsun 230. — Verfolgung auf Peking 232. — Marsch über Tungtschou 236. — Die Besetzung Pekings 237. — Die Flucht des chinesischen Hofes 239.

Das Deutsche Reich greift ein.

Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Ober-Kommandeur der ostasiatischen Expedition 241. — Verstärkung und Überfahrt des ostasiatischen Expeditionskorps 243. — Der Transport des ostasiatischen Expeditionskorps 247.

Von unserem ostasiatischen Expeditionskorps.

In Bremerhaven 255. — An Bord des „Rhein“ 258. — Unterbringung und Verpflegung 261. — In Port Said 263. — Im Suez-Kanal 267. — Im roten Meer 271. — Im indischen Ocean 274.

Ankunft in China.

Auf der Rhede von Wusung 275. — Am Leuchtturm von Promontory 278. — Auf der Rhede von Taku 283. — Die Takuforts 291. — Tongku 292. — Die Russen 295. — Die Franzosen 296. — Die Amerikaner 297. — Die Eisenbahn 301. — Tientsin 302. — Quartier der deutschen Truppen 305.

Die militärischen Vorgänge nach dem Eintreffen der deutschen Truppen.

Die Einnahme der Peitangforts 309. — Einzelheiten zur Eroberung der Peitangforts, nach Mitteilungen des Hauptmanns Premlow 315. — Ankunft der 1. schweren Feldhaubitzbatterie in Taku und Teilnahme derselben an dem Kampfe gegen die Peitangforts, nach Briefen des Leutnants Voy 321.

Die Expedition nach Paotingfu.

Von Tientsin nach Paotingfu 324. — Marschtage 326. — Feldfrüchte 328. — Wildbestand 332. — Wasserversorgung 334. — Straßenverhältnisse 335. — Die Landschaft 339. — General Fann 341. — Kein Ungeziefer 343. — Das Wetter 347. — Paotingfu 349. — Die Einquartierung 354. — Schwierigkeiten der Sprache 357. — Das Zuchthaus von Paotingfu 361. — Von Paotingfu nach dem Antsuling-Passe 365. — In Wanhsien 366. — Der Rhon-hu 369. — Zivilisation im Hochgebirge 371. — Ein Abenteuer in Fuping 375.

Weitere Kämpfe.

Das Gefecht bei Tsau-Tsun 378. — Gefecht der Württemberger bei Mantshöng 380. — Gefecht am Antsuling-Paß 382. — Gefecht bei Kuantschan 387. — Gefecht am Tschangtschönu-Paß 391. — Schluß 398.

Verzeichnis der farbigen Beilagen

zum zweiten Bande.

Das Bureau des deutschen Gouverneurs zu Kiautschou	Bor dem Titel
Übhnung chinesischer Karrenschieber im deutschen Dienst zu Kiautschou. Nach Seite	32
Fremde Kriegsschiffe und chinesische Dschunken im Golf von Petchili	64
Eroberung der Forts von Taku	96
Chinesische Büchenschützen	112
Bor dem Thor des Namens der deutschen Gesandtschaft in Peking	144
Kaiser Wilhelm an Bord des „Luchs“ vor dessen Abfahrt nach China	160
Die Kanone der englischen Gesandtschaft in Peking	192
Reguläres chinesisches Militär marschirt durch das Hauptthor Peking's	224
T'ai-tien, der jugendliche Kaiser von China	240
Unsere Verwundeten mit ihrem Arzt Dr. Welde im Garten der deutschen Gesandtschaft zu Peking	272
Ankunft auf dem Bahnhof von Tientsin	304
Unsere verwundeten Offiziere vom ostasiatischen Kreuzergeschwader im Lazarett zu Yokohama	336
Flaggen und Heliographen der Mächte in Schanghaiwan	368
Karte der Ostprovinzen Chinas	400



Die Ereignisse seit 1897.

China und die europäischen Mächte.

Die ganze Geschichte Chinas ist mit Wirrnissen angefüllt, bei denen sich die Bevölkerung durch scheußliche Grausamkeiten und Mordlust auszeichnete. Uns Deutsche haben diese Wirren in früheren Zeiten wenig berührt. Sie lagen fern ab von unseren Interessen. Erst jetzt sind sie uns fühlbar geworden, wo Söhne und Töchter unseres Landes, vereint mit den Gesandtschaften der uns befreundeten Staaten, dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Ursachen für die ewigen Aufstände und Revolutionen gab und giebt es viele! Vor allem ist das Reich überbevölkert! Armut, Hunger und bitterste Not bringen schließlich ein Proletariat zur Welt, das jede Gelegenheit benützt, um seine dringendsten Wünsche zu befriedigen, den nagenden Hunger zu stillen. Diesen Leuten ist ihr eigenes Leben nichts wert, warum sollten sie das Leben anderer höher achten?

Ferner ist das ganze Verwaltungssystem so schematisch geordnet und durch eine Anzahl von Examina, Zeremonien, Rangklassen u. s. w. festgelegt, daß jedes Atom von selbständiger Gesinnung an starke Schranken stößt und Widerstand erzeugt.

Die Willkür und Bestechlichkeit der Beamten ist eine um so unbeschränktere, als die Größe des Reiches, verbunden mit der Unwegsamkeit des Landes, eine Kontrolle unmöglich macht. Ebenso ist die Religion, aus allgemeinen Moralsätzen zusammengesetzt, eine so wenig die Seelen befriedigende, daß es nur einiger Anstöße auf diesem Gebiete bedarf, um Aufstände zu erzeugen.

Ein fernerer Grund für Kriege und Wirren war das Einmischen der europäischen Staaten in die Angelegenheiten Chinas. Daß ein Reich von dem Umfange Chinas den Handel reizen mußte, dort Verbindungen anzuknüpfen, ist erklärlich! Man denke nur an den kolossalen Thee- und Reisbedarf Europas, und man kann sich ein Bild von der Größe der Handelsbeziehungen machen, wenn man in die Londoner Docks geht und beobachtet, welche Menge von Dampfern und Segelschiffen dort Tag für Tag mit dem Ausladen chinesischer Produkte beschäftigt ist.

Um größere Handelsvorteile zu gewinnen, suchten die vornehmsten Handelsstaaten sich in China Handelsplätze und Freihäfen zu sichern, und diese enge Berührung, im Verein mit dem Eindringen europäischer Kultur und Mission, mußte mit den Anschauungen der ihr Land als Eldorado ansehenden Chinesen zu Konflikten führen! Ein Land von so abgeschlossener, ja virtuos organisierter staatlicher und wirtschaftlicher Maschinerie wird jeden Eingriff in das Triebwerk als einen das ganze Staatswesen gefährdenden mit Recht bekämpfen, weil jede solche Störung auch in der That eine für das Reich tödtliche werden kann. Dazu kommt, daß der Chinese, vielfach mit unangenehmen Lastern behaftet, ohnedies dem Fremden unsympathisch ist und eine dementsprechende Behandlung erfährt.

Alle diese Umstände, teils zusammen, teils einzeln, führten wiederholt zu Kriegen mit England und Frankreich. Im Jahre 1840 erließ die chinesische Regierung ein Verbot des Handels mit Opium. Das war, sagt die A. M. Z., der Anlaß zur formellen Kriegserklärung Englands. Eine britische Flotte blockierte Amoy und Ningpo, während Generalmajor Sir Hugh Gough mit Land- und Seemacht am 24. Mai 1841 vor Canton erschien; die Stadt zahlte jedoch sechs Millionen Pfund Lösegeld. Bald darauf erfolgte die Einnahme von Amoy, Tsinhai, Tschinhai und Ningpo. Im Juli 1842 schritt man zur Belagerung und Einnahme von Tschinkiang. Schon standen die Engländer vor Nanjing, als die Chinesen Friedensverhandlungen einleiteten. Der Friede von Nanjing vom 27. August 1842 brachte Großbritannien als willkommenen Zuwachs die Insel Honkong; ferner mußten fünf Häfen dem englischen Handel geöffnet werden. kaum 15 Jahre später brachen die Feindseligkeiten zwischen England und China von neuem los. Das letztere hielt die Bestimmungen des Handelsvertrags von 1842 nicht inne. Jetzt erhielt England auch die Mitwirkung Frankreichs, das seit geraumer Zeit

eine lange Beschwerdeliste gegen die Chinesen führte. 1857 wurde Canton durch die verbündete Flotte mit Gewalt genommen. Als diese sich gegen die Peihomündung wandte und die Forts vor derselben erobert hatte, gab China nach und schloß in Tientsin 1858 einen Frieden, in welchem dem europäischen Handel und den Missionen Zutritt in das Innere des Landes gewährt und zum erstenmale stehende Gesandtschaften in Peking gestattet wurden. Dieses Übereinkommen wurde von den Söhnen des himmlischen Reiches jedoch wiederum nicht gehalten, daher gingen die Engländer ohne weiteres abermals feindselig vor. Sie beschloßen am 25. Juni 1859, die Befestigungen der Chinesen am Peiho zu zerstören, mußten aber nach einem mörderischen Kampfe sich mit Verlust von 464 Toten und Verwundeten zurückziehen. Jetzt operierten die Westmächte von neuem zusammen. 12600 Mann englische Truppen und 7500 Franzosen unter General Cousin-Montauban rückten zunächst vor Taku, dessen Forts Ende August 1860 ohne einen Schuß den Verbündeten in die Hände fielen, den Peiho hinauf, eroberten auch die anderen Befestigungen auf beiden Seiten des Flusses und drangen vor bis Tientsin. Da der Winter bevorstand, beschloß man, eilig nach Peking zu marschieren. Aber unterwegs sahen die Alliierten die Straße durch 50000 Tartaren verlegt. Im Treffen von Palikao am 21. September 1860 wurden diese vollständig geschlagen. Nun stand der Weg nach Peking offen. Prinz Kong, der jüngere Bruder des Kaisers, erschien jetzt mit Friedens-Angeboten; da aber die Chinesen die sofortige Freigabe der Gefangenen verweigerten, zerschlugen sich die Verhandlungen. Zum erstenmale betrat der Fuß von Europäern den Boden Pekings; die Stadt war völlig leer. Der Kaiserliche Palast wurde ohne Schwertstreich genommen und von den Franzosen geplündert; wobei sich der französische General Cousin, spätere Marschall Graf von Palikao, über das Maß der Bescheidenheit hin beteiligte. Den Sommerpalast übergab Lord Elgin zur Sühne für die grausame Behandlung der Gefangenen den Flammen. Trotzdem begann die Lage der Verbündeten mißlich zu werden, als am 25. Oktober dank den Bemühungen des Prinzen Kong und der Vermittelung des russischen Gesandten Ignatiew der Friede zustande kam. Derselbe sprach den europäischen Mächten das Recht zu, Gesandte in Peking zu halten, öffnete Tientsin und andere Städte dem Handel, gewährte eine Kriegssentschädigung von 48 Millionen Mark, ließ die Auswanderung aus China zu und trat das Gebiet von La-lun an England ab. Da kurze Zeit darauf, im

August 1861, Kaiser Hiengfong starb, so gab Prinz Kong, der die Regentschaft führte, das alt-chinesische System der Absperrung auf und schloß auch mit anderen Staaten, u. a. Preußen im Namen des Zollvereins (14. Januar 1863) Handelsverträge ab. Im Jahre 1884 kam es sodann Tonkins wegen zwischen Frankreich und China zum Kampfe. Admiral Courbet erzwang die Einfahrt in den Hafen von Futschou, vernichtete mehrere Kriegsschiffe und zerstörte das Arsenal.



Eine Straße in Peking.

Ferner setzten sich die Franzosen auf Formosa fest, und es entspannen sich zahlreiche Kämpfe, die nicht alle für China ungünstig endeten. 1885 schloß Frankreich unter englischer Vermittelung den Frieden von Tientsin, worin es die Oberherrschaft über Anam sowie Tonkin erhielt. In dem Kriege vor vierzig Jahren gebrauchte das englisch-französische Expeditionskorps nahezu drei Monate, um von Taku nach Peking vorzudringen. — Wie Deutschland dazu kam, in China Fuß zu fassen, sei im nächsten Abschnitt dargezhan.

Wie kam Deutschland nach China?



Das Grab des Confucio.

Schon seit langer Zeit waren die Augen des deutschen Handels nach Ostasien gerichtet. Die Reisen verschiedner deutscher Fachmänner nach Japan und China hatten bereits seit der Mitte des Jahrhunderts Verbindungen mit den Strichen am stillen Ozean angeknüpft. Die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufene Kolonialpolitik schlug weitere Kreise und machte die Erwerbung eines Schutzhafens und damit das Werfen eines festeren Ankers in die Handelswelt der östlichen Erdhälfte immer wünschenswerter.

Da geschah eine Greuelthat, die die deutschen Gemüter auf das tiefste empörte. Chinesische Banden hatten, offenbar nicht ohne stillschweigendes Einverständnis mit dem chinesischen Gouverneur der Provinz Schantung, die katholischen Missionare Nies und Henle ermordet. Dies geschah am 1. November 1897 und am 4. November erreichte die Nachricht den Baron v. Heyking. Ein Missionar schrieb darüber:

„Die Unthat scheint von der Sekte der Da-dau-hui „vom großen Messer“ verübt zu sein. Die Anhänger derselben zeigten auch im vorigen Jahre einen großen Christenhaß, und unsere Missionare mußten sich mehrfach durch die Flucht vor ihnen retten. Briefliche Mitteilungen mit näheren Angaben sind vor Ende Dezember kaum zu erwarten. Zinning ist der Zentralpunkt der Mission von Süd-Schantung, am Kaiserkanal gelegen. Dasselbst residierte auch der Bischof Anzer, der

freilich zur Zeit hier im Missionshause weilte, um an den Beratungen des Generalkapitels teilzunehmen. Herr Franz Nies war am 11. Juni 1859 zu Nehringhausen in der Diözese Paderborn geboren. Er empfing die Priesterweihe am 7. Juni 1884 und reiste im Januar 1885 in die chinesische Mission ab. Herr Richard Henle, geboren am 21. Juni 1865 zu Stetten in Sigmaringen und am 15. Juni 1889 zum Priester geweiht, war seit November in Süd-Schantung thätig.“

Dazu schrieb ein anderer Kenner der Dinge: „Das blutige Ereignis spielte sich in Tendschofu ab. Unsere Missionare sind nicht von Anhängern der Da-dau-hui-Sekte, sondern von dem aufgehetzten Pöbel Tendschofus aus Glaubenshaß ermordet; das unterliegt jetzt kaum mehr einem Zweifel. Tendschofu liegt 6 Wegestunden von Pining, der nächsten Telegraphenstation, und ist das Mekka, „die hl. Stadt“ Chinas. Dort stand ja die Wiege des gefeierten chinesischen Religionsstifters Confuce, dort hat der große Mann gelebt und gelehrt. Daher auch der große Fanatismus und Christenhaß bei den dortigen Gelehrten. Erst im vorigen Jahre konnte der Bischof Anzer nach zehnjährigem Kampfe mit den fanatischen heidnischen Gelehrten unter dem nachdrücklichen Schutze der deutschen Regierung dort eine Station errichten. — Wie es scheint, war eine Anzahl unserer Missionare von den nächsten Stationen nach Tendschofu zusammengekommen, um daselbst gemeinsam das Fest Allerheiligen zu feiern, letzteres ist nämlich für die chinesischen Christen kein gebotener Feiertag. Das muß den Hauptanstiftern des Mordes als eine günstige Gelegenheit erschienen haben, um über die verhassten Verkünder des christlichen Glaubens herzufallen. Herr Stenz (aus Horhausen, Diözese Trier) hat sich flüchten können.“

Wie sehr den Kaiser Wilhelm die Nachricht ergriff, ist daraus zu erkennen, daß einige Tage später der deutsche Bischof Anzer von Süd-Schantung empfangen und zur Familientafel gezogen wurde. Er gab an der Hand seiner persönlichen Erfahrungen eine Schilderung des katholischen Missionswesens in jenem Gebiet und der Nöte, denen die christlichen Glaubensprediger und Bekenner dort ausgesetzt sind.

Aber dabei beließ es der Kaiser nicht. Er gab Befehl zur sofortigen Besetzung der Kiautschou-Bucht. Unser ostasiatisches Stations-Geschwader, bestehend aus „Kaiser“, „Prinzeß Wilhelm“, „Arkona“ und „Kormoran“, zu welchem sich noch die „Trene“ gesellte, mußte sich unter Befehl des Konteradmirals v. Diederichs nach Kiautschou begeben und den dortigen Hafen nebst dessen Befestigungen besetzen!

Die Besetzung von Tschintau.

(14. November 1897.)

Dieselbe hatte für Deutsche wie für Chinesen etwas Überraschendes.

Obgleich über den Zweck der Vorbereitungen an Bord der deutschen Schiffe in Woosung strenges Schweigen beobachtet worden war, hatte die erhöhte Thätigkeit doch zu lebhaften Erörterungen in Shanghai geführt, welche der Wahrheit manchmal recht nahe kamen. Die Deutschen waren daher überrascht, als sie bei ihrer Landung nicht die geringste Spur eines Widerstandes, wohl aber eine Ehrenkompagnie vorfanden. Die zu spät erfolgende, recht unangenehme Überraschung der Chinesen ist deswegen erklärlich.

Die deutschen Schiffe hatten sich so zu Anker gelegt, daß sie die Unternehmungen ihrer Landungsabteilungen, wenn nötig, mit ihren Geschützen decken konnten, doch war dies wie oben gesagt, nicht nötig. Das im ganzen 30 Offiziere, 77 Unteroffiziere und 610 Gemeine zählende Landungskorps besetzte folgende Punkte: „Cormoran“ die Munitionshäuser; „Kaiser“ die Höhen, woselbst auch der Geschwaderchef seinen Standpunkt wählte; „Prinzeß Wilhelm“ einen Punkt, von dem aus das sogenannte Artillerielager beherrscht wird. Ein Zug des „Kaiser“ unterbrach ferner die Telegraphenleitung bis nach erfolgtem Abmarsche der chinesischen Besatzung. Letztere zählte 1600 bis 2000 Köpfe.

Als die beherrschenden Punkte besetzt und durch Winkspruch die entsprechenden Meldungen erstattet waren, wurde dem chinesischen General das Schreiben des deutschen Geschwaderchefs übergeben, worin ersterer unter Hinweis auf den Anlaß zur Besetzung der Kiautschou-Bucht aufgefordert wurde, „seine Truppen innerhalb dreier Stunden abrücken und nach dem 15 km nördlich gelegenen Dorfe Tsantau marschieren zu lassen. Zur Wahrung der militärischen Ehre dürften die Truppen ihre Gewehre mitnehmen, die Geschütze und die Munition müßten aber vorläufig zurückbehalten werden. — Innerhalb 48 Stunden müßten die Truppen das in der Proklamation bezeichnete Gebiet verlassen haben. Von den Waffen würden die Deutschen nur dann Gebrauch machen, wenn man auf Ungehorsam oder gar Widerstand stoßen würde.“

Die Proklamation war inzwischen am Brückenlager angeschlagen worden.

Angeichts dieser Lage der Dinge gab der chinesische Befehlshaber

nach; gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr ging seine Flagge auf dem Yamen nieder, und die Truppen räumten die Lager. Damit die Chinesen möglichst alle ihre Habseligkeiten bergen konnten, wurde von Seiten der Deutschen nicht gedrängt, wozu um so weniger Veranlassung vorlag, als das Abbrechen ohne Zeichen von Feindseligkeit oder Erbitterung vor sich ging.

Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde unter drei Hurrahs auf Seine Majestät den Kaiser im Ostfort die deutsche Flagge gehißt.



Außeres Thor des Lagers von Tschintau.

Die Proklamation.

Der Admiral gab bald nach der Landung folgende Proklamation aus:
 Ich, der Chef des Kreuzergeschwaders, Konteradmiral v. Diederichs, mache hiermit bekannt, daß ich auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Deutschen Kaisers die Kiautschou-Bucht und die vorliegenden Inseln in den nachbezeichneten Grenzen besetzt habe:

1. Im Westen von einer Linie, welche von der Meeresküste aus über die Berge Pimple und Pinnacle Range (vergleiche Karte der englischen Admiralität 1255) hinweg nach einem Punkte hinführt, welcher 18 Li westlich von dem westlichen Punkte der in der Kiautschou-



Bekanntmachung der deutschen Proklamation durch den Bürgermeister von Anisefau.

Bucht bei Hochwasser vorhandenen Wasserfläche entfernt bleibt, von hier Süd—Nord bis zum Breitenparallel der Zollstation der Tapheturh und darauf nach dem Vereinigungspunkt des Kiauho und Takuho läuft.

2. Im Norden von einer Linie, welche von dem Zusammenfluß des Kiauho und Takuho West—Ost bis zur Meeresküste und Mitte der Laoschan-Bucht geht.

3. Im Osten von einer Linie, welche von der Nordgrenze durch die Mitte der Laoschan-Bucht nach Süden zur Insel Katinmiao und Tschalientau führt.

4. Im Süden von einer Linie, welche von der Insel Tschalientau nach der Südspitze der Insel Tolosan und von hier nach dem Schnittpunkt der Meeresküste mit der Westgrenze führt.

Dies geschieht, um Bürgerschaft zu haben für die Erfüllung der Sühneforderungen, welche an die chinesische Regierung wegen der Ermordung deutscher Missionare in Schantung gestellt werden müssen.

Ich fordere hiermit alle Bewohner, ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Lebensalters, auf, ruhig wie bisher ihren Geschäften nachzugehen und sich nicht durch böswillige Gerüchte, die von Unruhestiftern ausgeprengt werden, aufregen zu lassen. Deutschland ist immer ein guter Freund Chinas gewesen, wie es ja auch durch die Intervention im Chinesisch-japanischen Kriege zum Schutze Chinas bewiesen hat. Die Besetzung ist durchaus nicht als eine feindliche gegen China gerichtete Handlung anzusehen; es wird dadurch im Gegenteil die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China erleichtert werden. Die deutschen Behörden werden die friedlichen Bürger in ihrem Handel und Wandel schützen und Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten, aber Übelthäter strenge nach dem geltenden chinesischen Gesetz bestrafen. Sollten Ruchlose etwas gegen die anwesenden Deutschen unternehmen, so verfallen sie den strengen deutschen Kriegsgesetzen. Ich ermahne daher nochmals alle, die es betrifft, sich in die deutsche Schutzherrschaft zu fügen und sich nicht durch Widersetzlichkeit, die doch nutzlos sein würde, Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

Die chinesischen Behörden und Beamten in den von deutschen Truppen besetzten Orten sollen ungestört in Thätigkeit bleiben und gewissenhaft und ordentlich ihre Amtspflichten erfüllen.

Jeder lese und gehorche.

Die Regierung in Peking war klug genug, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Sie erließ über die Besetzung von Kiau-

tschou durch deutsche Streitkräfte folgende amtliche Mitteilung der chinesischen Regierung in Peking an ihre Gesandtschaften im Auslande: „Als es bekannt geworden war, daß die Banditen im Distrikt von Ku-Yeh zwei deutsche Missionare getötet hatten, wurde der Gouverneur von Shantung angewiesen, den hohen Beamten der Provinz den Befehl zur unverzüglichen Verhaftung und Bestrafung der Schuldigen zu erteilen. Am 15. d. M. berichtete der Gouverneur telegraphisch, daß vier Verhaftungen erfolgt seien. Dies wurde dem deutschen Gesandten mitgeteilt, aber die deutschen Kriegsschiffe hatten am 14. Truppen gelandet und der Garnison eine 48 stündige Frist gestellt, um sich zurückzuziehen. Der Gesandte gab dem Tsungli-Yamen keine Kenntnis von diesem Vorgehen. Die Meldung von der Landung der Deutschen ging am 15. d. M. in Peking ein und rief das größte Erstaunen hervor. Die chinesische Regierung befahl darauf, in Anbetracht der freundlichen Beziehungen zu der deutschen Regierung, dem Gouverneur, die Garnison streng in der Hand zu behalten und die Truppen zurückzuziehen mit dem Auftrage, ohne weitere Befehle nichts vorzunehmen.“

Diese Anordnung war jedenfalls sehr weise. Im übrigen ist die Mitteilung durchaus im Stil amtlicher chinesischer Kundgebungen. Der Gouverneur, der angewiesen wurde, die schuldigen „Banditen“ zu bestrafen und vier merkwürdigerweise gerade verhaftet hatte, als die Nachricht von der deutschen Landung eintraf, ist selbst verdächtig, an den Mordthaten mitschuldig zu sein. Die Hinrichtung einiger armer Teufel, welche mit dem Überfall der Mission wahrscheinlich weniger zu schaffen hatten als der Gouverneur, kann nicht als Genugthuung gelten.

Der deutsche Gesandte Baron Heyking übergab am 26. November bereits in Peking die Forderungen der deutschen Regierung. Dieselben schließen ein: die Entdeckung und Hinrichtung der Mörder der deutschen Missionare, Bestrafung aller daran beteiligten Beamten, Wiederaufbau der zerstörten Missionsgebäude und Entschädigung von 600 000 Tael an die Verwandten der Ermordeten. Außerdem verlangt die deutsche Regierung eine erhebliche Entschädigungssumme für die Flotten-Expedition und den Unterhalt der in Kiautschou gelandeten Besatzung. Die chinesische Regierung erwiderte, Kiautschou müsse geräumt werden, ehe sie über die deutschen Forderungen diskutieren könne. Baron Heyking lehnte diese Bedingung ab.

Um die Besetzung von Kiautschou nachhaltiger zu gestalten, wurde am 3. eine neue Landung vorgenommen. Kapitän Becker, Kommandant der „Arkona“, besetzte, nach chinesischen Blättern, mit 210 Mann deutscher

Marinetruppen die Gegend von Kiautschou-Bay, um die umliegenden Dörfer zu okkupieren. Von hier marschierten sie weiter, um die Stadt Kiautschou in Besitz zu nehmen. Die chinesischen Forts eröffneten das Feuer auf die Deutschen, die das Feuer erwiderten. Drei Mann der Garnison wurden getötet, worauf die Garnison floh. Der chinesische General wurde gefangen und darauf freigelassen. Verschiedene deutsche Matrosen wurden durch Steine verletzt, die die Bewohner nach ihnen warfen. Der Schultze dieser Dörfer wurde dafür auf Befehl des deutschen Kommandanten mit Bambusstöcken geschlagen.



Kiautschou zur Winterszeit.

Ein Attentat auf den deutschen Gesandten.

Übrigens hatte sich ein Vorspiel zu den jetzigen abscheulichen Thaten schon damals in Wutschang abgespielt. Ein asiatisches Blatt berichtete darüber in folgender Weise:

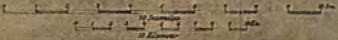
Der deutsche Gesandte Baron Heyking befand sich in Hankau (gegenüber Wutschang) und hatte dem Bizkönig Tschang-tschitung einen Besuch abgestattet, den dieser sehr bald an Bord des deutschen Kreuzers „Kormoran“ erwiderte. Am 30. Oktober begaben sich nun der Kommandant und mehrere Offiziere des „Kormoran“ etwa gegen Mittag in Wutschang ans Land. Kaum hatten sie sich einige Schritte von



GOUVERNEMENT
KIAUTSCHOU

Im Dezember 1895
 als Entwurf gedruckt.

1:200000.



der Landestelle entfernt, als eine in unglaublich kurzer Zeit auf mehrere hundert Köpfe angewachsene Menge sie unter wüstem Geschrei umringte und mit Steinen zu bewerfen begann. Es ist nur der Besonnenheit und Ruhe der Offiziere, die zunächst stehen blieben und dann langsam ihren Weg fortsetzten, zu verdanken gewesen, wenn es dem aufgeregten Volkshaufen gegenüber an dieser Stelle zu keinen ernstern Thätlichkeiten gekommen ist.

An dem Landungsplatze war inzwischen auch der Unteroffizier des Dampfbootes, das die Offiziere herübergebracht hatte, angegriffen worden, und er hatte die Chinesen, wie das Blatt sich ausdrückt, seine „deutsche Faust fühlen lassen müssen“. Das Boot wurde mit Schmutz und Steinen beworfen; doch ist glücklicherweise die Besatzung der Pinasse ohne schwere Verletzungen davongekommen. Der Vorfall fand in der Nähe der großen Baumwoll-Spinnerei in Wutschang statt; auch zwei deutsche Herren aus Hankau wurden durch Steinwürfe belästigt. Eine direkte Beleidigung des Gesandten selbst hat also nicht stattgefunden.

Der Vizekönig Tschang-tschitung hat sofort die von dem deutschen Gesandten geforderte Genugthuung geleistet. Am 6. November erschien der Tautai von Hankau mit großem Gefolge an Bord des „Kormoran“ als Vertreter des Generalgouverneurs und überbrachte ein Schreiben desselben, in dem für den von dem Vizekönig tief bedauerten Vorfall um Entschuldigung gebeten wurde. Zugleich erklärte der Tautai namens des Vizekönigs, daß die Schuldigen ermittelt und mit äußerst strengen Strafen belegt worden wären. Am 7. November um 12 Uhr mittags fuhr dann der „Kormoran“ nach Wutschang hinüber, wo ein chinesisches Kriegsschiff die deutsche Flagge am Toppe hißte und sie mit 21 Schuß salutierte. Sobald dieser Salut gefeuert war, drehte der „Kormoran“ und trat die Rückreise nach Wufung an.

Kaiser Wilhelm.

Inzwischen sollte auch vom Mutterlande aus der Besetzung der chinesischen Bucht größerer Nachdruck gegeben werden und so befohl Seine Majestät die Indienststellung eines zweiten größeren Geschwaders.

Eine bedeutsame Rede, die der Unterstaatssekretär von Bülow im Reichstage hielt, gipfelte in dem Gedanken, daß die Zeit vorüber sei, in der Deutschland überall als überflüssig beiseite geschoben werde. Es wolle auch seinen Platz an der Sonne in Westindien und Ostasien behalten.

Seine Majestät der Kaiser drückte der Wichtigkeit der Besetzung und Festhaltung des Hafens von Kiautschou dadurch einen besonderen Stempel auf, daß er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, an der Expedition teilnehmen ließ; vorläufig als Kommandeur einer Division unter Oberbefehl des Admirals von Diederichs.

Das Flaggschiff „Deutschland“ sollte den Prinzen und den Admiralsstab an Bord nehmen. Die Division war folgendermaßen zusammengestellt:

1. Kreuzer I. Kl. „Deutschland“, Komm. Korv.-Kapt. Blochte. Erster Offizier Kapt.-Lt. v. Bassewitz. Kapt.-Leuts. v. Born und Brüll. Leuts. z. S. v. Abeken, Lange, Höpfner, Meidinger. Unt.-Leuts. z. S. Reinhardt, Böder, v. Gandecker, Karber, Schwengers, Wegener, v. d. Kneesebeck. Prem.-Lt. Robert vom II. Seebat. Masch.-Ing. Pasche. Ob.-St.-Arzt II. Kl. Dr. Kunkwitz. Assiſt.-Arzt II. Kl. Dr. Dloff. Zahlmeister Wolſchke.

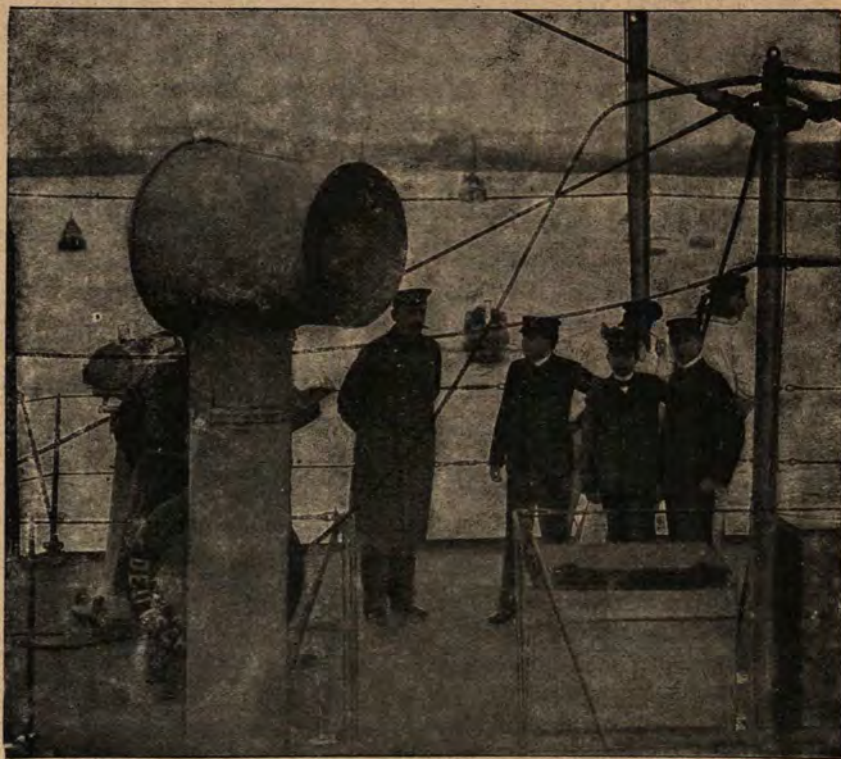
2. Kreuzer II. Kl. „Kaiserin Augusta“, Komm. Kapt. z. S. Köllner, Erster Offizier Kapt.-Lt. Gerdes, Kapt.-Lt. Dré, Leuts. z. S. v. Meyerink, Heuser, Fischer, Lebhon. Unter-Leuts. z. S. Döring, Straffer, Elert, Sachse, Schmidt, Sachse, Schmidt, Masch.-Ing. Hempel, Masch.-Unt.-Ing. Difrting, Scharfenberg, Frömming, Stabsarzt Dr. Mezke, Assiſtenzarzt II. Kl. Steinbrück, Zahlmeister Gelbricht.

3. Kreuzer III. Kl. „Gefion“, Komm. Korv.-Kapt. Follenius. Erster Offizier Kapt.-Lt. v. Dppeln-Bronikowski. Leuts. z. S. v. Sachmann, Heinemann, Symanski, Kehrt, Schulze. Unter-Leuts. z. S. Herzbruch, Schrader, Richter, Masch.-Ing. Stehr, Ob.-Msch. Hoffmann, Marine-Stabsarzt Dr. v. Förster, Zahlmeister Jasper.

Wie ernst der Kaiser die ganze Angelegenheit nahm, zeigte seine Anrede an den Prinzen Heinrich, in der folgende Stellen vorkamen:

„Die Fahrt, die Du antreten wirst, und die Aufgabe, die Du zu erfüllen hast, bedingen an sich nichts Neues; sie sind die logischen Konsequenzen dessen, was Mein Hochseliger Herr Großvater und Sein großer Kanzler politisch gestiftet und was Unser herrlicher Vater mit dem Schwerte auf dem Schlachtfelde errungen hat; es ist weiter nichts, wie die erste Bethätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben. Dasselbe hat in der staunenswerten Entwicklung seiner Handelsinteressen einen solchen Umfang gewonnen, daß es Meine Pflicht ist, der neuen deutschen Hanſa zu folgen und ihr den Schutz angeeiden zu lassen, den sie vom Reich und vom Kaiser verlangen kann. Die deutschen

Brüder kirchlichen Berufs, die hinausgezogen sind zu stillem Wirken und die nicht gescheut haben, ihr Leben einzusetzen, um unsere Religion auf fremdem Boden, bei fremdem Volke heimisch zu machen, haben sich unter Meinen Schutz gestellt und es gilt, diesen mehrfach gekränkten und auch oft bedrängten Brüdern für immer Halt und Schutz zu verschaffen. Deswegen ist die Unternehmung, die Ich Dir übertragen habe, und die Du in Gemeinschaft mit den Kameraden und den



Die Söhne S. M. des Kaisers besuchen die „Deutschland“ vor ihrer Abfahrt.

Schiffen, die bereits draußen sind, zu erfüllen haben wirst, wesentlich die eines Schutzes und nicht des Trutzes. Es soll unter dem schützenden Panier unserer deutschen Kriegsflagge unserem Handel, dem deutschen Kaufmann, den deutschen Schiffen das Recht zuteil werden, was wir beanspruchen dürfen, das gleiche Recht, was von Fremden allen anderen Nationen gegenüber zugestanden wird. Neu ist auch unser Handel nicht; war doch die Hansa in alten Zeiten eine der ge-

waltigsten Unternehmungen, welche je die Welt gesehen, und es vermochten einst die deutschen Städte Flotten aufzustellen, wie sie bis dahin der breite Meeresrücken wohl kaum getragen hatte. Sie verfiel aber und mußte verfallen, weil die eine Bedingung fehlte, nämlich die des Kaiserlichen Schutzes. Jetzt ist es anders geworden, die erste Vorbedingung: das Deutsche Reich ist geschaffen, die zweite Vorbedingung: der deutsche Handel blüht und entwickelt sich, und er kann sich nur gedeihlich und sicher entwickeln, wenn er unter der Reichsgewalt sich sicher fühlt. Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und



Die verschiedenen Uniformen der deutsch-chinesischen Station.

Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Als ein Zeichen der Reichs- und Seegewalt wird nun das durch Deine Division verstärkte Geschwader aufzutreten haben, mit allen Kameraden der fremden Flotten draußen im innigen Verkehr und guter Freundschaft, zu festem Schutz der heimischen Interessen gegen jeden, der den Deutschen zu nahe treten will. Das ist Dein Beruf und das ist Deine Aufgabe. Möge einem jeden Europäer draußen, dem deutschen Kaufmann draußen und vor allen Dingen dem Fremden draußen, auf dessen Boden wir sind, oder mit dem wir zu thun

haben werden, klar sein, daß der Deutsche Michel seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild fest auf den Boden gestellt hat, um dem, der ihn um Schutz angeht, ein für allemal diesen Schutz zu gewähren, und mögen unsere Landsleute draußen die feste Überzeugung haben, seien sie Priester, oder seien sie Kaufleute, oder welchem Gewerbe sie obliegen, daß der Schutz des Deutschen Reiches, bedingt durch die Kaiserlichen Schiffe, ihnen nachhaltig gewährt werden wird. Sollte es aber je irgend einer unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzelter Faust.“

Prinz Heinrich.

„Wenn't Vaterland röppt, denn gew ik furt
 „Den eenzigen Broder! Son Kaiserwurt
 „An sone Dacht ded' uns not!
 „So help Di Gott dörch Bülgern un Brus'!
 „Wi stahn mit uns' leew Kaiserhus
 „Tosamen bet in den Dod.“ —

Auf diesen Gruß des „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes“ traf folgende telegraphische Antwort an dessen Vorsitzenden, Herrn Bade, ein:

„Wenn't Hochdütsch up See nich mihr dauhn will,
 „Mut't Plattdütsch ran, denn ist't Pinnerpill!“
 Dank för fründlichen Glückwunsch.

gez. Heinrich, Prinz von Preußen.

Mehr als 15 Jahre verflossen, seit sich Prinz Heinrich von Preußen zuletzt zu einer transatlantischen Reise an Bord eines unserer Kriegsschiffe rüstete; denn im Herbst 1882 verließ der Prinz zum letztenmal für längere Zeit die Heimat, als er sich in Kiel auf dem ehemaligen Kreuzer „Olga“ für 18 Monate einschiffte, um sich mit dem unter dem Befehl des damaligen Korvettenkapitäns Freiherrn v. Seckendorff stehenden Fahrzeuge nach den Küsten von Südamerika und Westindien zu begeben. Als Prinz Heinrich sich anschickte, an Bord seines Flaggschiffes „Deutschland“ die Reise nach Ostasien anzutreten, verließ er während einer 20 $\frac{1}{2}$ jährigen Dienstzeit in der Flotte zum drittenmale die heimischen Gewässer; denn außer seiner Westindiensfahrt hat er nur in den Jahren 1878—80 bei seiner Weltumsegelung an Bord der Fregatte „Prinz Adalbert“ Aufenthalt auf den überseeischen Flottenstationen genommen. Schon seit mehreren Jahren war es, wie damals verlautete, der persönliche Wunsch des Prinzen Heinrich, ein Auslandskommando zu erhalten. Vorläufig mußte er aber aus dienstlichen

Gründen zurückstehen, da bei der Berufung des Chefs zur Kreuzerdivision stets auf rangältere Flaggoffiziere zurückgegriffen wurde.

Seit der Beförderung zum Korvettenkapitän im Frühjahr 1888 war Prinz Heinrich fast ununterbrochen an Bord unserer Kriegsschiffe kommandiert. Wir finden ihn in jenem Jahre als Kommandant der ehemaligen Kaiserjacht „Hohenzollern“ (jetzt Aviso „Kaiseradler“); im Jahre 1890 als Kapitän zur See mit der Führung des Kreuzers II. Klasse „Trene“ und 1892 mit der des Panzerschiffes IV. Klasse „Beowulf“ beauftragt. Vom Oktober 1892—94 befehligte der Prinz das Panzerschiff „Sachsen“ und das Jahr darauf bis Oktober 1895 den Panzer I. Klasse „Wörth“. Im Oktober 1896 setzte Prinz Heinrich zum erstenmal seine Admiralsflagge auf den „König Wilhelm“ als Flaggschiff der II. Division des I. Geschwaders. Im Oktober d. Js. holte er sie nieder, um als Chef der I. Marineinspektion einen anderen Dienstzweig der Marine kennen zu lernen.

Der als Flaggschiff des Prinzen Heinrich bestimmte Panzerkreuzer „Deutschland“ wurde während seines Umbaues zur Aufnahme eines Divisionsstabes hergerichtet. Trotzdem mußten die dem Prinzen Heinrich zur Verfügung stehenden Räume in den Augen eines Nichtseemanns nur bescheiden genannt werden.

Der Prinz Heinrich nahm von allen zu Hause bleibenden Offizieren und Mannschaften kräftigen Abschied und fuhr dann zu den beiden großen Männern, für die er besondere Hochachtung und Verehrung empfand, zum Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh und zum Grafen Waldersee nach Altona, um sich Rat und Segenswunsch bei ihnen zu holen.

Die ganze Abreise war durch die Fürsorge des Kaisers zu einem feierlichen, großen Akte, würdig der Bedeutung der Expedition, gestaltet und beide Brüder nahmen herzlichen Abschied von einander.

Auch von der Familie verabschiedete sich der Prinz in Brunsbüttelkoop, dort lief der Kreuzer „Deutschland“ nach Durchquerung des Kaiser Wilhelmkanals um 3 Uhr an.

Die Prinzessin Heinrich stand am Schleusenkopf und winkte dem Prinzen zu, welcher auf der Kommandobrücke stand. Nachdem die „Deutschland“ in der Schleuse festgemacht, ging Prinz Heinrich von Bord, begrüßte seine Gemahlin und den Prinzen Waldemar und nahm beide mit an Bord. Die „Deutschland“ fuhr um 5 Uhr weiter. Die Prinzessin Heinrich, welche mit dem Prinzen Waldemar bis zuletzt an Bord verblieben war, wurde von dem Prinzen Heinrich an

Land geleitet. Nachdem der Prinz sich an Bord zurückbegeben und die „Deutschland“ sich in Bewegung gesetzt hatte, wurde von Bord aus ein donnerndes Hoch auf die Prinzessin ausgebracht, und die Musik an Bord spielte: „Muß i denn zum Städtle hinaus.“ Das war der letzte Abschiedsgruß.

Der Doyddampfer „Darmstadt“ mit dem Militärkommando für China verließ am 17. Dezember ebenfalls den Hafen und ging sofort in See. An den Seeschleusen war eine überaus zahlreiche Menschenmenge angeammelt, welche in lebhaftem Hurrahrufe ausbrach. Dieselben wurden von dem Schiffe aus erwidert. Die Musik auf dem Lande spielte Abschiedslieder.

Werfen wir nun einen Blick auf die neue Erwerbung

Kiautschou.

Diejenigen unter den Lesern, die Pläne lesen können, werden aus der beigelegten Karte (Seite 13) die ganze Lage der Kolonie ersehen. Als man noch zweifelhaft war, welche der von den Europäern noch unbesezten Hafenstrecken

man deutscherseits erwerben sollte, wurde der Geheime Marine-Baurat Franzius ausgeschiedt, um zwischen den verschiedenen Häfen die Auswahl zu treffen.

Besezt waren:

von Rußland: Mandschurei und Port Arthur,

von England: Hongkong und Weihawei,

von Frankreich: Anam und Tonking,



Prinz Heinrich von Preußen.

von Portugal: Macao,
von Japan: Formosa.

Für deutsche Ansiedelungen waren in Betracht gezogen: Amoy, die Samsahbay und die Bucht von Kiautschou. Nach mancherlei Erwägungen entschloß sich die Regierung zur Erwerbung des letzteren Gebietes. Allerdings herrschten auch noch über diese Wahl mancherlei Bedenken. Man hielt den bisher noch ganz unbekanntem Hafen nicht für eisfrei, die Wassertiefen für nicht genügend und das Hinterland nicht für wirtschaftlich nutzbar. Franzius, der wie gesagt, ausgesandt war, um die Verhältnisse näher zu erkunden, machte in einem Vortrage, den wir der Marine-Rundschau entnehmen, folgende interessante Schilderung der ganzen Gegend.

Er sagte über den Namen des Landes: Dieser stammt aus alter Zeit von einem der beiden unabhängigen Volksstämme jener Gegend, den Kiao und den Lai. Der Stamm der Lai, dessen Name sich in dem der Stadt Lai-tschau-su erhalten hat, wird schon 2000 Jahre v. Chr. genannt und soll nur Seide als Tribut zu entrichten gehabt haben. Der Stamm Kiao wird zuerst 600 v. Chr. genannt, und man



Vizeadmiral von Diederichs.

nimmt an, daß die Stadt etwa 500 Jahre v. Chr. gegründet worden ist. Damals lag sie vermutlich unmittelbar an der Mündung des Kiao-Flusses in der großen Meeresbucht. Heute ist sie infolge von Versandungen etwa eine deutsche Meile vom Ufer entfernt.

Die Bucht.

Auf der Nordseite der Einfahrt sieht man eine kleine Bucht mit einer Landungsbrücke, dahinter einige größere Baulichkeiten und ein besetztes Lager. Hier liegt das Dorf Tschintau mit Zollhaus, Telegraphenstation und dem Amtsgebäude des chinesischen Generals. In dem letzteren hat sich jetzt die deutsche Verwaltung vorläufig ein

Unterkommen geschaffen. Hier liegen die deutschen Schiffe während des Winters gegen die Nordwinde vollständig geschützt, und wird die von den Chinesen auf einem Riff hergestellte, etwa 180 m lange Steinmole durch einen Landungssteg aus eisernen Schraubenpfählen, mit dessen Herstellung ebenfalls schon von den Chinesen begonnen war, so weit verlängert, daß die Dampfsboote auch bei Niedrigwasser dort anlegen können.

Der Platz ist, wie gesagt, gegen die rauhen Nordwinde geschützt und in dieser Hinsicht vermutlich im Winter den meisten andern Plätzen in der Bucht vorzuziehen. Es ist daher zu erwarten, daß sich hier alsbald eine deutsche Niederlassung gründen wird.

Die Kiao-Bucht liegt 390 Seemeilen nördlich von der Mündung des Yangtse, so daß man sie von Shanghai aus mit gewöhnlichen Dampfern in etwa 30 Stunden erreicht. Die Ansteuerung ist eine bequeme und, wenn man sich der gegen die herrschenden Winde, den Nordost- und den Südwestmonsun gleich gut gedeckten Einfahrt nähert, sieht man zur Rechten der Bucht die mehr als 1000 m hohen Granitfelsen des Laoshau emporragen, während zur Linken die Höhen sich nicht über 2—300 m erheben. Von der 2 Seemeilen breiten Einfahrt haben 1,5 Meilen für die größten Schiffe ausreichende Tiefe. Die Bucht mißt in jeder Richtung etwa 12 Seemeilen, doch fallen weite Flächen bei Niedrigwasser trocken, so daß der für große Schiffe in Frage kommende Raum etwa einer Kreisfläche mit 4 Seemeilen Durchmesser oder einer deutschen Quadratmeile entspricht. An dieses Becken schließt sich nach Nordost noch eine nutzbare Rinne von 4 Seemeilen Länge mit 1000 m Breite und mindestens 6 m Tiefe bei Niedrigwasser.

Da der durch Ebbe und Flut erzeugte Wasserwechsel etwa 3—4 m beträgt, also etwa so viel wie bei uns an der Nordseeküste, so liegt ein Vergleich der Bucht mit dem Jade-Busen nahe und, wer von Ihnen diesen kennt, mag sich also eine den Jade-Busen an Ausdehnung noch übertreffende Wasserfläche denken, an welche sich nach Nordost noch eine Rinne von der Größe des Kieler Hafens anschließt.

Klima und Wasserverhältnisse.

Das Klima wird allseitig als das gesündeste in ganz China bezeichnet. Die Wärme ist im Sommer zwar noch groß, aber die Trockenheit der Luft soll sie leicht ertragen lassen. Im Winter giebt es Frost und Schnee, doch soll die Bucht nach den Angaben der Bewohner nur auf den nordwestlichen Wattflächen zeitweise Eis zeigen.

Der Schiffahrt soll daraus, wie allgemein versichert wurde, ein Hindernis nicht erwachsen.

Die herrschenden Winde, der Nordost- und Südwestmonsun sind gleichzeitig auch die stärksten. Taifune sollen selten sein. Wenn auch die Bucht gegen diese Winde gut gedeckt ist und somit einen sehr geschützten Ankerplatz bildet, so wird sich doch infolge ihrer großen Ausdehnung aus jeder Richtung so viel Seegang erzeugen, daß z. B. ein Löschen und Laden mit Hilfe von Leichterfahrzeugen zeitweise ebenso unmöglich sein wird wie der Verkehr mit leichten Booten. Die Bucht bildet zwar eine ausgezeichnete Rheede, doch müssen die eigentlichen Hafenanlagen, wie in allen solchen Fällen, so auch hier noch geschaffen werden.

Besonders starke nachtheilige Strömungen sind nicht vorhanden. Das Wasser ist, seitdem der Hoangho seine gelben Fluten nicht mehr wie von 1300—1852 an der Südseite der Halbinsel Schantung ins Meer wälzt, frei von Sinkstoffen. Wenn trotzdem eine Abnahme der Wassertiefen in der Bucht im Laufe der Zeit eingetreten ist, so wird diese Erscheinung durch die Sandmassen hervorgerufen, welche der Bucht durch die sich in sie ergießenden Bäche und Flüsse zur Regenzeit von den entwaldeten Gneisgebirgen zugeführt werden. Die Ursachen der Verflachung liegen also nicht in Schlickablagerungen aus der See. In der Bucht von Kiao kann der vom Lande zufließende Sand ohne große Kosten hinfort nützlich verwendet werden, indem man ihm nicht mehr gestattet, in die größeren Tiefen vorzubringen, sondern zwingt, die unbequemen Seegang erzeugenden flachen Wasserflächen in brauchbares Land zu verwandeln. Diese Flächen sind so groß, daß sie auf Jahrhunderte hinreichen, den zufließenden Sand aufzunehmen. Vermuthlich wird aber der Zufluß infolge von Bewaldung der Höhen allmählich sehr abnehmen.

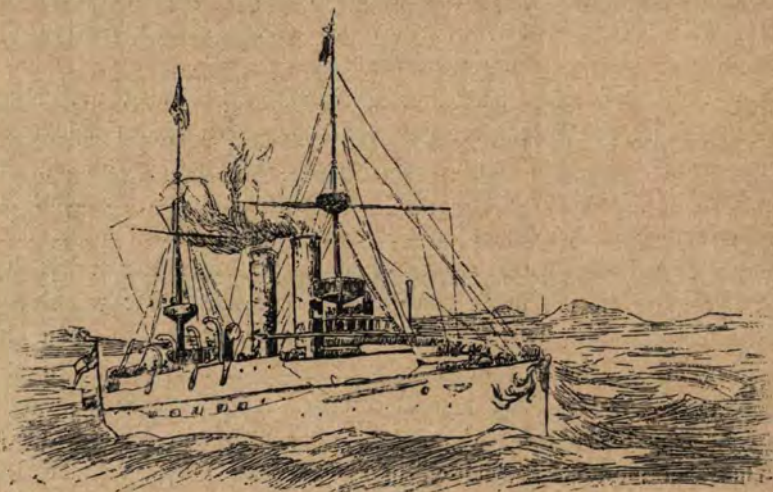
Daß man es bei allen Bauten in der Kiao-Bucht mit Sand und nicht wie in der Jade mit Schlick zu thun hat, fällt für die Kosten der Bauwerke selbstverständlich sehr günstig ins Gewicht.

Auch für den Ankergrund ist das von Wichtigkeit.

Das Vorhandensein des Bohrwurms ließ sich bei dem vollständigen Mangel an Holzbauten nicht nachweisen, ist aber mit Sicherheit anzunehmen, weil er an der ganzen chinesischen Küste und beispielsweise in dem benachbarten Tschifu sehr stark auftritt. Man wird also wahrscheinlich zu Wasserbauten kein Holz verwenden dürfen, obgleich solches von Kanada in vorzüglicher Beschaffenheit zu etwa

demselben Preise zu haben ist, den man in Norddeutschland für preußisches Holz zahlt.

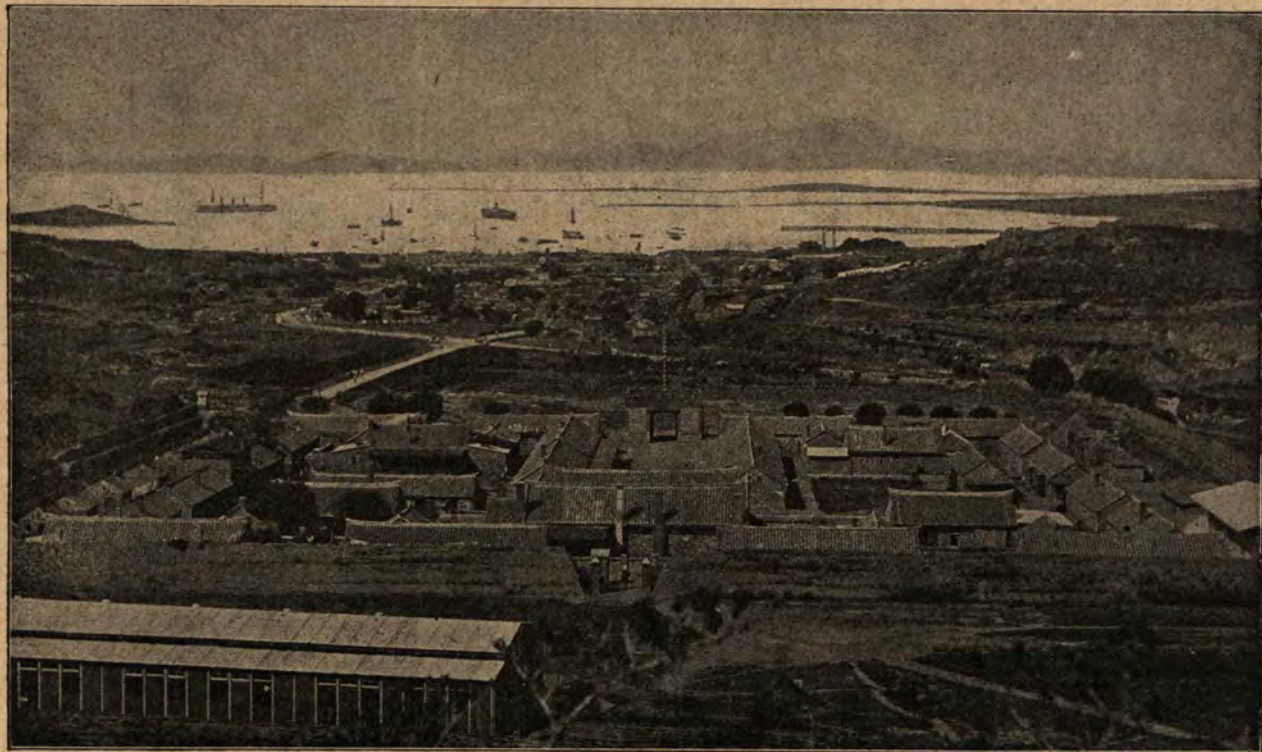
Die Bucht ist nach Osten und Süden von Bergketten umgeben. Die östlichen fallen sanft, die südlichen steil in die Bucht. Nach Nordost senken sich die Höhen immer mehr, nach Norden ist alles flach, ebenso im Westen, doch treten dort einzelne Regel empor. Die Gebirge bestehen vorzugsweise aus Gneis. Die in die Bucht auslaufenden Felsenriffe zeigen aber auch Kalkstein und am Nordostufer bei Nü-ku-kau, wenn ich nicht irre. Sandstein. In der Bucht liegen außer



Deutsches Kriegsschiff in der Klaußon-Bucht.

den Inseln Tschiposau und Potatoe Island, zwei Riffe von Bedeutung, der Horse Shoe Rock und Womans Island, von denen namentlich ersterer jetzt noch der Schifffahrt gefährlich sein kann, weil er bei Hochwasser fast ganz unsichtbar ist. Es ist jedoch nicht unmöglich, daß man beide Riffe später durch Aufmauerung als Wellenbrecher sehr nützlich verwendet.

Auf der Strecke zwischen Horse Shoe und Womans Island gehen die für große Schiffe ausreichenden Tiefen ziemlich nahe an das Ostufer heran, und hier ließe sich ein Handelshafen von großen Abmessungen anlegen. Die kleine Stadt Nü-ku-kau bildet dort jetzt den Einfuhrhafen für diejenigen Güter, welche auf Dschunken herangebracht werden, von denen ich nur Baumwolle als selbst gesehen nennen kann.



Ansicht von Tschintau mit Aussenbede, vom Ostpafs gesehen.

Das Land.

Wenn wir uns nun vom Wasser aufs Land begeben wollen, so ist das in der Bucht zunächst noch ziemlich unbequem. Nur an wenigen Stellen kann man mit Booten landen, ohne nasse Füße zu bekommen. Die Ufer erheben sich dünenartig etwa 15—20 m über den eigentlichen Strand. Aus Dünen und Strand treten aber zahlreiche Felsenriffe hervor, welche sich über und unter Wasser in die Bucht hinein erstrecken. Solche Riffe kann man ohne große Kosten als Molen zu Landungsplätzen ausbilden, und die Chinesen haben, wie bereits gesagt, an einer sehr geschützten Stelle außerhalb der Bucht bei dem Dorfe Tschintau einen solchen Landungsplatz angelegt.

Man darf sich kein zu günstiges Bild von der nächsten Umgebung der Bucht machen. Wohl kann sich das Auge bei schönem Wetter, wie ich es im Mai hatte, an der wundervollen Farbenpracht erlaben, in der die rotgrauen Berge und das bald tiefblaue, bald durch alle Schattierungen von Grün erglänzende Wasser sich zeigen, aber von menschlicher Kultur ist noch wenig zu spüren und die Vegetation läßt gerade dort, wo man an der Südostseite das Land zunächst betritt, auch noch viel zu wünschen übrig. Die niedrigen Höhen und das wellige Terrain zwischen ihnen bestehen aus verwittertem Gneis und sind deshalb sehr sandig. Aber je weiter man nach Norden zu an der Bucht hinauf kommt, desto besser wird der Boden und er geht immer mehr in äußerst fruchtbaren Löß über, der dann mit überraschender Sorgfalt von den in zahllosen Dörfern angesiedelten Chinesen beachtet ist. Diese Dörfer machen zum Teil einen sehr dürftigen, zum Teil aber auch einen recht freundlichen Eindruck. Ich habe Lehmhütten kleinster Art gefunden; die von alter Zeit her zum Schutz gegen Räuber mit hohen, jetzt zerfallenen Lehmwällen und Gräben umgeben waren, aber auch wesentlich besser hergestellte Häuser mit Granitsockel und Ziegelwänden, mit kleinen Gärten, in denen gelbe Rosen und Glycinen in größter Üppigkeit blühten; auch eine niedrige Syringe von außerordentlichem Duft. Rings um einige dieser Dörfer zogen sich große Anpflanzungen von Obstbäumen, meistens Birnen, die allerdings nach unseren Begriffen nicht besonders wohlschmeckend sind. Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß in wenigen Jahren in Kiao ebenso schöne Weintrauben gedeihen, wie jetzt in Tschifu, zumal einer der Besitzer jener Weinberge sich schon auf dem Wege nach Kiao befindet. Außer Birnbäumen habe ich Aprikosen- und Wallnußbäume gesehen.

Rinder und Pferde sind nicht sehr zahlreich. Die Tiere klein, aber nicht häßlich. Vorzugsweise sind Esel und Maultiere im Gebrauch. Ebenso zahlreich wie diese sind kleine schwarze Schweine, Ziegen und Schafe dagegen wieder selten.

Hühner und Enten werden überall gehalten, auch Tauben. Wasservögel giebt es auf den Wellen in großer Zahl. Singvögel werden aus Mangel an Wald und Büschen schwerlich vorhanden sein. Ich habe sie nur in den kleinen Käfigen gesehen, die namentlich von Soldaten gern mitgeführt und an irgend einen Zweig gehängt werden. Der glückliche Besitzer hockt dann in Geduld neben dem Vogelbauer und erfreut sich des Gesanges. Der verbreitetste Vogel in ganz China ist die Elster. Sie fehlt auch in Kiantschou nicht.

An Fischen soll die Bucht reich sein, doch war von Fischerei nicht viel zu bemerken. In der Stadt Kiao wurden jedoch unserm Hornfisch ähnliche, 1 bis 2 m lange Fische in großer Menge auf den Markt gebracht.

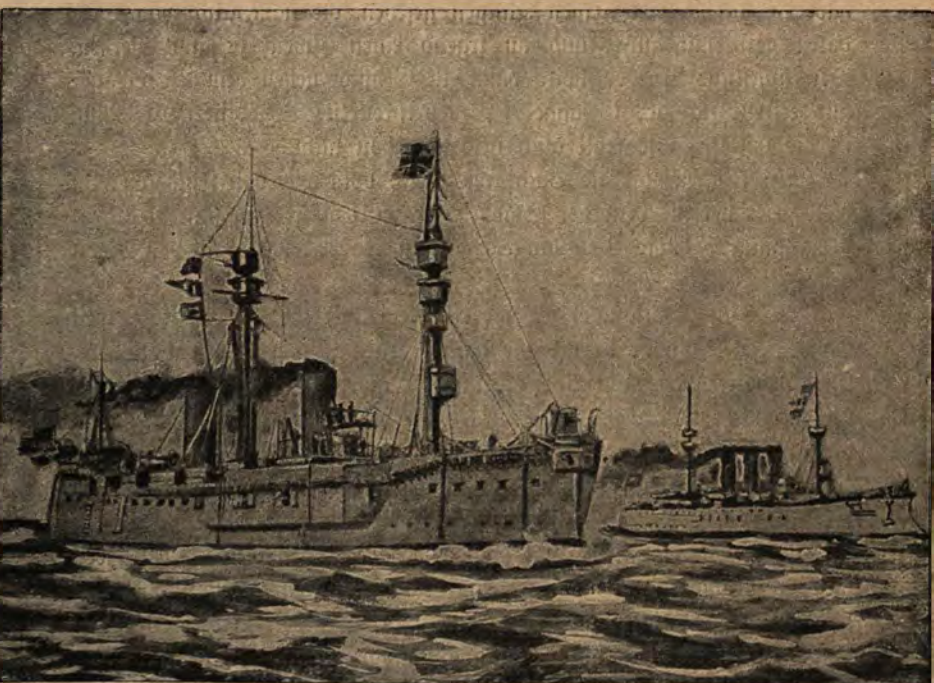
Das an Deutschland verpachtete Gebiet ist nicht überbevölkert, weil es weniger fruchtbar ist als die nach Norden sich anschließende Ebene. Die Bevölkerung macht einen kräftigen Eindruck. Man darf nur die Geduld nicht verlieren. Das ist freilich nicht ganz leicht, wenn man von unzähligen Männern und Kindern umringt wird, die alle den Fremdling betasten und das Zeug oder das Fernglas untersuchen wollen. Flüchtet man nun auch in den vom Wirt als Schlafzimmer überwiesenen Raum, so dringt doch eine ganze Anzahl mit hinein, weil die Thür nicht verschließbar und in dem Raum kein Stück Möbel vorhanden ist, so daß man die Thür auch nicht verbarrikadieren kann. Hat man die Neugierigen endlich hinausgejagt und die Thür zugebunden, so bleiben sie an den Fenstern stehen, durchstoßen die Papierscheiben und betrachten den Fremden so lange, bis es dunkel im Innern ist.

So wird die Bevölkerung durch ihre Neugierde wohl lästig, aber obgleich ich nur mit zwei Begleitern ins Land hineinritt, sind wir doch während eines fünftägigen Ausfluges weder durch Wort noch That auch nur im geringsten behelligt.

Die Häuser werden meistens so hergestellt, daß die das Dach tragende Konstruktion aus Holz besteht und die aus Lehm gestampften oder aus an der Luft getrockneten Ziegeln, bisweilen sogar aus Granitquadern hergestellten Mauern nur zur Umschließung und Abtrennung der einzelnen Räume dienen. Das Dach ist meistens mit gebrannten

Dachpfannen eingedeckt, bei sehr dürftigen Verhältnissen nur mit Stroh und Lehm.

Reiche Chinesen bewohnen ein mit hoher Mauer umgebenes Gehöft, in welchem die Wohn- und Wirtschaftsräume um mehrere große Höfe gruppiert sind; in solchen Gebäuden befinden sich dann auch, namentlich in dem mit Hausaltar geschmückten Empfangszimmer, einige Möbel, in den Schlafzimmern sogar eine Art von Bettstellen, aber



Die Kreuzer „Deutschland“ und „Gefion“.

im allgemeinen ist eine mit Matten bedeckte Holz- oder Lehmpritsche die einzige Ausstattung. Hier schläft der Bewohner, ohne sich zu entkleiden, in seinem wattierten Noth.

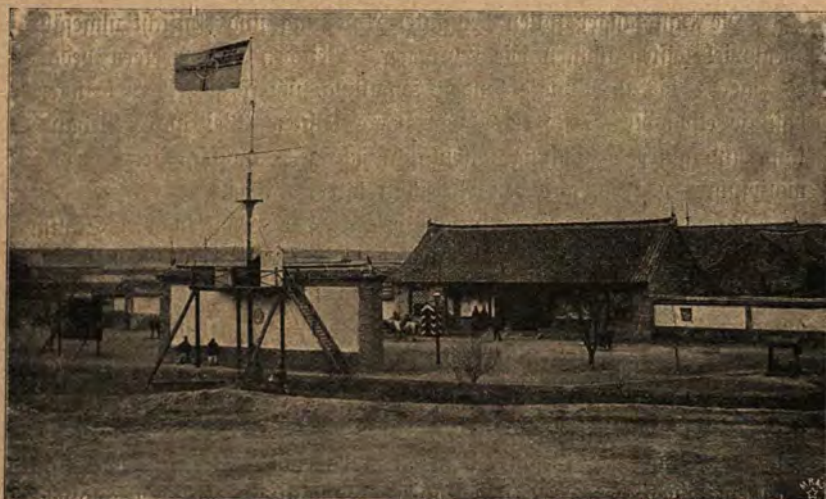
Gefallen findet man an der Bevölkerung, wenn man ihre Genügsamkeit und ihren Fleiß erkennt.

Der chinesische Arbeiter ist gewöhnt, vom Sonnenaufgang bis Untergang mit geringen Pausen zu arbeiten. Wenn er selbständig ist, bekümmert er sich nicht um die Tageszeit, und ich habe verschiedentlich Handwerker um Mitternacht und Landleute vor Tagesgrauen an

der Arbeit gesehen. Wird er müde, so schläft er, ob es Tag oder Nacht ist, einige Stunden und arbeitet weiter. Einen wöchentlichen Ruhetag kennt er nicht.

Die Leute, die wir am Ufer zunächst sahen, waren die Soldaten aus den Lagern, junge, kräftige Leute.

Meistens liefen sie unbewaffnet in kleinen Trupps umher, in blau und roten Kitteln, mit den zweiteiligen Überhosen, großen runden Stroh Hüten, Filzschuhen, einem Regenschirm in der Hand und machten keinen sehr kriegerischen Eindruck.



Haus des deutschen Gouverneurs in Tschintau.

Auf den Äckern sah man wenig Leute, weil die Kornfelder überall grünten und nur einzelne Äcker noch besonders bestellt wurden. Auf den Wegen aber trafen wir namentlich im Norden der Bucht viele Karenschieber, die mit bewundernswerter Kraft und Ausdauer ihre Lasten meilenweit durchs Land fortbewegen. Die Fahrstraßen gleichen unseren breiten Feldwegen, aber Wagen sind ganz unbekannt, zweirädrige Karren, wie sie im Norden Chinas gebräuchlich sind, sahen wir in ganz geringer Zahl; das Beförderungsmittel ist fast ausschließlich die auch in Shanghai gebräuchliche Schubkarre mit einem großen Rade, zu dessen beiden Seiten die Last ruht und die von einem Manne geschoben, häufig aber noch von einem zweiten Manne und einem Esel gezogen wird.

Eine kleine Karre trägt etwa 3 bis 4 Zentner, eine große das Doppelte.

Die Karre mit zwei Maultieren kostet für einen Tag etwa 3 Mk., die große mit drei Maultieren 5 Mk. Ein Esel zum Reiten 50 Pf., für Maultier oder Pferd 1,20 Mk.

Beim Karrentransport rechnet man auf Zurücklegung eines Weges von etwa 35 km, beim Reiten auf 50 bis 60 km täglich.

Die Tagelöhne eines Handlangers sind mir zu 30 bis 45 Pf. angegeben, die eines Maurers, Zimmermanns, Tischlers, Böttchers zu 40 Pf., eines Schmieds, Kupferschmieds, Steinmezes zu 50 Pf.

Die Handlanger sollen bei guter Anleitung und Aufsicht ungefähr ebensoviel leisten können wie Europäer. Bei den Handwerkern bedarf es einer 1 bis 2 Monate langen Schulung, um sie soweit zu bringen, daß sie etwa die Hälfte eines Europäers leisten. Bei guter Behandlung und guter Bezahlung sollen sich tüchtige Schlosser, Heizer, Lokomotivführer u. s. w. aus den Arbeitern bilden lassen.

Man hat aus der Anspruchslosigkeit der Chinesen den Schluß ziehen wollen, als ob China kein Bedürfnis für europäische Produkte habe. Das halte ich nicht für richtig. Wenn man Städte wie Singapur, Hongkong und Shanghai kennen gelernt hat, sieht man sofort, daß die Bedürfnislosigkeit sich in einen starken Hang zum Luxus verwandelt, sobald nur die Gelegenheit geboten wird, Geld zu erwerben, und die Sicherheit geschaffen, es vor der Habgier der Beamten zu bewahren. Daß der Geschmack der wohlhabenden Chinesen vorläufig noch ein chinesischer ist, versteht sich bei der vollständigen Abgeschlossenheit des Landes von selbst.

Aber mit dem Ausbau der Eisenbahnen, mit der weiter zunehmenden Erschließung des Innern wird auch die europäische Kultur und europäischer Geschmack in China ebenso eindringen, wie er es in der ganzen übrigen Welt gethan hat.

Die Aussichten für die Entwicklung des Places.

Herr v. Richthofen hat in überzeugender Weise nachgewiesen, wie die Aufschließung Schantung und der westlich und nordwestlich von Schantung gelegenen reichen Provinzen durch eine von Kiautschou ausgehende Eisenbahn für unsern Handel und unsere Industrie von höchster Bedeutung sein wird. Von allen Kaufleuten, Technikern und sonstigen Kennern des Landes ist mir das im Süden wie im Norden Chinas ebenso ausgesprochen. Ich glaube ferner,

daß schon allein die Aufschließung der in Schantung vorhandenen Kohlenlager und die Schaffung geregelter Kohlenausfuhr dem Hafen Kiautschou eine große Bedeutung sichern werden. Die Kohle von Weih sien wurde in der Stadt Kiautschou, also nur etwa 70 km von der Lagerstelle, mit 80 Mk. die Tonne bezahlt und natürlich nur pfundweise gehandelt, weil der ganze Transport mit Schiebkarren auf Lehmwegen erfolgte. Eine Steinstraße zwischen diesen Städten, von der ich gelesen hatte, ist nicht vorhanden.

Kann andererseits die chinesische Bevölkerung zu billigen Preisen Kohlen als Brennmaterial beziehen, so wird die Umgebung der Bucht und das Gebirgsland von Schantung nach einiger Zeit ein ganz anderes Aussehen bekommen, weil man nicht mehr nötig hat, alles Holz schon als Strauchwerk zur Feuerung zu verwenden. Dann werden sich die Höhen ebenso bewalden wie die von Hongkong, und die zur Regenzeit fallenden großen Wassermengen werden nicht wie jetzt tiefe Schluchten auswaschen, in denen sie dem Meere zustürzend die Äcker verwüsten und dem Verkehr große Hindernisse bereiten, sondern als friedliche Waldbäche der neuen Stadt Kiautschou treffliches Trinkwasser liefern.

Ich würde übrigens Unrecht thun, wenn ich nicht hervorheben wollte, daß schon jetzt auf den Vorbergen des Laoshau eine regelrechte Anpflanzung von Kiefern in ziemlich großem Umfange besteht, der einzige Fall solcher Aufforstung in China, den ich gesehen habe und der sich unter deutschem Schutz hoffentlich zum kräftigen Walde entwickeln soll. Wird man doch für den Bergbau das Grubenholz bald nötig haben.

Die Umgegend.

Mit dem Bergbau muß der Eisenbahnbau Hand in Hand gehen. Deshalb lag mir vor allem daran, mich durch eigenen Augenschein von der Beschaffenheit der im Norden der Bucht vorhandenen Ebene zu überzeugen. Ich ritt also mit zwei Begleitern, von welchen einer mir als Dolmetscher diente, zum Ostufer die Bucht entlang nach dem erwähnten Hafenplatz Ni-ku-kau. Es muß hier ein gewisser Wohlstand herrschen. An dem allerdings nur bei Hochwasser zugänglichen Hafen, vor welchen etwa ein Duzend Dschunken ankerten, lagen einige aus Granitquadern und Ziegeln hergestellte Gebäude, die als Speicher dienen sollten. Die Bevölkerung war nicht durchweg ärmlich gekleidet. Ich sah z. B. an dem auf einer ganz isolierten Höhe weithin sichtbaren Tempel bei Tagesanbruch einen jungen Chinesischen Reiter sich

vom Pferde herab im Bogenschießen üben, der ganz den Anschein eines wohlhabenden Sportsman hatte.

Westlich von Nü-ku-kau wird die Gegend vollständig flach. Man überschreitet dann drei Wasserläufe, die alle gemeinsam durch ihre Sandablagerungen ein großes Watt gebildet haben, welches größtenteils schon über dem gewöhnlichen Hochwasser zu liegen scheint und



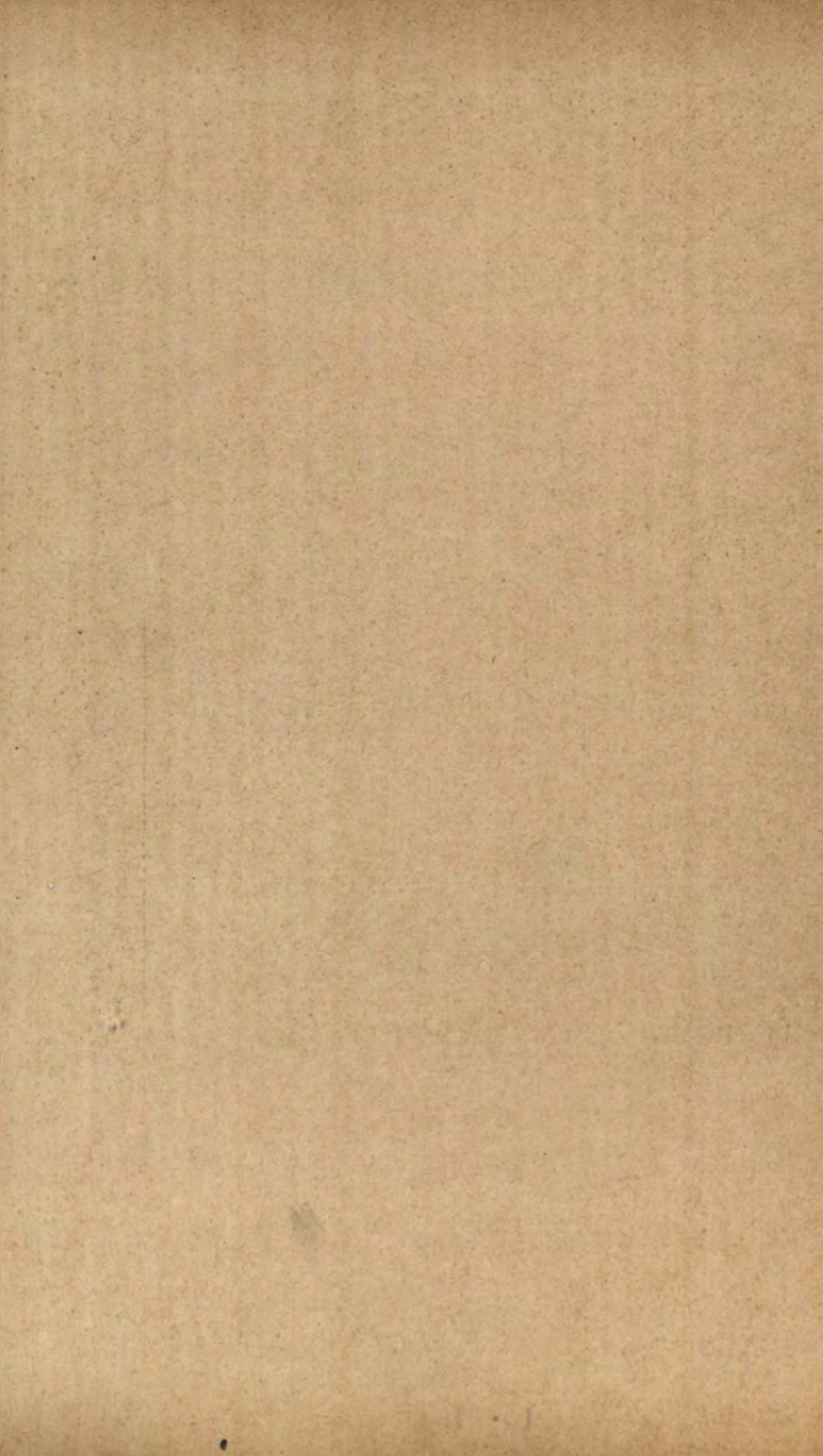
Marine-Schnellenergeschütz mit Schutzschild.

nur bei höheren Fluten ganz mit Wasser bedeckt sein mag. Auf diesem Watt würde man die Salzgewinnung in der an der chinesischen Küste so vielfach vorkommenden einfachen Weise betreiben können.

Wir wandten uns, immer dem Telegraphen folgend an dem Nordufer der Bucht, nun nach Westen und überschritten zunächst ein breites, aber vollständig trockenes Flußbett, das als Wuho bezeichnet wurde. Die Sohle desselben lag erheblich über dem Terrain. Ob es zur



Löhnung chinesischer Karrenschieber im deutschen Dienst zu Kiautschou.



Regenzeit ausnahmsweise noch Wasser führt, war nicht festzustellen. Auf dem östlichen Ufer war es mit einem Deich versehen. Bald darauf folgte der eigentliche Wuho oder Kiaoho, dessen Sohle merklich tiefer lag. Das Bett war 120 m breit, der zur Zeit vorhandene Wasserlauf vielleicht nur 80 m, bei einer Tiefe von etwa 0,5 m. Über diesen Fluß führte eine regelrecht aus Granitquadern hergestellte



Eine Pferdeshwemme.

Brücke von 45 Pfeilern, welche etwa 1,5 bis 2 m voneinander entfernt und mit Steinbalken überdeckt sind. Es ist die Straße von Tsimo nach Kiautschou.

Nun wurde die alte Stadt mit ihren 10 m hohen, von Zinnen umkränzten Mauern, die von weitem einen ganz imposanten Eindruck machen, im Grunde aber nur Trümmerhaufen sind und mit Ziegeln

wohl nur äußerlich bekleidet zu sein scheinen, erreicht. Die hölzernen Thore schienen noch benutzt zu werden. Durch enge, schmutzige Gassen ritten wir zum Gasthose und kamen dabei durch eine ganz kunstvoll aus Granit gearbeitete Ehrenpforte, zum Andenken einer tugendhaften Frau errichtet. Ähnliche etwas einfachere Denkmäler hatten wir schon vorher in einem Dorfe getroffen. Tugendhafte Frauen scheinen in jener Gegend zahlreich zu sein. Mit den Gasthöfen ist es dagegen schlecht bestellt. Ein Tempel, in welchem man sonst in Nord-China gern übernachtet, war nicht vorhanden oder nicht frei, und in dem Gasthof ersten Ranges mußten wir mitten zwischen Pferden und Eseln in einem Raum übernachten, der einem Gänsestall auf ein Haar gleich. Auf Fremdenverkehr ist man noch nicht recht eingerichtet, und Europäer waren dort noch ziemlich unbekannt, ebenso wie das Silbergeld. Unser Wirt hatte nie ein Stück davon gesehen und fiel, als ich ihm für ein Stück Weisfienkohle einen blanken Dollar schenkte, ganz überwältigt vor mir nieder. Auch konnten wir unser Silber nicht verwerten und mußten, obgleich wir zwei nur mit Kupfermünzen beladene Esel mit uns führten, schließlich doch noch eine Anleihe machen.

Wie groß die Bevölkerung der Stadt ist, war nicht zu ermitteln. Ich würde sie nicht über 30000 bis 50000 Seelen schätzen, was ja für China nicht so sehr viel ist. Ich vermute, daß ein Teil derselben, namentlich die Handwerker, ihrer Vaterstadt bald den Rücken kehren und sich am andern Ufer der Bucht Arbeit suchen werden. In den neuen Ansiedelungen werden Straßen und Wohnungen nach dem Muster von Hongkong einen mehr europäischen Zuschnitt haben, aber auch hier werden sich die Chinesen bald an Reinlichkeit gewöhnen und vorzügliche Arbeiter werden.

Obgleich man schon in der Stadt Kiautschou erkennt, daß nach Norden zu, so weit das Auge reicht, nur eine einzige sanft ansteigende Ebene vorhanden ist, lag mir doch daran, die Wasserscheide zu erreichen, von wo ab der sogenannte nördliche Kiao- oder der Lai-Fluß nach der Bucht von Petschili zu fließt. Diesen Punkt fanden wir etwa 25 km nördlich von der Stadt und zwar auf der Straße von Kiautschou nach Pinku-tschau, indem wir den Kiaofo aufwärts ziehend dort an einen Seitenarm kamen, der sich auf den ersten Blick als ein künstlicher Kanal von 30 bis 40 m Breite darstellte.

Auf einer der am Ufer aufgestellten großen Steintafeln war der Wasserlauf als Kiao-Lai-Kanal und die Brücke als „die Brücke, die Perlen hervorbringt“ bezeichnet. Das that die Brücke allerdings nicht,

obgleich ein Pfeiler eingestürzt war, denn das Wasser im Kanal stand vollständig still. Aber die Chinesen behaupteten, es flüsse nach Norden. Wir waren also unzweifelhaft an der Wasserseide. Auch erzählten die Chinesen, daß der Kanal vor etwa 600 bis 700 Jahren hergestellt sein soll. Es ist erstaunlich, wie gut er sich erhalten hat. An beiden Ufern standen hohe Bäume, während an den Flußläufen kein Baum zu sehen war. Daß aber der Kanal oder der Kiao-Fluß zur Zeit irgendwie mit Booten befahren würde, dafür habe ich keinen Anhalt gefunden. Der niedrigen und schmalen Brückenöffnungen wegen könnten es ja auch nur Fahrzeuge kleinster Art sein.

Von hier aus war nach Norden nichts zu sehen als eine breite fruchtbare Ebene, aus der überall von einzelnen großen Bäumen umgebene Dörfer auftauchten. Die Äcker waren so sorgfältig mit Weizen, Gerste, Hirse, Bohnen, Melonen, Wachsbäumen u. s. w. bestellt, daß kaum ein unbebauter Fleck oder ein Unkraut zu sehen war, letzteres ja vielleicht mit aus dem Grunde, weil alles, was nicht Frucht bringt, als Brennmaterial ausgerissen wird und sehr gesucht ist. Ich gewann die feste Überzeugung, daß der Bau von Eisenbahnen in dieser Gegend keine besonderen technischen Schwierigkeiten bietet und daß das Hinterland ein sehr günstiges ist. Ist doch schon jetzt ein anscheinend lebhafter Verkehr mit Getreide, Bohnenkuchen und Öl in Krügen, mit Baumwolle und Filzsachen, Thonwaren, Tabak, Papier, Salz, Holzkohlen, Reisig u. s. w. vorhanden, der ja allerdings auf den breiten, ausgefahrenen Wegen lediglich auf Schiefbarren erfolgt und über dessen Umfang zuverlässige Angaben fehlen. Wenn auch die Grunderwerbskosten vielleicht etwas höher sein werden als der Durchschnittspreis für Ländereien in der Provinz Schantung, der nur zu 2500 Mark für 1 Hektar angegeben ist, bei Tschifu aber schon das Doppelte beträgt, muß ich noch einen Umstand als sehr günstig bezeichnen, der in China eine erhebliche Rolle spielen kann, das ist die Gräberfrage. Während in den meisten Küstenstrecken, die ich gesehen habe, die zahlreichen Gräber so zerstreut in den Feldern liegen, daß es bei Anlegung einer Bahnlinie ganz unmöglich ist, sie zu vermeiden, und dadurch erhebliche Schwierigkeiten und Kosten entstehen, weil alle Verwandten des toten Chinesen Ansprüche erheben, so liegen die Gräber hier fast immer in geschlossenen Friedhöfen, die ohne Mühe umgangen werden können.

Zwar hat der Chinese noch keinen Begriff von der Bedeutung der Technik, aber das Vorurteil, welches in China gegen Eisenbahnen

bestand, scheint sich gelegt zu haben. Die Bahn von Tientsin nach Peking, mit der wir bereits fuhren, wird schon stark benutzt. Die Ausführung der von dem Regierungsbaumeister Hildebrand entworfenen hochbedeutungsvollen Bahn Hankau-Peking hat — leider nicht mit deutschem Gelde — begonnen. Die Strecke Wasung-Shanghai soll am 1. April fertig sein und wird über Tutschan und Nanking fortgeführt. Es ist zu hoffen, daß die Ausführung einer Bahn von der Kiautschou-Bucht nach dem Norden nicht lange auf sich warten läßt.

Daß die Kiautschou-Bucht in wirtschaftlicher Hinsicht ungleich günstigere Aussichten gewährt als jeder andere Küstenplatz in China, an dessen Erwerbung gedacht werden konnte, ist mir dort überall be-



Der Bahnhof in Wasung.

tont und darf ja erst jetzt als feststehend angesehen werden. Dies allein hätte meiner Ansicht nach für die Wahl ausschlaggebend sein müssen. Aber auch in technischer Beziehung übertrifft die Bucht den Hafen von Amoy und die Samsah-Bucht, ganz abgesehen von den weit besseren klimatischen Verhältnissen. Ich betone nur nochmals den ungewöhnlich starken Wasserwechsel, der in jenen Plätzen vorhanden ist, durch welchen die Anlage- und Betriebskosten aller Hafenanlagen und Betriebseinrichtungen außerordentlich erhöht werden.

Ich halte also die Wahl von Kiautschou um so mehr für die günstigste, als ich auch davon überzeugt bin, daß etwaige Befestigungsanlagen in Kiautschou billiger werden als an den anderen Plätzen.

Die Fortentwicklung Kiautschou.

Eine vom Marineamt ausgearbeitete Schrift giebt über die inzwischen erfolgte Entwicklung unserer „Kolonie“ Auskunft. Beispielsweise erfahren wir aus ihr, wie schwierig es anfänglich war, statistische Nachrichten zu erlangen.

Zur Bearbeitung war das ganze, etwa 515 Quadratkilometer umfassende Schutzgebiet Kiautschou (das also ungefähr doppelt so groß als der Staat Bremen ist) in sieben zu erforschende Abschnitte geteilt. In dem durchmessenen Gebiete befinden sich 284 Ortschaften mit 310 Wohnplätzen und 84014 Einwohnern. Die Bevölkerungsdichtigkeit nähert sich mithin der des Rheinlandes.



Kasernenhof in Tsintau.

Ein Offizier mußte mit dem Ortsältesten bezw. Schullehrer verhandeln und ihnen die einzelnen Abgaben abnötigen, während ein anderer die einzelnen Gehöfte zählte und sich von der Einwohnerzahl, Vieh u. s. w. überzeuete. Die Chinesen machten fast stets zu niedrige Angaben und kamen unseren Anfragen überhaupt mit Mißtrauen entgegen. In der Regel gab es zunächst keinen Ortsältesten, auch keine Schule u. s. w., dann war der Ortsälteste krank, tot, im Nebendorf, auch in Peking, kurzum, es waren fast stets einige energische Verhandlungen nötig, um dieser Leute habhaft zu werden. Besonders trat diese Erscheinung in den Ortschaften zu tage, wo noch keine Truppe gewesen war, während diejenigen Dörfer, die schon mehr Vertrauen gewonnen hatten, bereitwillig richtige Angaben machten. Die Differenzen

in der Gehöftezahl erklärten die Ortsältesten dadurch, daß viele Häuser verlassen seien. Diese Angaben bestätigten sich auch; es waren meist Kulihäuser, deren Insassen in Tjintau in Arbeit getreten sind.

Die Bevölkerung ist sehr beweglich. Kaufleute sowohl wie Arbeiter scheinen ihre Wohnplätze nach Jahreszeit, Geschäft und Arbeit zu nehmen. Während Tjang-fou z. B. im Juni gänzlich verlassen war, herrschte jetzt dort regster Handel. Alle Häuser waren mit Chinesen voll belegt. Die Bevölkerung muß ich als durchschnittlich arm bezeichnen; doch machen die Küstenplätze davon eine Ausnahme. Beurteilt man den Bildungsgrad der Bevölkerung nach der Anzahl der Schulen, so ist das Ergebnis nicht ungünstig, da fast jedes Dorf eine Schule, große Dörfer deren bis sechs haben. Die Schulen waren durchschnittlich von zehn bis zwölf Schülern besucht. Aufgefallen ist, daß in vielen Dörfern Schulräume, aber keine Schüler und Lehrer waren —, es seien augenblicklich keine Schulkinder vorhanden, wurde mir zur Auskunft. Das Aussehen des Schulhauses ließ auch darauf schließen, daß es längere Zeit verlassen war. — Unangenehm bemerkbar machte sich der sogenannte bildende Einfluß der neuen Kolonie in einigen Dörfern — very good — no good — u. s. w. wurde uns mit großer Befriedigung meist von Gesindel aufgetischt.

In der Masse wird der Chinese manchmal lästig durch seine Aufdringlichkeit; man muß stets mit einem einzelnen verhandeln und ein Hereinreden anderer nicht dulden. Ernstem, ruhigem, bestimmtem Zureden fügt sich fast jeder. In einzelnen Ortschaften waren die Einwohner sehr scheu. Bei unserer Ankunft fanden wir dann die betreffenden Dörfer wie ausgestorben vor. Die Gehöfte waren geschlossen, das Vieh eingetrieben, und kein Mensch war zu sehen. Dies führte zu Verzögerungen.

Bezüglich des Gesundheitszustandes der Bevölkerung ist zu bemerken, daß sehr viele Erwachsene und Kinder mit starken Pockennarben gezeichnet sind. Auch die verhältnismäßig große Zahl erblindeter Menschen ist auffallend. Im übrigen haben wir durchweg einen kräftigen, gut gebauten Menschenschlag; es finden sich sogar sehr oft geradezu elegant gebaute Gestalten, auch die weibliche Bevölkerung ist hiervon nicht ausgenommen. Besonders zart sind die Hände der nicht rohe Arbeit verrichtenden Chinesen.

Auf gute Kleidung wird großer Wert gelegt, eine gewisse Putzsucht und Eitelkeit ist bei Männern und Frauen unverkennbar. Bei dieser Betrachtung ist die unterste Stufe der Bevölkerung — der

Kuli — auszuschließen, doch auch er ist bestrebt, durch Sparsamkeit sich emporzuarbeiten. Unsere chinesischen Bauern sind zweifellos ebenso fleißig, wie die chinesischen Handwerker faul und langsam sind. Das Bestellen der Felder, Aussaat und Ernte sind in ihrer Eigenart muster-giltig. Der chinesische Kaufmann ist wegen seiner Fähigkeiten ja weit-hin bekannt. Der Handel ist im ganzen Lande rege; die Handels-produkte sind: Seide, Wolle, Früchte u. s. w.

Im zweiten Jahre konnte die amtliche Schrift bereits eine wesent-liche Verbesserung der Verhältnisse melden.

Durch die frühere chinesische Mischwirtschaft war der Boden sehr verunreinigt worden, und dieser Umstand mußte um so bedenklicher erscheinen, weil eine Verschlimmerung durch den gewaltigen Zuzug der chinesischen Arbeiterbevölkerung seit der deutschen Besitzergreifung, namentlich in der Umgebung von Tsintau, zu befürchten war. That-sächlich stellte sich bald heraus, daß Typhuserreger in das Grundwasser und in die Brunnen, welche die Bewohner von Tsintau mit Wasser versorgten, gelangt waren. Die deutschen Vorschriften, das Brunnen-wasser nur in abgekochtem Zustande zu genießen, wurden natürlich nicht innegehalten, und so herrschten eine Zeit lang Darmtyphus und Ruhr in bedenklichem Maße. Aber das Gouvernement griff schnell handelnd ein und legte eine Wasserleitung in einem der großen Thäler bei dem Dorfe Hai-po an, die das von den Bergen herabströmende Wasser auffing und nach der Stadt leitete.

Ebenso wurde eine Kanalisation der Stadt eingerichtet, das schmutzige Oberdorf bei Tsintau völlig, das Unterdorf zum großen Teil beseitigt und den Chinesen dafür Wohnplätze in Yang-schin-tsun angewiesen. Dagegen wurde ihnen verboten, sich in dem von den Europäern bewohnten Stadtteile niederzulassen.

Wie zufriedenstellend damals schon die gegenseitigen Beziehungen sich gestaltet hatten, schildert ein Reisender mit folgenden Worten:

Eine ganze Menge Chinesen hatte in kurzer Zeit eine Zahl deutscher Worte aufgeschnappt, namentlich die Händler, die in der Marktstraße, der belebtesten des Dorfes, ihre Läden eröffnet hatten oder ihren Kram auch auf kleinen Holztischen vor den Häusern und vor den Eingängen zu den verschiedenen deutschen Lagern feilhalten. Die schlauen Chinesen hatten schnell erfaßt, was unsere Soldaten zu kaufen wünschen; neben Bedarfsartikeln, wie Tabak, Zwirn, Knöpfe, Notizbücher u. s. w. hatten sie gestückte Seidensachen, chinesische Schuhe, chinesisches Papier, allerhand Götzen- und Tierfiguren aus Speckstein

oder Gips, bunte Photographieen berühmter Chinesinnen u. s. w. ausgelegt und machten gute Geschäfte; mit Vorliebe nahmen sie deutsches Geld und kannten genau Bedeutung und Wert jedes einzelnen Stückes. Der kleine chinesische Nachwuchs grüßt schon militärisch und auch viele ältere Zoppträger machen Front, wenn Offiziere kommen. Nirgends merkt man etwas von Feindseligkeit; die ganze Sache hat viel Behagliches und Freundliches. Besonders gewichtig treten die chinesischen Polizisten auf, sie tragen an ihrer Klappe wie an ihrem Arm ein schwarz-weiß-rotes Schild und prügeln, wenn es nötig oder auch nicht nötig ist, erbarmungslos auf ihre Landsleute ein.

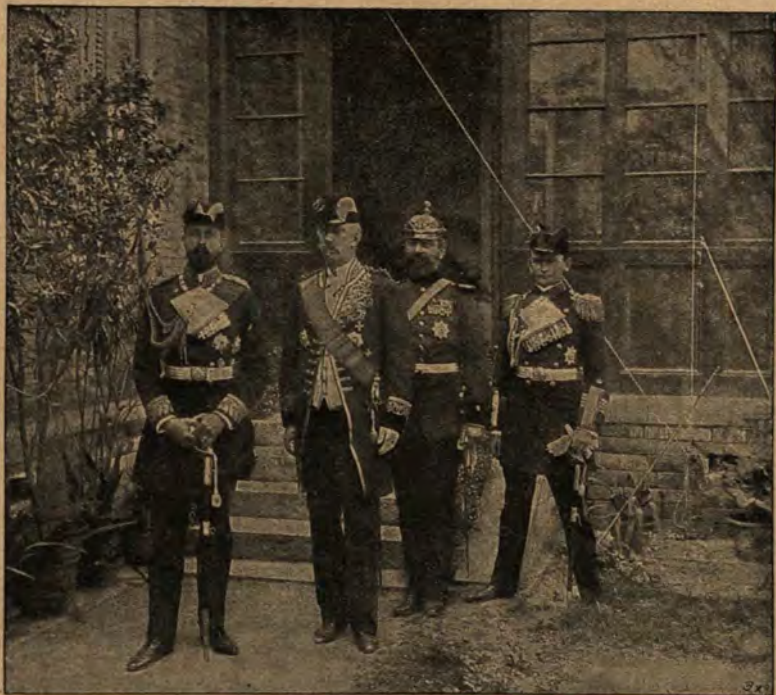


Restaurant zur Zauberflöte.

Jede Straße führt eine deutsche Bezeichnung. Es giebt eine Damen-, eine Parole-, eine Post-Straße u. s. w. und in letzterer bemerkt man an einem von einem Wachtposten beschirmten Hause den blauen Briefkasten und das Wappenschild unserer Reichspost. Auch deutsche Firmenschilder finden sich an den Läden der Chinesen, z. B. „Zur Zauberflöte“, „Zum Riff-Piraten“, „Hotel Irene“, „Kurzwaren- und Tabakhandlung von Ca-Foo“, „Wechsel-Geschäft von Doo Woo Tah“ u. s. w.

Angestrengten Dienst haben dagegen unsere Offiziere, und auch die Mannschaften dürften kaum über Langerweile klagen. Sammler

von „Kasernenhof-Blüten“ haben die schönste Gelegenheit, während des strammen Drillens auf dem großen Exerzierplatz ihren Schatz um einige Neuheiten zu bereichern: „Schulze, geliebtes Trampeltier im letzten Gliede, Sie denken wohl wieder an Ihre Mimma in Treuenbrietzen?“ „Himmelkreuzbombenelement, Müller, Sie kommen ja so steif wie 'ne olle Pagode angewackelt.“ „Schulze, ich soll wohl mal Leben in Ihre ausgedörrten Glieder bringen, dann wird Ihnen Ihr Größenwahn, daß Sie der Kaiser von China sind, schon vergehen!“



Prinz Heinrich. v. Heyking. v. d. Goltz. Kapitän z. S. Müller.

Prinz Heinrich in China.

Der Empfang, der dem Prinzen Heinrich in China bereitet wurde, war derartig, daß er nicht nötig hatte, der chinesischen Regierung mit Drohungen entgegenzutreten. Vielmehr stärkte seine Anwesenheit die guten Beziehungen zwischen Deutschland und China, und namentlich kam sie dem Ansehen des deutschen Namens und den in China angesiedelten Deutschen zu statten.

Wir müssen es uns versagen, die Reise des Prinzen eingehend zu schildern und wollen uns darauf beschränken, die beiden wichtigsten Ereignisse hervorzuheben.

Der 15. Mai 1898 war ein für den chinesischen Hof bedeutsamer Tag, denn zum ersten Male wurde ein Mitglied einer europäischen Herrscherfamilie dort empfangen. Prinz Heinrich stattete seinen Besuch in der Sommerresidenz Wan-Tschu-wan ab. Er war mit seinen Begleitern, dem Gesandten Baron von Heyking, dem ersten Dolmetscher Baron von der Goltz und seinem persönlichen Adjutanten Kapitän z. S. Müller dorthin geritten und nahm in einem Tempel den Wechsel der Uniform vor. Er legte die Großuniform der Admirale mit dem Stern und Band des Schwarzen Adlerordens an und wurde durch eine sich dicht herandrängende Volksmenge mit seinen Begleitern in Sänften nach dem Palast getragen. Von Hunderten von Mandarinen und Eunuchen empfangen, wurde der Prinz zu einem neu ausgestatteten Empfangszalun geleitet, der drei Räume enthielt. Sie waren mit prachtvoll gestickten roten Atlasseffeln möbliert und enthielten herrliche Porzellanvasen mit blühenden Gewächsen und mancherlei Erzeugnissen des chinesischen Kunstgewerbes. Eine rote seidene Decke war über einen Tisch gebreitet, auf dem zahllose Schüsselnchen mit chinesischen Leckereien standen.

Prinz Ching, der Onkel des Kaisers, machte hier die Honneurs und führte dann den Prinzen mit seinen Begleitern zum Palast der Kaiserin-Regentin. Die Empfangsfeierlichkeit nahm, nach dem Bericht des Hauptmanns D. Dannhauer, folgenden Verlauf:

Die Kaiserin empfing den Prinzen in einem reich mit blühenden Päonien ausgestatteten Gemach. In allen möglichen, meist sehr schönen Porzellanvasen und in barocken Bronzegefäßen waren diese ihre Lieblingsblumen in dem ganzen mittelgroßen Raume verteilt. Sie selbst saß hinter einem altarartigen Tisch, den zwei wunderfame, aus Apfelsinen aufgebaute Pyramiden flankierten. Als Ersatz der gänzlich fehlenden Hofdamen umgaben die 64 jährige, aber noch recht stattlich aussehende Dame — Eunuchen. Unverschleiert und ungeschminkt zeigte sich die Regentin ihrem hohen Besuch. Nachdem der Prinz seine Begleiter vorgestellt, entwickelte sich sehr schnell eine lebhaftere Unterhaltung.

Im Laufe derselben verließ die Kaiserin dem Prinzen einen eigens zu diesem Zweck von ihr gestifteten Orden. Außer ihm erhielten noch Kaiserin Auguste Viktoria, Kaiserin Friedrich und Prinzessin Irene

denselben Orden nebst verschiedenen Geschenken, von denen besonders einige von der Kaiserin selbst gemalte Fächer hervorzuheben sind. Prinz Heinrich kündigte das baldige Eintreffen der Geschenke des deutschen Kaisers für die Kaiserin-Regentin an und bemerkte, daß sich die europäischen Damen Bekings glücklich schätzen würden, einmal von der Kaiserin empfangen zu werden, worauf diese erwiderte, sie wüßte dann, beim nächsten großen Staatsempfang die Damen zu sehen. Damit war dieser denkwürdige Besuch beendet.

Hierauf begab sich der Prinz mit den Herren seines Gefolges, geleitet von dem Prinzen Ching, nach dem weiten, mit Mandarinen angefüllten Vorraum zum Thronsaal. Durch die weit geöffneten Flügelthüren wurde bereits im Hintergrunde der Kaiser, auf dem Throne sitzend, sichtbar. Die Mandarine gaben eine schmale Durchgangsgasse frei und durch sie bewegte sich der Zug — voran die Alle überragende, hohe Gestalt des Prinzen — die wenigen zum Thronsaal führenden Stufen der Freitreppe hinauf. Dieses verhältnismäßig nur kleine Gemach mit „Saal“ zu bezeichnen, ist eigentlich nicht ganz richtig, hatte er doch von der Eingangsthür bis zur gegenüberliegenden Wand eine Tiefe von höchstens zehn Schritten.

Auf einem ungefähr fußhohen Podium, das etwa die Hälfte des Zimmers bedeckte, befand sich, nochmals um zwei Stufen erhöht, ein thronartiger, mit gelber Seide überzogener Sitz. Ihn hatte der noch sehr jugendlich aussehende Kaiser inne. Sein dunkelblaues chinesisches Seidengewand zeigte als einziges Zeichen seiner hohen Würde auf der Brust, den beiden Schultern und dem Rücken eingestickte Drachen. Den Kopf trug der Kaiser mit dem üblichen flachen Chinesenhut von weißem Filz mit roter Schnürentroddel bedeckt. Der ziemlich weit ins Genick gesetzte Hut ließ das Gesicht vollkommen frei, und dieses zeigte einen leidenden Zug, wie man ihn nicht selten bei jungen Leuten findet, die viele Krankheiten durchgemacht haben. Die bleiche Gesichtsfarbe und der schwächliche Körperbau vermehrten noch diesen Eindruck, desgleichen das fortwährende nervöse Bewegen der Finger, das sich noch wesentlich verstärkt, sobald der Kaiser spricht.

Es wird ihm anscheinend öfters schwer, das, was er sagen möchte, schnell in Worte zu kleiden und eine bemerkliche Schüchternheit zu überwinden. Doch gab er sich ersichtlich Mühe, so liebenswürdig wie möglich zu sein und seine anfängliche Schüchternheit zu besiegen. Er schien sich selbst darüber zu freuen, daß ihm dies bis zu einem gewissen Grade gelang.

Als Prinz Heinrich das mit vielem Geschmack ausgestattete Throngemach betrat, in dem überall die gelbe Farbe hervorstach, erhob sich der Kaiser, stieg auf die Plattform herab und reichte dem Prinzen die Hand. Dieser überbrachte ihm zuerst die Grüße Kaiser Wilhelms und übergab dann die inzwischen hereingetragenen kaiserlichen Geschenke: zwei wundervolle, in der königlichen Porzellanfabrik hergestellte blutrote Vasen mit reichen Goldbronze-Verzierungen. Freiherr v. d. Goltz verdolmetschte die Worte des Prinzen, während dem Kaiser anfänglich sein Onkel zur Seite stand, dem er leise seine Antworten, bezw. seine Fragen zuflüsterte, um sie durch dessen Mund aussprechen zu lassen.



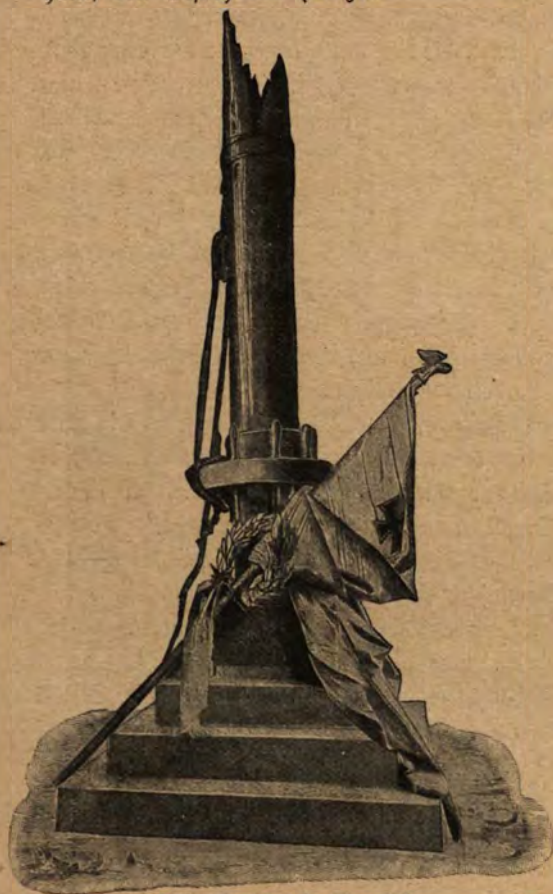
Der für den Prinzen Heinrich hergerichtete Tempel in Wan-Tschu-wan.

Nachdem sich der Kaiser für die Grüße und die Geschenke Kaiser Wilhelms bedankt hatte, bat Prinz Heinrich, sein Gefolge und die Herren der deutschen Gesandtschaft, die im Halbkreise hinter ihm standen, vorstellen zu dürfen, wobei er bei Nennung des Barons von Heyking hinzufügte: „Das ist der Gesandte an Ew. Majestät Hof, der das ganz besondere Vertrauen Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm genießt.“

Darauf bat der Kaiser den Prinzen, auf einem rechts vom Throne stehenden, purpurseidenen Sessel Platz zu nehmen, ließ sich selbst auf den Thron nieder, und die Unterhaltung begann. Es geschah das von seiten des Kaisers mit der Frage nach dem Wohlbefinden

Kaiser Wilhelms. Wohl eine halbe Stunde mochte der Besuch gewährt haben, als der Kaiser sich erhob und dem Prinzen die Hand zum Abschied reichte.

Kurz danach erwiderte der Kaiser in dem oben erwähnten Empfangs-Pavillon, vor welchem ein Zug des See-Bataillons die Ehrenwache hatte, den Besuch des Prinzen. —



„Ittis“-Denkmal in Shanghai.

Das zweite Ereignis, von dem wir sprechen wollen, ist die Enthüllung des „Ittis“-Denkmals in Shanghai.

Es ist noch in unser Aller Gedächtnis, wie am 23. Juli 1896 die Mannschaft des Kanonenboots „Ittis“ an einem kleinen, gischtumsprihten Felsen, zehn Meilen nördlich Southeast Promontory im Gelben Meere den Seemannstod fand. Nur elf Mann entgingen dem graufigen Schickal; Kapitän Braun, die Offiziere von Holbach, Fraustädter und Prasse, Assistentenarzt Hildebrandt, Obermaschinist Hilt und vierundsechzig Mann fanden den Tod in den Fluten.

Als jede Rettung vergeblich erschien, da brachte der Kapitän ein Hoch auf den Kaiser aus, und trotz der Wut der entfesselten Elemente stimmte die Mannschaft das Matrosenlied von der Flagge Schwarzweiß-rot an. Was das Meer von dieser heldenmütigen Schaar wieder herausgegeben hat, ist nahe der Unglücksstätte auf dem kleinen Fried-

hof beigelegt, dessen Thür mit dem eisernen Kreuz, dem preußischen Adler und verschlungenen Lorbeerzweigen geschmückt ist.

Zum ewigen Gedächtnis an diese Braven beschloffen die in China wohnhaften Deutschen, ein Denkmal in Shanghai zu errichten, und die Enthüllung desselben, welche am 21. November 1898 in Gegenwart des Prinzen Heinrich stattfand, gestaltete sich zu einer wahrhaft erhebenden Feier. Dreihundertsechzig deutsche Matrosen und Marine-soldaten umstanden das Denkmal, die vor Anker liegenden österreichischen, italienischen, russischen, englischen und amerikanischen Kriegsschiffe hatten Abordnungen entsandt, das deutsche Freiwilligenkorps war aufmarschiert und die fremde wie einheimische Bevölkerung war in überraschender Zahl erschienen — nicht aus Neugier, sondern aus Mitgefühl. Nach einer tiefempfundenen Ansprache des Generalkonsuls Dr. Stübel fiel die Hülle, und das nach einer Skizze des Kapitäns Müller von Bildhauer Kraus modellierte, seinem Zweck überaus geschickt angepasste Denkmal zeigte sich den Augen der Menge. Auf granitnem Unterbau erhob sich ein zersplitterter, sechs Meter hoher Mast aus Bronze, an dessen Fuß die deutsche Fahne und ein Lorbeerkranz lehnen.

Dann ergriff Prinz Heinrich das Wort: „Kameraden! Am 23. Juli 1896 bewies die brave Besatzung S. M. Kanonenboots „Itis“, daß deutsche Seeleute wie Männer und Helden zu sterben wußten, hierbei ihren S. M. dem Kaiser geschworenen Eid haltend und die Treue bis in den Tod beweisend. Uns allen sei dies Beispiel eine Mahnung, und ich wünsche Euch und mir selbst, daß, falls das Schicksal uns ein gleiches Loß bescheiden sollte, wir es jenen Männern gleich thun, welche mit dem letzten Rufe schieden, den wir jetzt unter präsentiertem Gewehr wiederholen wollen: Drei Hurras für S. M. den deutschen Kaiser, unsern Allergnädigsten Kriegsherrn — Hurra! Hurra! Hurra!“



Die chinesische Armee.

Organisation der Truppen.

Bei der allgemeinen Undurchdringlichkeit des Schleiers, den man in China über alle Verhältnisse gezogen hat, ist es nicht leicht, einen klaren Einblick in die Form, Ausbildung und das Wesen der Armee des himmlischen Reiches zu erlangen. Nur dem Umstande, daß die europäischen Mächte — selbst Deutschland nicht ausgenommen — die Chinesen teilweise formiert, ausexerziert und bewaffnet haben, verdanken wir einen gewissen Einblick in das chinesische Heerwesen. Dieser Einblick ist allerdings teuer genug erkauft; denn die Chinesen haben unsere Kampfweise, Waffen u. s. w. zuerst an den Lehrmeistern selbst geprüft, ob sie brauchbar sind; und an unserem eigenen Fleische haben wir erfahren, daß sie gut gelernt haben! Alle bisherigen Lehrbücher über die chinesische Armee haben ihren Wert verloren, selbst die Erfahrungen, die die Welt im japanisch-chinesischen Kriege sich gesammelt hatte, geben ein völlig falsches Bild, weil in der That die Armee sich seitdem verzüngt und bedeutend verbessert hat. Folgen wir in der Darstellung daher den Aufstellungen, die neuerdings von durchaus orientierter Seite über die chinesischen Truppen im Mil.-WBl. gegeben sind.

Dort werden drei große Gruppen unterschieden, die aus drei verschiedenen Perioden herkommen:

1. Die Truppen der grünen Fahne,
 2. die Bannertruppen,
 3. die Feldtruppen, die eigentliche Kampfarmee.
- } mehr historischen Werts,

Die Truppen der grünen Fahne sind als Fortsetzung bez. Ueberbleibsel eines um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschaffenen stehenden Heeres zu betrachten. Sie befinden sich in den 18 alten Provinzen Chinas und stehen unter den Befehlen und zur freien Verfügung der Generalgouverneure. Sie sind im Laufe der Zeit zu einer

Art Polizeitruppe und Gendarmerie herabgesunken, die als Werkzeuge in den Händen der Behörden ihre hauptsächlichste Verwendung in der Beitreibung der Steuern finden. Ihrer ursprünglichen Bestimmung, Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande, pflegen sie so wenig nachzukommen, daß sie meist selbst an Volksaufständen oder Angriffen des Pöbels gegen Fremde sich beteiligen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Opiumrauchen und Hazardspiel. Sie sind mit Pfeil



Manfschu-Truppen.

und Bogen, Speeren, alten Luntens Flinten und mit den sehr beliebten Gingals, großkalibrigen Gewehren chinesischen Ursprungs, bewaffnet. Ihre Stärke ist selbst annähernd schwer zu schätzen; wahrscheinlich beträgt die Sollstärke 440 000 Mann. Jede Provinzialregierung sucht die Stärke auf dem Papier möglichst hoch zu halten, um der Zentrale in Peking einen recht hohen Betrag in Rechnung stellen und möglichst viel davon in die eigene Tasche stecken zu können.

Die Bannertruppen sind ursprünglich die Nachkommen der ehemaligen Invasionsarmee der Mandschus aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Sie sind eine Art Kriegerkaste geblieben, welche aber im Laufe der Zeit durch Aufnahme von Mongolen und Chinesen die Reinheit der Rasse und damit auch den ehemaligen kriegerischen Geist verloren hat. Da diejenigen, welche als Nachkommen der Eroberer gelten, noch heute Geld und Reizrationen von der Regierung erhalten, auch wenn sie dafür keinerlei Dienste leisten, so darf man sie als eine Art Staatspensionäre betrachten. Bewaffnet sind sie in der über-



fecht- und Zielübungen von Truppen der grünen Fahne.

wiegenden Mehrzahl wie die Truppen der grünen Fahne. Ihre Stärke wird auf etwa 200 000 Mann geschätzt, davon 120 000 Mann in und bei Peking, der Rest in den Provinzen, zumeist in Tschili. Weder sie noch die Truppen der grünen Fahne haben am japanischen Kriege teilgenommen. Beide haben als Soldaten nicht den geringsten Wert, weshalb es nicht der Mühe lohnt, auf ihre Organisation weiter einzugehen.

Die Feldtruppen. Als zur Niederwerfung des Taipingaufstandes im Jahre 1853 die Bannertruppen und die der grünen Fahne

gänzlich versagten, wurden von einzelnen Gouverneuren in den Provinzen Abteilungen von Freiwilligen gebildet, denen es mit Hilfe von Gordons „ever victorious army“ im Jahre 1864 gelang, den Aufstand niederzuschlagen. Da auch in den Kriegen mit England und Frankreich die alte chinesische Armee eine mehr als klägliche Rolle spielte, so mußte die Regierung, wenn auch ungern, an eine Reorganisation der Wehrmacht denken. Ein Teil der eben genannten Freiwilligen wurde unter dem Namen Jang-ying, Verteidigungsarmee, beibehalten und mit fremden Waffen ausgerüstet. Sie wurden in der Provinz Tschili, in Nanking, Schanghai, Canton, Hankau und in anderen wichtigen Orten untergebracht. Sobald Verwickelungen mit fremden Mächten drohen, oder wenn die in China sehr häufigen lokalen Aufstände größeren Umfang annehmen, werden die Jang-ying aufgebieten und entsprechend vermehrt. Nach Wiederkehr friedlicher Verhältnisse entläßt man dann diejenigen wieder, welche man glaubt entbehren zu können.

Zur Bewaffnung dieser sogenannten „Feldtruppen“ wurden alle Jahre Millionen ausgegeben; aus fast allen Ländern Europas bezog man Gewehre und Geschütze. Si-Hung-Chang war der erste, der als Gouverneur von Tschili neben dem Ankauf von preußischen Zündnadelgewehren und modernen Geschützen auch deutsche Instrukteure heranzog, um seine Truppen nach deutschem Muster auszubilden. Seinem Beispiele folgte später Chang-Chi-Tung, der jetzige Generalgouverneur von Wutschang. Um Offiziere heranzubilden, wurden Kriegsschulen in Tientsin, Canton, Nanking und Wutschang errichtet, bei denen ebenfalls deutsche Offiziere als Lehrer angestellt wurden. Ihre Thätigkeit stieß indessen auf große Schwierigkeiten, die teils in der Ueberhebung, teils in der Abneigung der Chinesen gegen die neue Richtung begründet waren. Nur in Wusung an der Yangtsemündung gewannen sie vorübergehend einigen Einfluß, da man ihnen hier Strafgewalt und Löhnung der Truppe übertragen hatte. Außer deutschen Offizieren und Unteroffizieren haben auch Engländer, Franzosen, Schweden und in letzter Zeit auch Russen und Japaner für die Ausbildung der Armee Verwendung gefunden, aber alle nur mit geringen Erfolgen. Dem erbitterten Widerstande der Mandarine ist es zuzuschreiben, daß ihre Thätigkeit nicht diejenigen Erfolge hatte, die sie unter günstigen Verhältnissen bei dem guten Soldatenmaterial gewiß gehabt haben würde. Immerhin sehen wir doch heute in den Kämpfen um Tientsin, daß die Chinesen manches gelernt haben. Außer den

Fang-hing wurden in den meisten Provinzen Lehrtruppen, Lien-chün genannt, gebildet und ebenfalls mit modernen Waffen ausgerüstet. Wenn man daher von einer chinesischen Armee spricht, so kann man darunter nur die Fang-hing und die Lien-chün verstehen und sie zweckmäßig unter dem Namen „Feldtruppen“ zusammenfassen. An den Feindseligkeiten gegen Frankreich 1884/85 und am japanischen Kriege haben nur Feldtruppen teilgenommen. In ihrer Organisation hat sich allmählich eine Gleichförmigkeit insofern herausgebildet, als ökonomische Einheiten bei der Infanterie zu 500 Mann, bei der Kavallerie zu 250 Pferden geschaffen wurden, die man als Bataillon bzw. Eskadron bezeichnen kann. Für die Feldartillerie besteht noch keine allgemeine Organisation; zum Teil sind die Geschütze in der Zahl von 2, 4, 6 bis 8 auf die einzelnen Bataillone verteilt und ihre Bedienung in die Zahl 500 eingerechnet, zum Teil sind aus 12—16 Geschützen besondere Abteilungen gebildet. Pioniertruppen sind erst in allerneuester Zeit bei einigen wenigen Verbänden errichtet worden; Trains kennt man im Frieden nicht. Die Bewaffnung ist noch immer eine sehr bunt-scheckige: bei der Infanterie und Kavallerie finden sich die verschiedensten Modelle, meist Konstruktionen aus den siebziger und achtziger Jahren. Die Artillerie hat moderne Feldgeschütze und Gebirgskanonen verschiedener Kaliber, Hotchkiss-Kanonen und im Arsenal von Schanghai angefertigte Geschütze. Die Unterbringung der Feldtruppen ist überall die gleiche; je ein Bataillon oder eine Eskadron ist in einem Lager von Zelten und Erdhütten untergebracht, das von einem quadratischen Erdwall mit Banket und Graben umschlossen wird. Die Unterhaltungskosten betragen monatlich für ein Bataillon 2476 Taels (1 Tael = etwa 3 M.), eine Eskadron 2028 Taels, für eine Abteilung Artillerie 3014 Taels.

Anwerbung und Bekleidung.

Der Soldat wird angeworben; nur wer kein anderes Existenzmittel hat, wird Soldat. Viele treten im Winter ein, um im Frühjahr wieder davon zu laufen. Zwischen Offizieren und Mannschaften besteht kein sozialer Unterschied. Der Offizier ist ohne Bildung, wird vom Untergebenen als Expreser gehaßt, vom Volke gefürchtet, von den Zivilbeamten verachtet. Die höheren Stellen werden meistbietend verkauft, wie überhaupt jeder im Heere danach strebt, sei es durch Betrug, Raub oder Expresung Geld zu erwerben. Als Beweis dafür, wie wenig Eingang in China Reformen finden, sei erwähnt, daß heute

noch die militärischen Prüfungen ebenso wie vor mehreren hundert Jahren abgehalten werden, nämlich für die untersten drei Grade im Bogenschießen, Speerwerfen und Heben schwerer Steine. Vorbereitungen für Mobilmachung, Verpflegung und Nachschub bestehen natürlich nicht; der Mangel an Eisenbahnen und der jämmerliche Zustand der Straßen machen eine Verbindung mit der Armee im Felde fast unmöglich. Physisch eignet sich der Chinese ausgezeichnet zum Soldaten. Der Südhinese ist zwar klein und schwächlich, aber gewandt und zähe; am Yangtse und in Nordchina dagegen sieht man viele große und gut



Unvermutete Revidierung eines Postens durch einen Offizier.

gewachsene Leute. An Anstrengungen und schmale Kost gewöhnt, erträgt der Chinese Hunger, Durst und Schmerzen mit stoischem Gleichmut; Nerven kennt er nicht. Er hat ein vorzügliches Auge und eine sichere Hand und steht auch in geistiger Beziehung nicht weit hinter den Rekruten anderer Länder zurück; er lernt mechanische Uebungen mit erstaunlicher Leichtigkeit, versagt aber, sobald er auf eigene Urteilskraft angewiesen ist. Todesfurcht ist dem Chinesen unbekannt; er ist Fatalist in höchstem Maße; auch zeigt er oft große Geistesgegenwart und einen gewissen physischen Mut, so lange er bekannten Verhältnissen

gegenübersteht, während alles Neue, ihm Unbekannte ihn mit einer abergläubischen Furcht erfüllt. Da alles, was Organisation, Ausbildung und Unterhalt auch der Feldtruppen betrifft, den Generalgouverneuren übertragen ist, so sind ebenfalls die einzelnen Verbände nach Provinzen zu trennen.

Für die Bekleidung der Truppen bestehen keine bestimmten Vorschriften, doch hat sich allmählich eine Art Uniform Eingang verschafft, die aus einer Jacke von blauem Baumwollenstoff mit rotem Besatz besteht; bei der Kavallerie finden sich oft ganz rote oder weiße Jacken.



Egerzieren nach europäischem Vorbild.

Auf Rücken und Brust ist meist eine Scheibe aus weißem Stoff aufgenäht, auf welcher der Truppenteil angegeben ist. Als Beinkleid dient eine blaue oder schwarze, im Winter wattierte Hose aus Baumwollenstoff, als Fußbekleidung dienen schwarze Luchstiefel, im Süden auch Sandalen; neuerdings finden sich bei einigen Truppenteilen auch Ledertiefel. Als Kopfbedeckung trägt der chinesische Soldat im Sommer einen Strohhut, der während der Regenzeit mit rotem Wachstuch überzogen wird, im Winter einen schwarzen Turban oder den gewöhnlichen Mandarinenhut. Die Offiziere und Unteroffiziere tragen auf ihren

Hüten den nach dem Range verschiedenfarbigen Knopf. Bei feierlichen Gelegenheiten legen sie gestickte Gewänder an, auf denen Brust und Rücken dem Range entsprechend mit dem Bilde eines Tieres verziert sind. Bei jeder marschierenden Truppe ist der Troß ungeheuer zahlreich, da Munition und Gepäck nachgefahren zu werden pflegen; ein Bataillon von 500 Mann hat etwa 200 Mann Troß.

Einteilung.

Man kann an Feldtruppen folgende Heeresabteilungen unterscheiden:

In der Mandschurei etwa 38 000 Mann, davon in der Amur-Provinz und in der Provinz Kirin je 8000 Mann, in der Provinz Mukden 22 000 Mann mit etwa 50 bis 60 Geschützen. Von den Truppen in der Provinz Mukden sind die in neuester Zeit aufgestellten 10 000 Mann mit 7 mm Gewehren und modernen Geschützen ausgerüstet.

In den Provinzen Tschili und Schantung einschließlich Peking. Diese Truppen, die in der Gegenwart und nächsten Zukunft eine Rolle spielen, verdienen eine eingehendere Schilderung. Sie zerfallen in:

1. Die Pekingische Feldtruppen, etwa 10 000 bis 12 000 Mann. Für den japanischen Krieg wurden 6000 Mann dieser Truppen mobilgemacht. Sie waren nur zum Teil mit modernen Gewehren bewaffnet, sind aber mit dem Feinde nicht in Berührung gekommen. Auch heute noch dürften sie zum größten Teile altchinesisch bewaffnet sein, denn beispielsweise wurde 1898 die Bewaffnung der einen Hälfte mit Singals befohlen, während die andere Hälfte moderne Gewehre erhalten sollte. Ihr Kommandeur ist der in letzter Zeit vielgenannte Prinz Tsching, Präsident des Tjungli-Yamen, und angeblich Beschützer der Fremden in Peking. Die Truppen sind für gewöhnlich im Kaiserlichen Jagdparc südlich Peking untergebracht.

2. Die ehemaligen Truppen Li-Hung-Changs oder die Huai-Truppen, etwa 23 000 Mann. Die größere Hälfte, 20 Bataillone, 5 Eskadrons, 5 Abteilungen Feldartillerie, 2 Bataillone Pioniere, 13 000 Mann unter General Nieh, waren vor Beginn des Aufstandes in Lagern bei Lutai an der Eisenbahn Tientsin—Shanhaiquan untergebracht. Die kleinere Hälfte — 16 Bataillone, 2 Eskadrons, 2 Abteilungen Feldartillerie — 10 000 Mann mit 32 Geschützen, standen in Shanhaiquan, Peitang, Taku und Chichou. Kommandeure waren die Brigadefeldkommandeure in Peitang und Tientsin.

3. Die frühere Armee von Port Arthur, jetzt in Shanhaikuan, etwa 10 000 bis 11 000 Mann, ist ähnlich formiert wie die Truppen den Generals Nieh und steht unter dem Kommando des Generals Ma-hü-kun. Bei ihr waren keine fremden Instruktoren thätig.

4. Die Truppen des muhamedanischen Generals Tung-fu-hsiang etwa 10 000 Mann: 18 Bataillone, 6 Eskadrons, 1 Abteilung Artillerie. Sie wurden 1894 zur Verstärkung der Operationstruppen aus der Provinz Kansu herangezogen und 1898 in die Provinz Tschili an die Eisenbahn Peking—Hankau, später nach Peking verlegt. Wegen ihrer fremdenfeindlichen Haltung wurden sie auf Drängen der fremden Gesandten nach Tschow, etwa 80 Kilometer nordöstlich Peking, verlegt und spielen jetzt eine Rolle in den Kämpfen in Peking, wo sie in den letzten Wochen ein Thor an der Ostfront besetzt hielten. Sie sollen es auch gewesen sein, welche die britische Gesandtschaft mit Geschützen beschossen und schließlich erstürmt haben.

5. Die Truppen des Generals Juan-schi-kai. Sie wurden während des japanischen Krieges durch den ehemaligen preussischen Offizier v. Hanneken zusammengestellt, um damit die Hauptstadt zu schützen. Ursprünglich in einer weit größeren Stärke beabsichtigt, wurden im ganzen damals nur 7500 Mann aufgestellt. Sie traten später unter den Befehl des früheren Residenten von Korea, Juan-schi-kai, und sollten den Anfang der neu zu organisierenden nordchinesischen Armee bilden. Nachdem sie zunächst im Lager von Hsiaoan, fünf deutsche Meilen südöstlich von Tientsin, untergebracht worden waren, nahm Juan-schi-kai sie mit nach der Provinz Schantung, als er deren Gouverneur wurde. Neue Nachrichten lassen 8000 Mann bei Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantung, stehen, 3000 Mann sollen gegen die Grenze von Tschili vorgeschoben sein. Sie sind mit 8 mm Mannlicher-Gewehren M/88 ausgerüstet und haben 6 cm Feld- und 4 und 7 cm Gebirgsgeschütze. Nach dem Urteile Sachverständiger sollen dies die besten chinesischen Truppen sein. Juan-schi-kai steht in besonderer Gunst in Peking. Nach chinesischem Urteile dürfte er im Kriege eine hervorragende Rolle spielen; militärische Kenntnisse besitzt er nicht. Ein belgischer Major hat die Artillerie, ein Schwede die Kavallerie, deutsche Unteroffiziere haben die Infanterie ausgebildet.

6. An sonstigen Feldtruppen in der Provinz Schantung 5000 Mann, 9 Bataillone, einige Eskadrons, davon 6 Bataillone bei Tschifu (früher auch in Kiautschou), 3 Bataillone in Tsaotshoufu, Kavallerie bei Pingtu.

7. Die sogenannte neue Armee, welche bis 1898 zu 16 Bataillonen, 8 Eskadrons formiert werden sollte, hatte im Juni 1899 eine Stärke von 3000 Mann. Unter Befehl des Generals Junglu hatte sie ihren Standort bei Peking und sollte aus den Arsenalen von Tientsin mit Waffen versehen werden.

8. Die sogenannten Lehrtruppen (Lien-chün), etwa 12 000 Mann in 12 Bataillonen und 21 Eskadrons, standen in verschiedenen Garnisonen der Provinz Tschili verteilt, so in Tientsin 4 Bataillone, 2 Eskadrons. Auch sie sind mit modernen Waffen ausgerüstet.



Chinesische, nach deutschem Muster ausgebildete Artillerie.

Somit standen in den Provinzen Tschili einschließlich Peking und Schantung etwa 87 000 Mann Feldtruppen, davon etwa 60 000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Junglu. Er genießt das allergrößte Vertrauen am Hofe und eine für chinesische Verhältnisse ganz ungewöhnliche Machtvollkommenheit. Ein Mandschu von hochkonservativer Gesinnung, ist er auch wohl einsichtiger und energischer als die übrigen chinesischen Staatsmänner; militärische Kenntnisse besitzt auch er nicht. Die Unterstellung der bisher nur den Generalgouverneuren untergebenen Heeressteile unter einheitlichen Oberbefehl dürfte als der

erste Schritt auf dem weiten Wege zur Bildung einer kriegsbereiten Armee anzusehen sein. Von den 87 000 Mann Feldtruppen dürften in und bei Peking jetzt etwa 30 000 Mann, in Schantung 16 000 Mann stehen, so daß an den Kämpfen bei Tientsin etwa 40 000 Mann beteiligt gewesen sein können.

An Feldtruppen in den übrigen Provinzen Chinas außer Tschili und Schantung dürften noch etwa 100 000 Mann vorhanden sein, davon etwa 10 000 Mann im Yangtse-Thal. Unter diesen letzteren befinden sich 2600 Mann Lehrtruppen in Wusung (Yangtse-Mündung),



Eine chinesische Kriegschunke.

die modern bewaffnet und von deutschen Offizieren ausgebildet worden sind. Sie gliedern sich in 8 Kompagnieen zu 250 Mann, 2 Eskadrons zu 180 Mann, 1 unbespannte Feldbatterie zu 200 Mann, 1 Pionierkompagnie zu 100 Mann. In den Li-Hung-Chang unterstellten Provinzen Südchinas stehen etwa 60 000 Mann, welche die Ueberbleibsel der 1884/85 aufgestellten Schwarzflaggen sind. Der Rest verteilt sich auf die Provinzen des mittleren China. Die Bewaffnung der Truppen in den südlichen Provinzen ist seit 1885 nicht mehr erneuert, ihre Ausbildung gänzlich vernachlässigt worden; sie besitzen

daher einen erheblich geringeren Wert als die Truppen Nordchinas. Eine genaue Berechnung der chinesischen Feldtruppen ist unmöglich, da die Iststärke fast überall hinter der Sollstärke zurückbleibt. Durch Auflösungen und Neubildungen verändert sich der Mannschaftsstand fortwährend.

Eine ungefähre Berechnung ergibt eine Zahl von 225 000 bis 250 000 Mann, von denen etwa ein Drittel in den Provinzen Tschili und Schantung steht, also für die Kämpfe der Gegenwart und nächsten Zukunft vornehmlich in Betracht kommt. Daß diese Feldtruppen dort durch Zulauf von Bannertruppen und Truppen der grünen Fahne, sowie durch Aufständische anderer Herkunft sehr erheblichen Zuwachs erhalten haben, ist sicher. Die Gesamtzahl der in den Kampf getretenen Chinesen kann nicht annähernd gegeben werden.

Chinesischer Inspizierungsbericht.

Amüsant ist es zu lesen, wie die chinesischen Militärbehörden die Ausbildung ihrer Truppen durch Offiziere des Auslandes überwachten. Der in Shanghai herauskommende Ostasiatische Lloyd, der die deutschen Interessen vertritt, gab folgendes gelegentlich einer Truppenbesichtigung bei Wutchang zum besten.

Das rege Interesse, das der Generalgouverneur an den deutsch ausgebildeten Truppen und der unter deutscher Leitung stehenden Militärschule in Wutchang nähme, sei einer der nachhaltigen Erfolge, die der Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Hankau und Wutchang gehabt habe.

Die erste Besichtigung, die der Bizekönig angefragt, habe sich zunächst nur auf den praktischen Dienst erstreckt: Exerzieren, Turnen, Schießen und Geschützexerzieren sei gezeigt worden. Die bald darauf folgende zweite Besichtigung sei eine der anstrengendsten Leistungen gewesen, die man an eine Truppe stellen könne. Sie habe von morgens 5½ Uhr bis 6 Uhr abends gedauert. Mit großem Interesse wären der Bizekönig und der Gouverneur der detaillierten Vorführung der Schießausbildung gefolgt und hätten sich alles an Hand der von den deutschen Offizieren ausgearbeiteten Modelle erklären lassen. Der Bizekönig habe persönlich allen Truppenführern die Besichtigung als mustergiltig bezeichnet und deren Nachahmung anbefohlen.

Bei den beiden großen Felddienstübungen mit Scharfschießen der Infanterie und Artillerie sei die Gefechtsidee beidemale vom Chef-Instrukteur der chinesischen Truppen, Herrn Hoffmann, ausgegeben

worden; die Leitung hätte abwechselnd in den Händen des vorgenannten Herrn und in denen des Bizekönigs gelegen; im ganzen seien 5000 Mann zur Stelle gewesen. Der Bizekönig Chang-Chi-tung sei selbst zu Pferd gestiegen, ein in China einzig dastehender Fall, und habe, die Schützenlinien nicht aus dem Auge lassend, mit dem Fernglas jede Phase des Gefechts mit lebhaftem Interesse verfolgt. Das Schießresultat bei der ersten Übung, wo 7,5- und 5,3-cm Krupp-Geschütze verwendet worden seien, sei ausgezeichnet gewesen; bereits beim 5. Schuß sei die erste Scheibe zusammengestürzt. Bei der zweiten Übung seien nur 6-cm chinesische Kanonen zur Verwendung gelangt. Von 180 Granaten und 30 Schrapnels sei nur ein einzigesmal die Scheibe getroffen worden. Der Bizekönig habe bei dieser Gelegenheit den Gouverneur auf die geringe Leistungsfähigkeit der chinesischen im Gegensatz zu den Krupp'schen Geschützen ganz besonders aufmerksam gemacht und gemeint, die besten Geschütze könne man doch nur bei Krupp kaufen.

Der ganze Verlauf der anstrengenden, meist ganze Tage dauernden Übungen bei 29° Reaumur sei ein glänzendes Zeugnis sowohl für die Thätigkeit der deutschen Offiziere, wie für die Leistungsfähigkeit der chinesischen Truppen. —

Daß an der Brauchbarkeit der chinesischen Soldaten nicht zu zweifeln ist, beweisen die übereinstimmend guten Nachrichten, die über die im Oktober v. J. in Lizun durch den deutschen Gouverneur aufgestellte Chinesen-Kompagnie eingelaufen sind. Auch hat Admiral Tirpitz bei den diesjährigen Verhandlungen des Marine-Etats ausgesprochen, daß die Mannschaften unserer Chinesen-Kompagnie eine große Körpergewandtheit zeigten und im Turnen und Marschieren bereits Gutes leisteten.



Die Truppen der fremden Mächte in China.

Rußlands Machtmittel in Ostasien.

Über die Macht Rußlands in Ostasien giebt General Kraemer in seinem trefflichen Werke „Rußland in Ostasien“ eine Darlegung, die wahrhaft klassisch genannt werden kann, weshalb wir sie unseren Lesern fast wörtlich wiedergeben:

Rußland ist im fernen Osten, wie in Mittelasien, Schritt für Schritt vorgegangen, ohne zu hasten; immer das eine Ziel vor Augen, eine gebietende Machtstellung sich dort zu erringen. Nachdem es durch die große sibirische Eisenbahn Sibirien zu einem integrierenden Teil seines europäischen Gebiets gemacht hat, sucht es mittels der ostchinesischen Eisenbahn seine Einflußsphäre weit nach Süden auszudehnen. Es faßt festen Fuß in Port Arthur und Ta-lien-wan, den eisfreien Häfen und Stützpunkten auf der Halbinsel Liau-tung im äußersten Süden der Mandschurei, verbindet solche durch Eisenbahnen mit der ostchinesischen Hauptbahn und plant schließlich eine Bahn nach Peking.

Diese Bahnen schaffen eine feste Verbindung zwischen der Mandschurei und Rußland. Wie Sibirien jetzt durch die sibirische Bahn an das europäische Rußland angegliedert ist, so die Mandschurei durch die transmandschurische Bahn an Sibirien und somit auch an das europäische Rußland. Infolge dieses Umstandes ist Rußland in eine bei weitem günstigere strategische Lage in Ostasien versetzt, als all die anderen Mächte, die in China Gebiete erworben haben. Sie können ihre Besitzungen nur auf dem Wasserwege erreichen, während Rußland zu Lande in einer ungehinderten Verbindung mit Port Arthur, Ta-lien-wan und Wladiwostok steht.

Das führt uns auf die militärische Wichtigkeit der russischen Bahnen in Ostasien. Es ist allgemein bekannt, daß mit deren Bau Rußland Truppen nach der Mandschurei führte, um die Ingenieure bei ihren



Ein Kofaken-Posten an der chineffischen Grenze.

Arbeiten zu sichern. Dadurch wurde aber die militärische Besetzung der Mandschurei vorbereitet. Der Berichterstatter der „Morning Post“ entwirft folgendes Bild von der Besetzung der Mandschurei durch russische Truppen: „3 Bataillone besetzen die Straße zwischen Nigun und Mergen; 3 Bataillone mit 2 Esotnien Kosaken stehen in der Gegend zwischen Mergen und Tsitsikar; 3 Bataillone und 3 Esotnien Kosaken haben Bodunö und die Umgegend von Tsitsikar besetzt; 5 Bataillone und Esotnien stehen in Kirin, 5000 Mann sind zwischen Kirin, Ninguta und Hun-tschun aufgestellt. Hun-tschun gegenüber, im Rayon Nowo-Kijewskoje stehen 5000 Mann mit vieler Artillerie; 3 Bataillone halten San-shing besetzt, während 2 Esotnien Kosaken als Posten längs des Sungari aufgestellt sind; 5 Bataillone besetzen die Gegend zwischen Kirin und Mukden; gleichzeitig ist eine Kette von Infanterie- und Kosaken-Posten in südlicher und südöstlicher Richtung auf der Liau-tung-Halbinsel vorgeschoben. Somit bilden die russischen Truppen einen engen Ring, der die chinesische Grenze von Blagowieschtschensk bis Port Arthur umfaßt. Alle großen Straßen nach Peking von Tsitsikar, Bodunö, Kirin, Ninguta und Mukden sind mit russischen Truppen besetzt.“

Ob diese Angaben den Thatfachen entsprechen, ist nicht festzustellen, obwohl die russische Militärzeitschrift „Raswiedtschik“ diese Nachrichten ohne weitere Bemerkungen wiedergegeben hat. Jedenfalls aber ist ohne weiteres anzunehmen, daß die ursprünglich den russischen Ingenieuren beigegebenen Eskorten zu geschlossenen Truppenteilen angewachsen sind, was die Russen thatsächlich zu Herren der Mandschurei gemacht hat.

Es dürfte angezeigt sein, hier anzuführen, über welche Truppenmacht Rußland verfügt, um sein ostasiatisches Gebiet zu verteidigen.

Nach offiziellen Quellen stehen im Amur-Bezirk, dem die von den Russen besetzte Halbinsel Liau-tung angegliedert war, folgende Truppen: Truppen im Brigade-Verband:

1.—3. Ostsibirische Schützen-Brigade à 4 Schützen-Regimenter
Ostsibirische Schützen-Artillerie-Division (3 Batterien)

1.—2. Ostsibir. Linien-Brigade; die 1. zu 4, die 2. zu 5 Linien-Bataillonen

die Ussuri-Reiter-Brigade umfaßt das Primorsksische Dragoner-Regiment, 2 Transbaikal-Kosaken-Regimenter und 1 Ussuri-Kosaken-Esotnie

1.—2. Ostsibir. Artillerie-Brigade, die 1. zu 8, die 2. zu 4 Batterien

1.—2. Ostsibir. fliegender Artillerie-Parf.

Truppen außer Brigade-Verband:

- 2. und 4. Ostibir. Linien-Bataillon
- 2 Reserve-Bataillone
- Transbaikal-Artillerie-Division
- Ostibir. Sappeur-Bataillon
- 1. Ussuri-Eisenbahn-Bataillon.

Kosaken-Truppen:

- Transbaikal-Kosaken-Weißko, von dem die beiden im Dienst stehenden Transbaikal-Kosaken-Regimenter der Ussuri-Reiter-Brigade zugeteilt sind
- 2 Reiter-Regimenter
- 2 Kosaken-Batterien
- Amur-Kosaken-Weißko mit 1 Kos.-Regiment
- Ussuri-Kosaken-Weißko, die im Dienst stehende Ussuri-Kosaken-Compagnie ist der Ussuri-Reiter-Brigade zugeteilt.

Festungs-Truppen:

- 1 Festungs-Infanterie-Regiment zu 5 Bataillonen
- 2 " = Artillerie-Bataillone à 3 Komp.
- 6 " = Artillerie-Kompagnien
- 3 " = Minen= "
- 1 " Sappeur= "
- 2 " Artillerie-Detachements
- 1 " Telegraphen-Abteilung.

Von diesen Truppen bilden die Besatzung von Port Arthur bezw.

Talienwan:

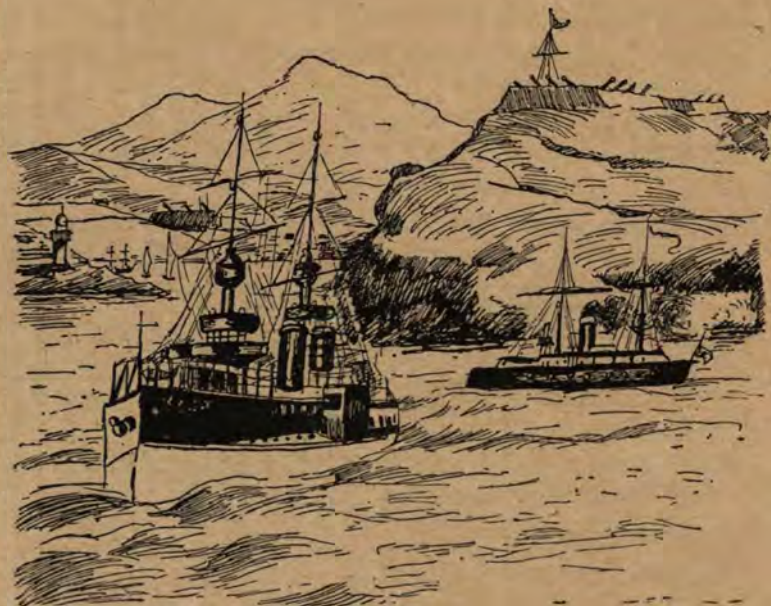
- die 3. Ostibir. Schützen-Brigade zu 4 Regimentern
- die Ostibir. Schützen-Artillerie-Division (3 Batterien)
- 2 Festungs-Artillerie-Bataillone à 3 Komp.

Die Besatzung von Wladiwostok:

- das 1. und 7. Ostibir. Linien-Bataillon
- 1 Festungs-Infanterie-Regiment (5 Bataillone)
- 6 " = Artillerie-Kompagnien
- 2 " = Minen= "
- 1 " Sappeur-Kompagnie
- 1 " Telegraphen-Abteilung.

Die Besatzung von Nowokiewskoje (Pofflet-Bucht):

- 1 Festungs-Minen-Kompagnie
- 1 " = Artillerie-Detachment.



Russische Kriegsschiffe vor Port Arthur.

An Seestreitkräften verfügt Rußland in Ostasien über die sibirische Flotille, die aus 1 Klipper, 2 Torpedo-Kreuzern, 4 Hochsee-Kanonensbooten, 2 Transportschiffen (1 Minenschooner, 1 Dampfer), 2 Hochsee-Torpedo-, 5 Torpedobooten erster, 8 Torpedobooten zweiter Klasse, 4 Hafen-Torpedobooten besteht.

Nach der Übersicht der Schiffsbewegungen vom 10. Juli 1899 gehören zu dem Geschwader des stillen Ozeans folgende Schiffe:

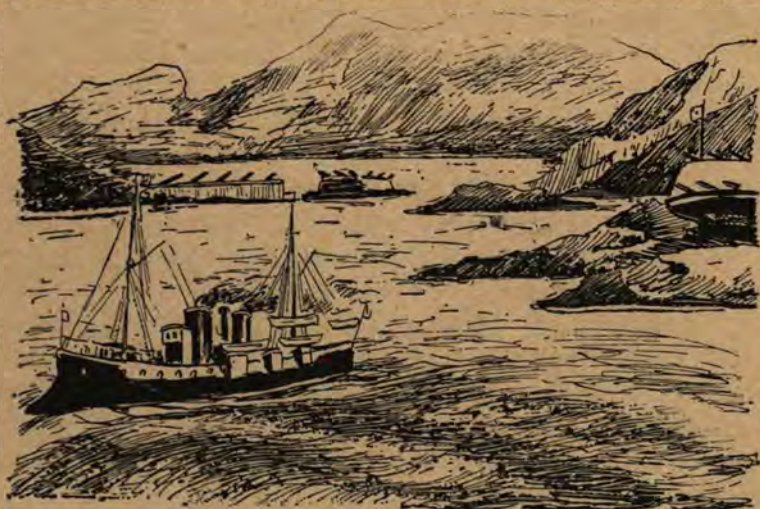
das Geschwader-Panzerschiff	Navarin	42	Geschütze in Port Arthur
"	"	"	Sissoi-Belikii 40
"	"	"	" " Nagasaki
der Kreuzer 1. Klasse	Rossija	70	" " Wladiwostok
"	"	"	Rjurik 46
"	"	"	Admiral Kornilow 32
"	"	"	Pamjat Nsow 32
"	"	"	Dmitrii Donskoi 46
"	"	"	Wladimir Monomach 39
"	Kreuzer 2. Klasse	Rasboinik	16
das Hochsee-Kanonensboot	Bobr	13	" " Honolulu
"	"	"	" " Port Arthur
"	"	"	Wandschur 13
"	"	"	Korejez 13
"	"	"	" " Fusan



fremde Kriegsschiffe und chinesische Dschunken im Golf von Petchili.

das Hochsee-Kanonenboot	Otwashnii	9	Geschütze in	Port Arthur
"	"	13	"	" Nagasaki
"	"	11	"	" Port Arthur
der Minen-Kreuzer	Wladuif	9	"	"
das Transportschiff	Tungus	4	"	"
"	"	8	"	" Wladiwostok.

Wir sehen aus der vorstehenden Aufzählung, was für Machtmittel Rußland in Ostasien zur Verfügung hat, um für alle Eventualitäten bereit zu sein. Die im Bau begriffenen und die geplanten Bahnen



Die Einfahrt von Wei-hai-wei.

nach ihrer Fertigstellung werden es ermöglichen, die Landtruppen schnell zu Operationen zusammenzuziehen, sei es zur Verteidigung eines bedrohten Küstenpunktes, sei es zum Angriff. Es ist aber ferner Rußland in der Lage, auch noch die im sibirischen Militär-Bezirk dislozierten Truppen (1. Westsibir. Linien-Bataillon, 3. Sibir. Kosaken-Regiment und 6 Reserve-Bataillone), ja selbst Truppen aus dem östlichen europäischen Reiche in kurzer Zeit heranzuziehen. Die große sibirische Eisenbahn ermöglicht dies schon jetzt. In Rücksicht auf den Umstand, daß die in der Mandschurei geplanten Bahnen noch einer längeren Zeit (die ostchinesische Eisenbahn sollte 1903 fertig werden) bis zu

ihrer Fertigstellung bedürfen, scheint die russische Heeresverwaltung schon jetzt Truppen in der Mandschurei so aufgestellt zu haben, daß sie auch ohne Bahntransport schnell konzentriert werden können.

Von ganz hervorragender Wichtigkeit für die Machtstellung Rußlands in Ostasien ist die Besitznahme der beiden Häfen Port Arthur und Ta-lien-wan. Das Streben nach eisfreien Häfen war von Alters her eine Lebensaufgabe der russischen Regierung. Vor zwei Jahrhunderten fanden die Kämpfe mit Schweden statt, auf dessen einstigem Besitze Petersburg erbaut wurde. Vor einem Jahrhundert erfolgten die Vorstöße gegen das osmanische Reich, welche Odessa und Sewastopol in den Besitz Rußlands brachten. Der letzte russisch-türkische Krieg verschaffte Rußland Batum. Aber alle diese, wie auch die Ostsee-Häfen, haben für die Weltmachtstellung Rußlands keinen hohen Wert. Der Hafen von Kronstadt ist nicht eisfrei, die Ostsee-Häfen können leicht verlegt werden, Odessa, Sewastopol, Batum liegen am Schwarzen Meere, das vorläufig, so lange die Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen für Kriegsschiffe nicht freigegeben ist, einem Binnenmeere gleich zu achten ist. Im fernen Osten wurde Wladiwostok zu einem Kriegshafen ausgedehnt, der aber nicht eisfrei ist, wenn er auch jetzt durch zwei Eisbrechdampfer im Winter zugänglich gemacht ist. Jetzt hat Rußland durch die Besitznahme von Port Arthur und Ta-lien-wan im fernem Osten erreicht, was es so lange angestrebt hat. Aber nicht darin allein beruht deren Wichtigkeit; sie sind feste Stützpunkte für die Macht Rußlands in Ostasien. Wie wir schon oben ausgeführt haben, liegen die beiden Häfen Port Arthur und Ta-lien-wan kaum 300 km von Tatu entfernt, sodaß in jenen Häfen bereit gehaltene Truppen innerhalb 24 Stunden an der Küste von Tschili gelandet werden können, um in wenigen Tagemärschen Peking zu erreichen. Der Golf von Tschili liegt in der Machtosphäre Rußlands. Auf China kann ein mächtiger Druck ausgeübt werden, dem es sich kaum entziehen kann, wozu auch die von Rußland geplante Bahn nach Peking beitragen wird.

Daß Rußland durch seine Stellung in Ostasien immer mehr und mehr einen maßgebenden Einfluß auf die chinesische Regierung gewinnt, ist nicht zu bezweifeln. Dieser Druck auf China wird aber auch durch die Machtstellung Rußlands in Mittelasien noch verstärkt. Auch hier sind die beiden Reiche unmittelbare Grenznachbarn. Die fertiggestellte mittel-asiatische Bahn, die Margelan und Andischan erreicht hat, ermöglicht es Rußland, auch aus dem turkestanischen Militärbezirk genügende Truppen nach dem chinesischen Ostturkestan vorzuführen, wenn es die

Verhältnisse nötig machen sollten. Schwerlich werden ihnen die chinesischen Truppen Widerstand leisten können. Erst neuerdings hat Rußland die im turkestanischen Militärbezirk stehenden Truppen in ein festes Gefüge gebracht, indem es sie zu zwei Armeekorps zusammengelegt hat. Es ist dies eine ernste Drohung für China, aber auch für England, da bereits Kusch an der afghanischen Grenze durch eine Bahn mit der mittelasiatischen Eisenbahn verbunden ist. Auch besteht der Plan, eine Bahn von Tashkent über Wierni, Semipalatinsk, Barnaul nach Krivoschtschekow an der mittelsibirischen Bahn zu bauen, wozu die Vorarbeiten schon im nächsten Frühjahr begonnen werden sollen. Dieselbe wird, abgesehen von ihrer kommerziellen Bedeutung, Rußland in den Stand setzen, Truppenverschiebungen nach der einen oder anderen Seite vorzunehmen.

So ist die Machtstellung Rußlands in Ostasien, nachdem die ganze Mandschurei, wenn auch bei China verbleibend, thatsächlich russisches Gebiet geworden ist, nicht mehr ins Wanken zu bringen. Rußland wächst zu Lande in Asien hinein, und keine britische noch japanische Flotte wird ihm das einmal besetzte Gebiet streitig machen können. Seine Küsten sind durch Port Arthur, Ta-lien-wan, Wladiwostok und Nowo-Kiewskoje an der Possiet-Bucht geschützt, sodaß auch eine Landung auf große Schwierigkeiten stoßen würde. Durch seine zielbewusste, Schritt für Schritt vorgehende meisterhafte Politik hat es Rußland verstanden, die Verhältnisse auszunutzen und eine Machtstellung im fernen Osten zu erringen, die auch in wirtschaftlicher Beziehung nicht nur dem Mutterlande, sondern auch den neugewonnenen Gebieten, die, wie wir gesehen haben, reich an Naturprodukten und entwicklungsfähig sind, zu gute kommen wird. Wie sich die weiteren Verhältnisse auch in Ostasien gestalten mögen, Rußland wird seine Hegemonie aufrecht erhalten und, durch die von ihm geschaffenen Verhältnisse äußerst begünstigt, ein bestimmendes Gewicht in die Waagschale der dortigen Ereignisse werfen können.

Die Streitkräfte der anderen Mächte in Asien.

Englands Politik giebt in Ostasien wie in Mittelasien dasselbe Bild: sie ist eine schwankende und keineswegs eine energische. Man könnte wohl die Behauptung aufstellen, daß es sich hier wie dort stets dem Willen Rußlands gebeugt hat, vor dessen Bestrebungen stets „mutig“ zurückgewichen ist. Bald sucht es Japan zu unterstützen, bald tritt es für die Integrität Chinas ein, aber weder in dieser noch in

jener Beziehung hat es Erfolge aufzuweisen. Ja die Integrität Chinas verletzte es selbst, als es Wei-hai-wei in Besitz nahm. Durch das Abkommen mit Rußland vom 28. April 1899 und besonders durch die Zusatz-Note sind ihm Rußland gegenüber die Hände gebunden und letzteres nimmt wenig Rücksicht auf die Einwendungen und Bestrebungen Englands. England ist aber auch kaum in der Lage, thätig im fernen Osten einzugreifen, trotz seiner mächtigen Streitmittel zur See, da diese von dem Dienst in seinem ausgedehnten Kolonialgebiet in Anspruch genommen sind; auch seine Landmacht genügt dazu nicht, weil sie teils in Südafrika verzettelt, teils mehr als reformbedürftig ist!



Englische Kolonialsoldaten in Hongkong.

Allerdings besitzt jetzt England Wei-hai-wei, das aber seiner Beschaffenheit nach Port Arthur bei weitem nachsteht. Wei-hai-wei liegt an der Nordküste der Halbinsel Schan-tung, und zwar innerhalb einer ausgedehnten halbkreisförmigen Bucht, die von zwei sich erhebenden Halbinseln gebildet wird und nach Nordosten offen ist. Die Bucht, wie überhaupt das Meer an der Küste Schan-tungs, ist trotz der hohen Küste für die jetzigen Kriegsschiffe nicht tief genug. Zwischen den äußersten KapS erstreckt sich die Küstenlinie der Bucht auf etwa 30 km. Die breite Einfahrt wird durch die Insel Liu-tung-tao versperrt, welche

mehr an der nördlichen Halbinsel liegt, sodaß zwei Durchfahrten vom Meere aus entstehen: eine engere im Westen, eine breitere im Osten. Die Insel hat eine längliche Form; ihr Umfang beträgt etwa 9 km. Die höchsten Punkte erheben sich über den Meeresspiegel auf etwa 150 m. In der Mitte der östlichen Durchfahrt liegt die kleine Insel Dshi, die befestigt ist. Der bequemste und vollständig gesicherte Ankerplatz für große Schiffe befindet sich am westlichen Ende der Insel Lin-kung-tao innerhalb der Bucht. Die chinesischen Küstenbefestigungen liegen auf dem Festlande in zwei Gruppen auf den Enden der beiden



Japanisches Militär.

Halbinseln, die die Bucht begrenzen, auf der Insel Lin-kung-tao und auf der kleinen Insel Dshi. Die Mehrzahl der Befestigungen und der Batterien sind mit betonierten Kasematten versehen, die vom Meere aus nicht eingesehen werden können, und waren mit schweren Kruppschen Geschützen armiert, die die Japaner bei der Räumung von Bei-hai-wei mitgenommen haben. Da aber nach der Landseite jede Befestigung fehlt, so kann Bei-hai-wei leicht durch gelandete Truppen genommen werden. Gegen eine Beschießung vom Lande aus können sich die Befestigungen nicht halten, was der chinesisch-japanische Krieg gezeigt hat.

Die Engländer beabsichtigten, in Wei-hai-wei weitere Befestigungen aufzuführen, sollen dann aber wieder davon Abstand genommen haben. Die dortige Besatzung soll nur aus einer englischen und einer chinesischen Festungs-Artillerie, 2 englischen und 6 chinesischen Infanterie-Kompagnien bestehen. Wei-hai-wei an und für sich kann somit den Russen die Beherrschung des Golfs von Tschili nicht streitig machen, und ebensowenig, selbst mit Hilfe einer Flotte, den Weg nach Peking versperren.

Die Armee, die England zu Beginn der Feindseligkeiten in China hatte, war nur gering an Zahl. In Hongkong standen 4756 Mann, und zwar: 1012 Mann Infanterie, 785 Mann Festungs-Artillerie, 2613 Mann Kolonialtruppen.

In Wei-hai-wei war nur die Marine-Garnison.

In der chinesischen Station befanden sich: 3 Panzerschlachtschiffe, 3 Panzerkreuzer, 2 Kreuzer I. Kl., 3 II. Kl., 2 III. Kl., 2 Kanonenboote, 2 Torpedojäger und 5 verschiedene Schiffe, zusammen 30 Schiffe.

Die Streitmacht des Deutschen Reichs in Kiautschou belief sich auf 1631 Mann und zwar: 1 Seebataillon zu 1126 Mann, 1 Feldbatterie zu 111 Mann, 1 Matrosen-Artillerie-Abteilung zu 205 Mann, 1 Chinesen-Kompagnie zu 132 Mann und zu diesen das Ablösungskommando von 800 Mann.

In der chinesischen Station waren: 4 große Kreuzer, nämlich Deutschland, Kaiserin Augusta, Hansa und Hertha, die beiden kleinen Kreuzer Irene und Gefion, sowie die drei Kanonenboote Iltis, Jaguar und Tiger.

Frankreich hatte zur Verfügung in Anam-Tonking u. 3 Regimenter Marine-Infanterie, 5 Regimenter eingeborener Tirailleure, 3 Bataillone Fremden-Regimenter, 8 Marine-Batterien, 2 Fuß-Batterien und Gendarmen.

Auf der chinesischen Station befanden sich: 3 Panzer-Kreuzer, 5 Kreuzer, 2 Kanonenboote, ferner in Kschinchina 1 Panzerkanonenboot, 1 Kanonenboot und eine Anzahl kleinerer Schiffe, zusammen 19 Schiffe.

Japan, das sich eine maßgebende Stellung in Korea erringen und fremden Mächten, insonderheit Rußland, verwehren wollte, sich in die ostasiatische Politik einzumischen, hat infolge des Vertrages vom 9. Juni 1896, der zwischen ihm und Rußland abgeschlossen wurde, „vorläufig“ dort jeden Einfluß verloren. Hatte es bis dahin nur mit dem schwachen China zu thun, so ist an dessen Stelle jetzt das mächtige Zarenreich getreten, mit dem es jetzt zu rechnen haben wird. All die

schweren Opfer, die es in dem chinesisch-japanischen Kriege gebracht hat, um sich an der Südküste der Mandschurei festzusetzen, sind vergebliche gewesen. Und was Japan zu erreichen suchte, ist jetzt Rußland zugefallen. Daß es seinen Mißerfolg nicht leicht verschmerzen wird, liegt auf der Hand; es wird seine Ziele in Ostasien nicht aus dem Auge lassen. Die Japaner, ein politisch hoch entwickeltes Volk, erwägen aber genau die Folgen jeden Einschreitens und suchen sich vorerst die Machtmittel zu schaffen, um auf einen Erfolg rechnen zu können. Mit rastlosem Eifer und ohne die Kosten zu scheuen, strebt es nach der Erweiterung seiner Flotte und seiner Armee und nach der Verstärkung seiner Küsten. Die Macht, der sich Japan als Bundesgenosse anschließt, wird im hohen Maße erstarken und jedenfalls ein gewichtiges Wort in der ostasiatischen Politik sprechen können.

Man berechnet die japanische Armee auf 146000 Mann stehendes Militär, 190000 Mann Reserve und 243000 Mann Landsturm; die Zahl der Offiziere wird auf 8000 bis 9000 veranschlagt. Die Armee ist in 12 Divisionen, je zu 2 Brigaden eingeteilt, dazu kommt die Garde, die ebenfalls 2 Brigaden stark ist und die Armee in Formosa, welche 3 Brigaden zählt. In Japan ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt: jeder diensttaugliche Mann muß, sobald er 20 Jahre alt geworden ist, 3 Jahre aktiv dienen und bis zu seinem vierzigsten der Reserve bzw. dem Landsturm angehören.

Die Marine belief sich zur Zeit des Krieges mit China auf nur 37 Schiffe; heute besitzt Japan etwa 50 größere Schiffe und 27 Torpedoboote, und es wird nach dem Flottenplan 1903 schon 67 Hochseeschiffe, 12 Torpedojäger und 75 Torpedoboote umfassen. Damit ist die ins Auge gefaßte Vermehrung aber noch nicht erschöpft, sondern es sind noch weitere Verstärkungen vorgesehen. Hierfür wurden insgesamt 425 Millionen Mark ausgesetzt, während für die Vergrößerung der Armee 170 Millionen Mark bewilligt wurden. Gewehre und Geschütze werden nach „eigenem“ Modell in Osaka und Tokio hergestellt; kurz und gut, es sollen bis 1906 nicht weniger als 860 Millionen Mark für Kriegszwecke ausgegeben werden, von denen ein Teil durch die chinesische Kriegssentschädigung gedeckt wird, während der Rest durch die laufenden Einnahmen und durch Anleihen aufgebracht werden soll.



Der Ausbruch der Kriegswirren.

Die Reform-Periode in China.

Der Krieg mit Japan war beendet! Japan hatte ein stolzes Gefühl seiner Kraft erhalten, während der völlige Zusammenbruch Chinas nur durch die Bemühungen der Mächte: Rußland, Frankreich und Deutschland verhindert worden war.

Dieses Einschreiten der Mächte hatte eine sehr erklärliche Konstellation zur Folge, die bis in die neuesten Vorgänge hinein reichte. Wir finden die Verbindung der oben genannten Mächte gegenüber einer Gruppe: England—Japan in Thätigkeit.

Das kranke China sollte geheilt werden und gutwillige Doktoren fanden sich bereit, diesen Dienst zu übernehmen, die zugleich auch willig waren, den üblichen Lohn für die ärztlichen Bemühungen entgegenzunehmen! Daß dem Patienten nicht ganz wohl bei der Sache war, braucht wohl kaum versichert zu werden. Die Kur bestand aus Durchführung der folgenden politischen Rezepte:

1. Reorganisation der Armee und Marine unter europäischen Instruktoren u.,
2. Abtretungen chinesischer Gebiete zur besseren Einführung moderner Kultur und Waren,
3. Oeffnen von Häfen für Erleichterung des Handels mit dem Auslande u.,
4. Konzessionen zum Bau von Bahnen, zum Betriebe des Bergbaues u.,
5. Erleichterung von Staatsanleihen, Uebernahme großer Reichsbauten oder sonst gewinnbringender Unternehmen u.

Daß bei allen diesen Kurmitteln der Kranke selbst nicht viel gefragt wurde, ist um so selbstverständlicher, als man annehmen mußte, daß der Patient eben wider seinen Willen geheilt werden mußte, da er

sonst sicherlich schon selbst nach den europäischen Doktoren. Verlangen getragen hätte!

Da die fremden Ärzte sich alle mehr oder weniger Konkurrenz machten, so war es wohl natürlich, daß sie alle antichambrierten und im Vorzimmer zu Peking Gesandtschaften aller Mächte vertreten waren.

Anfänglich sträubten sich die Chinesen ganz entschieden gegen die fremden Rezepte, die ihnen alle zwar zu ihrem Wohlsein dargereicht und empfohlen waren, für deren Qualität ihnen offenbar aber noch der Geschmack gebrach, deren Quantitäten ihnen ebenfalls mancherlei Bedenken verursachten.

Jedoch der junge chinesische Kaiser Kuangsi schien Geschmack an der modernen Kultur zu empfinden; auch seine Umgebung war den Bestrebungen der Fremden geneigt und so kam es, daß eine Periode eintrat, in der die Fremden allerlei Entgegenkommen fanden und es in der That schien, als ob China seine Thore den ausländischen Einflüssen öffnen würde. Eisenbahnkonzessionen wurden bewilligt, weitere Gebiete dem Handel und den Missionen aufgeschlossen, Pachtgebiete überlassen und selbst in den inneren Einrichtungen schienen Reformen sich vollziehen zu wollen.



Vize-Admiral Bendemann.

Wem ist es nicht noch in Erinnerung, daß der Vizekönig Li-Hung-Schang im Auftrage Chinas die europäischen Höfe und Großindustriellen besuchte, dabei Füllhörner von Hoffnungen erweckend, sowie volle Becher des Enthusiasmus und der Zustimmung zu seinen, allerdings noch etwas nebelhaften, Reformgedanken dafür einheimsend.

Die Gebietseröffnungen um Port Arthur (Rußland), Wei-hai-wei (England) und um das von uns schon besprochene Kiautschou wurden damals eingeleitet und schienen die Wegsteine für eine neue chinesische Politik zu sein. Selbst Schulen und Missionen schienen geduldet werden zu sollen. Diese Aera fand ihren Gipfelpunkt in dem bereits geschilderten

Empfange des Prinzen Heinrich von Preußen durch den Kaiser von China. Es war ein Ereignis, das in der 4000 jährigen Geschichte Chinas noch nicht dagewesen war; ein Umstürzen alles dessen, das man bisher im himmlischen Reiche für unverletzlich gehalten hatte!

Bekanntlich wachsen Bäume nicht in den Himmel und am wenigsten plötzliche Reformen, wenn sie obenein gegen den Volksgeist, gegen alle Überlieferungen, gegen Religion, Gesetze, Gewohnheiten, Anschauungen und Sitten verstoßen! Die Reaktion gegen den Ansturm auf alle diese tief eingewurzelten Vorurteile und Gebräuche konnte kaum ausbleiben.

Der Rückschlag.

Der großen Masse der Chinesen wollte es nicht einleuchten, daß in dem Augenblicke, wo man sich herbeigelassen hatte, den Fremden Thee und Seide zu verkaufen und dagegen von ihnen andere Erzeugnisse einzutauschen, China selbst Bresche in die Mauer gelegt hatte, die vor Jahrhunderten zum Schutze gegen das Ausland aufgerichtet worden war.

Es war vorauszusehen, daß der europäische Industrialismus, als er sich gegenüber China mehr und mehr entwickelte, eine weitgreifende Unwäzung in jenem dichtbevölkerten Reiche hervorrufen würde. Die alte Welt hat an ihrem eigenen Leibe schmerzlich genug erfahren, wie tief Eisenbahnen und Fabriken in das wirtschaftliche Leben eingreifen, alle Volkskreise berühren und das ganze Erverbsleben umgestalten. Diese Entwicklung mit ihrer schweren Übergangszeit vollzog sich in Europa verhältnismäßig langsam und wurde schließlich überwunden. In China begann die vorgeschrittene europäische Zivilisation mit voller Kraft zu arbeiten: Fabriken wurden gegründet und Eisenbahnen gebaut. Anfangs fanden dabei viele Kräfte Beschäftigung; aber man befürchtete, daß durch die Eisenbahnen und Fabriken tausende von Arbeitern und Gewerbetreibenden beschäftigungslos werden würden. In der alten Welt hat sich gezeigt, daß die neuen Verkehrsmittel neue Arbeit schufen und schließlich weiteren Kreisen als zuvor Beschäftigung gewährten. Voraussichtlich würde sich auch in China diese Entwicklung so gestaltet haben. Man hat sie aber nicht abgewartet, sondern geglaubt, der friedlichen, wirtschaftlichen eine politische, blutige Revolution entgegenzusetzen zu müssen.

Die europäische Zivilisation zeigt sicherlich neben hellen Lichtseiten auch dunkle Schattenseiten. Der chinesischen Zivilisation ist sie aber im großen und ganzen weitaus überlegen, sittlich schon deshalb, weil

sie auf der Grundlage des Christentums beruht. Die chinesische Zivilisation hat unleugbar große Vorzüge, aber es fehlt ihr der Idealismus, der immer strebend sich bemüht, der Glaube an die göttliche Natur des Menschen, an eine allwaltende Vorsehung. Dabei hat sie noch viel dunklere Schattenseiten als die europäische Zivilisation aufzuweisen. Die Jagd nach Reichtum und Genuß beherrscht auch die Chinesen. Das Geld ist dort noch mächtiger als in Europa, es ist sozusagen allmächtig, die Korruption des Geldes geht durch die ganze Staatsverwaltung bis hinauf zu ihren Spitzen, sie wird ganz offen und landläufig geübt, so daß niemand mehr daran Anstoß nimmt. Schon daraus geht der tiefe sittliche Verfall in China hervor.

Niemand hat durch die Einführung von Reformen mehr zu befürchten, als die Mandarinen. Was waren es doch für glückliche Zeiten für sie, als das ganze Steuer- und Zollwesen in ihren Händen ruhte, als all das Geld, das sie einnahmen, an ihren Fingern kleben blieb und fast nichts in den Staatschatz gelangte! Wie schwer muß es der chinesischen Regierung geworden sein, ihre ungetreuen Beamten auf einmal samt und sonders wegzujagen und das ganze Steuerwesen durch Fremde verwalten zu lassen? Welche Wut mögen die hohen Würdenträger gegen den protestantischen Irländer Hart, der als Generaldirektor an der Spitze des gesamten Steuerwesens steht, und die 500 von ihm eingesetzten fremdländischen Zolldirektoren im Herzen tragen?

Die Mandarinen sind es, die jeder Neuerung feindlich gegenüberstehen, da sie wohl wissen, daß bei jedem Schritt vorwärts die eigene Macht immer mehr ihren Händen entgleitet, und sie gaben daher die Losung „China den Chinesen!“ aus, welche gedankenlos von der Menge wiederholt wurde. Es war nicht schwer, das Wachsen des auswärtigen Handels auf Kosten der eigenen Vorteile, den Umsturz auf allen Gebieten, sowie das Anwachsen der christlichen Religion, alles gewissermaßen unter dem Schutze der Regierung, dem niederen Volke, das für sich keinerlei Vorteile in allen diesen Neuerungen fand und finden konnte, verhaßt zu machen.

Ob in China eine einsichtige, verständige, wohlwollende, weiterblickende Verwaltung überhaupt denkbar ist, ob sie imstande gewesen wäre, die Bevölkerung über die kritische Übergangszeit friedlich hinwegzuführen, ob sie die Kraft gehabt hätte, die neuen Errungenschaften in den Dienst des Reiches und seiner Entwicklung zu stellen, das sind Fragen, die sich nicht leicht beantworten lassen, vorläufig aber verneint werden müssen. Jedenfalls neigten diejenigen Ratgeber am Hofe,

welche den größten Einfluß hatten, der Ansicht zu, daß die Zeit für Reformen noch nicht reif sei und daß die einzige Rettung aus dem immer heftigeren Anwachsen des Nationalgrolles die Rückkehr zu den alten Penaten und zur engeren Abschließung und dafür Ausschließung der Fremden sei. Kaiser Tsaitien — ob freiwillig oder gezwungen weiß man nicht — mußte schon 1898, also noch in demselben Jahre, in dem der Hof den Prinzen Heinrich empfangen hatte, die Reformen widerrufen, die er erst kürzlich selbst begünstigt hatte.

Die Kaiserin-Witwe.

Die Kaiserin, eine hochbegabte, energische Frau, setzte sich an die Spitze der Bewegung und suchte die alten Zustände wieder herzustellen. Wie sie sich des Einflusses bemächtigte und was in dem Palaste vorging, um der Kaiserin dieses Übergewicht zu geben, sind Geheimnisse, deren völlige Lüftung wohl sobald nicht gelingen wird. Der allmächtige Li-Hung-Schang wurde aus Petschili verbannt, indem er eine Stellung als Vizekönig in Mittel-China erhielt und Kang-Du-wei, ein anderer Förderer der Reformen, floh nach Japan, wohl wissend, daß solche Gegenströmungen, besonders in China, nicht ohne Gewaltmaßregeln vor sich zu gehen pflegen, und er hatte recht gesehen!

Außerlich machte sich der Umschwung bald bemerkbar durch die sichtlich ablehnende Haltung der Zentralregierung gegen weitere Zugeständnisse an die auswärtigen Mächte, z. B. an Italien, welches die Abtretung eines Küstenstreifens in der Provinz Tschefiang verlangt hatte.

In welcher Weise die Kaiserin vorging, zeigen die Erlasse, die sie im Herbst 1899 verbreiten ließ.

„Unsere Regierung“, so beginnt der Erlaß, „hat augenblicklich täglich ernster werdende Schwierigkeiten zu überwinden. Die verschiedenen Mächte, welche über uns hergefallen sind, sind gleich gierigen Tigern eifersüchtig auf einander. Jede will als die erste von unseren inneren Gebieten Besitz ergreifen. Sie bilden sich ein, China werde, da es weder Geld noch Truppen habe, es niemals wagen, einen Krieg mit ihnen anzufangen. Sie haben durchaus kein Verständnis dafür, daß es gewisse Dinge giebt, die unser Reich niemals zulassen kann, und daß uns, wenn wir dazu gedrängt werden, keine andere Wahl bleibt, als uns auf die Gerechtigkeit unserer Sache zu verlassen.“ Darauf spricht die Kaiserin-Witwe von einem Uebel, welches bis in die jüngste Zeit hinein unter ihren Vizekönigen und Gouverneuren um sich gegriffen



Die Kaiserin-Witwe und ihre Ratgeber.

habe. „Diese Beamten haben z. B. je und je mit Dingen zu thun gehabt, welche Gegenstand internationaler Verhandlungen waren. Dann haben sie sich in allen ihren Maßnahmen von dem stillschweigenden Gedanken leiten lassen, daß die betreffende Angelegenheit schließlich „freundschaftlich geregelt“ würde. „Freundschaftliche Regelung“ — dies Wort scheint ihnen in der That niemals aus dem Sinn gekommen zu sein. Daher sind sie denn, sobald die Dinge eine ernste Wendung annehmen, zu einem Widerstand gegen einen feindlichen Angriff der Ausländer gänzlich unvorbereitet. Das ist aber in unsern Augen das schlimmste Vergehen der hohen Provinzialbeamten gegen ihre Pflichttreue, welche sie dem Throne schuldig sind. Wir empfinden es daher als eine heilige Aufgabe, solches Verhalten in den härtesten Ausdrücken zu tadeln.“

Im Anschluß daran giebt die Kaiserin-Witwe ihnen folgende Weisung:

„Es ist unser ausdrücklicher Befehl, daß, falls einer unserer hohen Beamten in Folge der eintretenden Verhältnisse keine andere Wahl als den Krieg hat, er seine Pflicht auch bis zu dieser äußersten Grenze thut. Es könnte aber vielleicht auch der Fall eintreten, daß der Krieg bereits thatsächlich erklärt wäre. Dann ist gar kein Gedanke daran, daß die Kaiserliche Regierung einer Verhandlung zur Wiederherstellung des Friedens beitreten könnte. Sie erwartet also, daß unsere Vizekönige, Gouverneure und Höchstkommandierenden im ganzen Reiche ohne irgend welche Eifersucht mit vereinten Kräften gemeinsam handeln, um in geschlossener Front dem Feinde entgegenzutreten, indem sie persönlich ihre Offiziere und Soldaten ermahnen und anfeuern, für die Rettung ihrer Häuser und ihres väterlichen Bodens gegen das Eindringen des ausländischen Angreifers zu kämpfen. Niemals sollte das Wort „Friede“ über die Lippen unserer hohen Beamten kommen; ja sie sollten es auch nicht einmal einen Augenblick in ihren Gedanken erwägen. Ein solches Land, wie das unsrige — so unermesslich an Ausdehnung, so unererschöpflich an Hilfsquellen, mit einer nach Hunderten von Millionen zählenden Bevölkerung — was sollte es, wenn jeder für sich und alle gemeinsam Treue zum Kaiserlichen Thron und Liebe zum Vaterlande beweisen, von irgend einem Eindringling zu fürchten haben! Lasset in keinem den Gedanken aufkommen an Friedensschluß und füllet alle mit dem Verlangen, die Häuser und Gräber ihrer Ahnen vor der rohen Hand der Eroberer zu bewahren! Sorget dafür, daß dieser unser Erlaß jedermann in unserem Reiche bekannt wird!“

Dies Edikt der Kaiserin-Witwe wurde in allen Städten erster, zweiter und dritter Größe angeschlagen. Und nun stelle man sich vor,

daß eine gaffende Menge lesenunkundiger Leute davor stand, und eine gewisse Sorte von Gelehrten sich einfand und es ihr vorlas, und daß alle es hören wollten — und man kann sich einen Begriff davon machen, daß es durch diese Mitteilung nichts von seinem Haffe verlor.

Wetterleuchten!

Die von der Kaiserin-Witwe angeführte Bewegung hatte dasselbe Schicksal, welches allen extremen Strömungen zu widerfahren pflegt, daß nämlich eine noch weitergehende, in vorliegendem Fall noch reaktionärere Richtung nach und nach hervortritt, um mit Gewalt, mit Hilfe der Revolution die gelindere Strömung zu beseitigen und sich selbst zu bethätigen. So auch hier. Noch lassen die Nachrichten nicht erkennen, welche Ereignisse sich zu Peking abgespielt haben, allem Anschein nach ist aber eine noch fremdenfeindlichere, auf blutige Thaten gestützte Herrschaft, vertreten durch den Prinzen Tuan, in den Besitz der Regierung gelangt. Hiermit würde sich in dem Aufbruch, der die Volksmassen aufwühlte, gleichzeitig eine rein persönlich-dynastische Frage verkörpern. Prinz Tuan hat Rechtsansprüche auf den kaiserlichen Thron, denn als Kaiser Taofuang 1850 starb, sollte der Vater des Prinzen Tuan laut Testament Nachfolger werden, allein infolge von Intriguen und Fälschungen gelangte statt dessen sein Bruder Hienfong auf den Thron, welchen er bis 1861 inne hatte. Eine seiner Frauen ist die jetzt so viel genannte Kaiserin-Witwe gewesen; Prinz Kung war sein jüngerer Bruder. Auf Hienfong folgte Tungsi (1861 bis 1875), welcher als minderjährig unter der von Prinz Kung geleiteten Regentschaft stand und ohne Nachkommen starb. Ihm folgte sein erst 4 Jahre alter Nefse Kuangjü, über dessen Regierungszeit wir schon kurz berichtet haben. Als sein Nachfolger wurde im Anfang des laufenden Jahres der junge Prinz Putsing (geb. 1886 als Sohn des Prinzen Tuan) in Aussicht genommen. Infolge aller dieser Schiebungen besteht ein scharfer Gegensatz zwischen Tuan und der Partei der Kaiserin-Witwe, sodaß es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, daß Prinz Tuan die Umstände benutzen wollte, um sich auf den Thron des Kaiserreiches zu schwingen.

In Nordchina trat die national-chinesische Eigentümlichkeit, die Bildung religiös-politischer Geheimbünde hervor, während in Peking die Haltung des Pöbels und selbst der Truppen bereits gegen Ende 1899 so unsicher wurde, daß die Gesandtschaften Schutzwachen aus eigenen Landungstruppen erbaten. Diese, obwohl in unzureichender Stärke gefordert und gesandt, sollten thatsächlich die Retter der Gesandtschaften werden!

Die ersten Nachrichten von größeren Unruhen kamen aus Schanghai. Die Boxer zerstörten zwei Dörfer in Szetschuan und Hupei und ermordeten alle dortigen Christen auf grausame Weise.

Der chinesischen Regierung wurde sofort bedeutet, daß man sie für die Greuelthaten verantwortlich mache! Diese beeilte sich gewohnheitsmäßig den Gesandten in Peking mitzuteilen, daß kräftige Sorge dafür getroffen wäre, in ganz China die Ordnung wiederherzustellen.

Man war in Peking um so beruhigter, als nach Eintreffen der Schutzwachen in der That einige Tage hindurch die Insulten der Bevölkerung etwas eingeschränkt wurden.



Prinz Tuan.

Bald aber sollte es auch in der Provinz Petchili, in welcher Peking liegt, heißer werden. Die in Paotingfu lebenden Ausländer und eine katholische Mission mußten vor den Drohungen und Angriffen der Aufständischen entfliehen. Die Boxer folgten sogar noch den Flüchtlingen, töteten vier und verwundeten ebensoviele. Die Flüchtigen wurden bis Tientsin verfolgt, von wo aus Truppen aufgeboten wurden, die den Chinesen entgegenrückten und sie zerstreuten. Bald breitete der Aufruhr sich weiter aus. Britische Missionare in Petchili wurden teils

getötet, teils, was noch schlimmer war, gefangen! Zwar streiften Kosaken umher und hielten die einzelnen Haufen im Schach, allein immer mehr sammelten sich die wild erregten Boxer und bedrohten schon am 4. Juni Tientsin. Dort trafen an jenem Tage auch geflohene belgische Ingenieure ein, meldend, daß ihre Kollegen in schwerer Gefahr seien. Glücklicherweise langten allmählich immer mehr der verlangten Truppenverstärkungen bei Taku an, auch vom deutschen Seebataillon kamen die ersten 50 Mann an Land.

Man bot in diesen Tagen der chinesischen Regierung, der man noch traute, verfügbare russische Truppen zur Unterdrückung des Aufstandes an, doch erwiederte diese stolz, daß sie sich allein stark genug fühle, Herr der Dinge zu werden. Diese Versicherung fand auch Glauben!

Der Beginn des Krieges.

Internationale Schritte gegen die Boxer.

Schon die nächsten Tage zeigten aber, daß die Fremden sich auf die eigenen Waffen stützen mußten, denn in der Gegend des südlichen Peiho begannen die Umtriebe der Boxer immer gewaltsamer zu werden.

Am 7. Juni wurden die Gesandten in Peking und die Konsuln in Tientsin der Ansicht, daß von der chinesischen Regierung nichts zu



Die Forts von Tientsin am Pei-Ho.

erwarten sei und daß man den Schutz von Leben und Eigentum selbst in die Hand nehmen müsse.

Die Befehlshaber der Geschwader wurden herangezogen und man beschloß, gemeinsam zu handeln! Amerika und Japan schlossen sich den übrigen Mächten völlig an; handelte es sich doch nicht um politisch vage Ziele, sondern um höchst greifbare Dinge, nämlich Schutz gegen Mord und Zerstörung. Alle Admirale und sonstigen Befehlshaber

wurden von ihren Mächten angewiesen, im Sinne gemeinsamer Aktion zu handeln. Die Vertreibung der französischen Konsuln aus Montze und Yunnanfu (in Südcina) bestärkte die Mächte in ihren Beschlüssen; ebenso das Niederbrennen der russischen Kapelle in Tung-ting-au, dicht nördlich von Peking. Dennoch machte man am 9. Juni noch einen Versuch, eine Audienz bei dem Kaiser bezw. der Kaiserin-Witwe nachzusuchen, um die chinesische Regierung zu energischen Schritten gegen die Aufständischen zu drängen, allein bald zeigte es sich, daß dieser Schritt wirkungslos sei. Man beschloß daher, die Bahn von Tientsin nach Peking, die von Boxern zerstört war, möglichst bald in Stand zu setzen und auf dieser 10 000 Mann nach Peking zu schicken.

Inzwischen war auch in Nordcina in den von Rußland okkupierten Geländen der Mandchurei der Aufruhr losgebrochen und hatte sich gegen die Bahnbauten gewendet; aus Niutschwang wurden Plünderungen und Unruhen gemeldet. Ferner wurde der Sekretär der belgischen Gesandtschaft mißhandelt, in Tzung-tcheou, dem Peihohafen dicht östlich von Peking, die amerikanische Missionsanstalt niedergebrannt, wobei 40 Christen gemordet wurden. Von Stunde zu Stunde wuchs der Aufruhr, selbst in Peking, und immer frecher drängten die Boxer gegen die Gesandtschaften vor. Aus allen Teilen Chinas liefen Nachrichten ein, die das Anschwellen der Bewegung bestätigten.

Die Expedition des Admirals Seymour.

Am 10. Juni brach ein gemischtes Kommando von 2044 Mann (unter ihnen 350 Deutsche) unter dem Oberbefehl des Admirals Seymour auf, um den bedrohten Gesandtschaften in Peking Hilfe zu bringen; es sollte der Bestimmung gemäß auf der Bahn nach der Hauptstadt befördert werden. Doch schon bei Yang-tchow, der nächsten größeren Station, fand die Expedition die Bahn zerstört, und zwar in solcher Weise, daß an ein schnelleres Wiederherstellen gar nicht zu denken war. Doch kam die Abteilung am Abend dieses Tages etwa bis gegen Lofa. Am 11. früh ging die Expedition mit Sicherheitsmaßregeln weiter nach Norden. (Vgl. die Karte im nächsten Heft).

Die Beschädigungen des Bahnkörpers wurden jedoch immer erheblicher, die Schienen waren weite Strecken aufgerissen, die Schwellen verbrannt, die Telegraphenstangen umgestürzt und der Draht entfernt; auch wurden bald kleinere Scharen von Boxern sichtbar, die aber beim Herannahen der Truppen Reißaus nahmen. Nachmittags traf die vorausgehende Spitze 12 km jenseits Lofa auf Boxer, die mit der Zerstörung

der Strecke beschäftigt waren. Auch sie suchten das Weite; aber 3 km weiter bemerkte die Spitze einen Trupp von 2000 Mann, darunter einige Berittene, die von einem Dorfe zur Linken aus gegen die Bahnlinie vordrangen, offenbar in der Absicht, die Spitze abzuschneiden. Sie waren meist mit Speeren und Schwertern, nur ganz vereinzelt mit Gewehren bewaffnet. Obschon die Leute der Spitze 20—30 Boyer in den Sand streckten, ließen diese von ihrem Vorhaben nicht ab, sondern drängten über den Bahnkörper hinüber. Jetzt aber marschierten vom Gros aus Verstärkungen heran, und als die Boyer zwischen zwei Feuer gerieten, zogen sie sich mit einem Verlust von 35 Toten zurück, von den fremden Truppen eine Strecke weit verfolgt.

Über die Lage der Fremden in Tientsin während der folgenden Tage giebt nachstehender Brief einer älteren Dame, den wir dem Berl. Lokalanzeiger entnehmen, Auskunft:

„Ich verließ Schanghai am 12. Juni mit dem nach Tientsin bestimmten Dampfer „Hsing-fung“. Nach Passieren der außerhalb der Barre ankernden Flotte von 31 Kriegsschiffen erreichten wir am Freitag Tengkou gerade zeitig genug, um noch Anschluß an den um 5 Uhr nachmittags abgehenden Zug zu erhalten. Um 7,30 in Tientsin angekommen, fanden wir den Bahnhof buchstäblich gedrängt voll von bewaffneten Matrosen und Seesoldaten, meistens Russen, einige auf den von Port Arthur mit herübergebrachten Pferden gut beritten. Auf unserem weiteren Wege begegneten wir überall demselben Bilde — gut bewaffneten Soldaten aller Nationen, augenscheinlich gefaßt, jedem plötzlichen Angriff standzuhalten. Das Haus, in dem ich Aufenthalt zu nehmen hatte, war von 50 Österreichern besetzt, die in dem Godown kampierten, während ihre zwei Offiziere im Hause selbst Wohnung gefunden hatten. Nach dem Abendessen unternahmen wir in Begleitung eines Leutnants einen kurzen Spaziergang und sahen bei dieser Gelegenheit, welche Vorsichtsmaßregeln getroffen waren. Alle paar Schritte wurden wir von Schildwachen angerufen, auf den Straßen war kein einziger Chinese zu sehen, und der ganze Platz erschien still und verlassen und glich gar nicht mehr Tientsin, am wenigsten die Taku Road, wo sonst der größte Verkehr und das lebhafteste Treiben ist.

Gerade als wir im Begriff waren, umzukehren, hörten wir sieben Schüsse kurz hintereinander fallen, aber in so dichter Nähe von so vielem militärischen Schutz fühlten wir uns ganz sicher und legten uns schlafen. Das sollte aber nicht lange währen. Um Mitternacht ungefähr meldete ein Offizier, daß die ganze Chinesenstadt in Flammen

stände, die Boxer seien im Anmarsch und gerade jetzt im Gefecht beim Bahnhofe, den sie ebenfalls versucht hätten, in Brand zu stecken. Wir wurden gebeten, uns anzuziehen, um bei gegebenem Alarmsignal sofort nach dem Stadthause eilen zu können. Der Brand des Chinesenviertels gewährte einen imposanten, schaurig schönen Anblick. Man sagt, daß das Feuer gleichzeitig an vierzehn Stellen angelegt worden sei, glücklicherweise stand der Wind vom Europäerviertel ab, sonst wäre auch davon nicht viel übrig geblieben. Nachdem wir uns fertig angekleidet hatten, verbrachten wir die meiste Zeit im Garten neben der Munition, die dorthin geschafft war, da auch unser Haus eventuell Feuer fangen konnte. Zehn Leute blieben zu unserem Schutze zurück, die übrigen

mit den Offizieren gingen den Boxern entgegen. Ungefähr um 3 Uhr morgens konnten wir wieder ins Haus zurück, da man uns sagte, daß alles ruhig sei und die Boxer zurückgeschlagen wären. Wir zogen es aber vor, uns nur angekleidet niederzulegen.

Um 4 Uhr morgens wurden wir eilends benachrichtigt, daß die Boxer schon nahe bei uns seien und von der Rückseite unseres Hauses herankämen, so daß wir uns sofort nach dem Stadthause flüchten mußten. In sehr kurzer Zeit waren wir auch schon auf dem Wege



Admiral Sir E. H. Seymour.

dahin, die Kinder wurden aus den Betten gerissen, in dicke Röcke gepackt, und eilends ging's fort nach dem schutzbietenden Stadthause, wo wir bereits eine andere Anzahl Damen in ebensolchem Aufzuge antrafen. Es bot sich uns in der That ein bemitleidenswerter Anblick, denn unter den Kindern waren einige ganz kleine, einen Monat alte, und wenn auch alle ganz ruhig und artig waren, so waren doch die Gesichter der Mütter ebenso bleiche und erschreckte. Amahs waren nur sehr wenige dort, da die meisten Dienstboten fortgelaufen sind, in vielen Häusern ist auch nicht ein einziger zurückgeblieben.

An dieser Zufluchtsstätte blieben wir bis 7,30 morgens, ohne daß wir wußten, was draußen vorging oder passierte war. Die vielen Gerüchte, die in unserem Kreise kursierten, trugen auch nicht gerade

dazu bei, die Lage chinesischer Kinderfrauen angenehmer zu gestalten. Nach Verlauf einiger Stunden, die uns Eingeschlossenen wahrhaft endlos dünkten, erhielten wir die Nachricht, daß alles sicher sei und sich die Boyer zurückgezogen hätten. Immerhin wurde uns allen dringend geraten, Tientsin zu verlassen. Aber wie? Die Eisenbahnschienen waren zerstört und die Züge liefen nicht. Glücklicherweise wies sich aus, daß der Schaden nur gering sei, die Schienen wurden auch schnell wieder in Stand gesetzt, so daß wir um 2 Uhr nachmit-



Englische Marinesoldaten der Seymour-Expedition nahe Tientsin.

tags in zwei kurz auf einander folgenden Zügen uns auf den Weg nach den im Hafen liegenden Schiffen machen konnten.

Aber auch hier waren wir noch nicht am Ende unserer Leiden angelangt, sondern eher vom Regen in die Traufe gekommen; denn kaum waren wir eingeschifft, als wir hörten, daß in der kommenden Nacht voraussichtlich die Tatusorts genommen werden sollten. Da die Admirale des vereinigten Geschwaders erfahren hatten, daß tagsüber tausende chinesischer Soldaten in den Forts zusammengezogen wurden, sowie daß dieselben Minen legten, unterbreiteten dieselben der Besatzung des Forts durch den Dolmetscher Mr. Johnstone ein Ultimatum, nach

dem sich die Forts bis 12 Uhr ergeben sollten, widrigenfalls um 2 Uhr das Bombardement beginnen würde. Die Einwohner von Taku erhielten infolgedessen Ordre, sich an Bord des amerikanischen Schiffes „Monocacy“, das am Quai lag, zu begeben. Um 1 Uhr, noch ehe das gestellte Ultimatum abgelaufen war, begannen die Chinesen mit dem Feuern. Der erste Schuß ging durch die Takelage des englischen Kanonenbootes „Algerine“, ohne irgendwie Schaden anzurichten. Von dieser Zeit ab bis ungefähr 6,30 morgens herrschte eine ununterbrochene Kanonade; zeitweilig war der Donner der Geschütze fast betäubend.

Während des Bombardements lagen wir gerade in der Feuerlinie und hatten alles andere als eine angenehme Situation, die Granaten flogen über uns und um uns in allen Richtungen herum, und es ist ein wahres Wunder, daß der „Monocacy“ nur einen Schuß erhielt, der ihm direkt durch den Bug ging. „Yienshing“ wurde noch dazu von einer Anzahl Chinesen angegriffen, die das Getümmel dazu benutzen wollten, um die Ladung zu berauben, doch wurden die Haulenken durch Flintenschüsse zurückgetrieben. Eine Granate schlug in einem Hotel dicht neben dem Takubahnhof ein und tötete drei Chinesen, die einzigen Anwesenden im Hause.

Ungefähr um 10 Uhr vormittags, als alles ruhig war, machten sich die Offiziere von unserem Dampfer auf den Weg, um die angerichteten Verwüstungen in Augenschein zu nehmen. Doch wurden ihre Erwartungen noch weit übertroffen; die Herren berichteten, daß sämtliche Forts nur noch eine Masse von Ruinen seien, bedeckt mit kopf- und gliederlosen Körpern, die im wahren Sinne des Wortes im Blut schwammen. Die Leichen wurden durch Matrosen gesammelt und haufenweise verbrannt.

Angriff und Sturm auf die Takuforts.

Über die genaueren Vorgänge, welche eingetreten waren, während Admiral Seymour mit seiner Kolonne nach Norden marschierte, giebt der von der „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlichte amtliche Bericht ein übersichtliches Bild:

Am 15. Juni war bekannt geworden, daß die chinesischen Festungsbesatzungen anfangen, im Peihoflusse Minensperren zu legen. Schon vorher war Zuzug chinesischen Militärs nach den stark armierten Takuforts beobachtet. Seit dem 13. war jede Verbindung mit dem unter Admiral Seymour stehenden Entsatzkorps abgeschnitten. In und un

Tientsin, einer in höchster Aufregung befindlichen Millionenstadt, deren militärische Machtmittel unbekannt waren, hatte die Bewegung der Boger immer bedrohlichere Formen angenommen. Am 16. Juni fand, nachdem überall die Überzeugung durchgedrungen war, daß kein Moment verloren werden durfte, an Bord des russischen Kreuzers „Rossia“ unter dem Vorsitz des rangältesten anwesenden Admirals eine Sitzung statt, in der der Wortlaut eines an den Bizekönig von Tientsin und die Kommandanten der Takuforts zu richtenden Ultimatus festgesetzt wurde. Das letztere forderte die provisorische Räumung der Forts bis 2 Uhr morgens des 17. Juni. Dieses Ultimatum wurde vor Mitternacht abgegeben. Am Nachmittag des 16. fand auf dem russischen Kanonenboot „Bobr“, dessen Kommandant der rangälteste Offizier der im Peiho liegenden Fahrzeuge war, eine Sitzung statt, in der die militärischen Maßnahmen im Falle der Ablehnung des Ultimatus festgesetzt wurden. Von deutscher Seite nahm an dieser Besprechung außer dem Kapitän Lans, Kommandanten S. M. S. „Altis“, auch der Kapitän zur See Pohl teil, dem die Führung des internationalen Landungskorps zugefallen war. Es wurde vereinbart: Die Kanonenboote ankern bis spätestens 4 Uhr früh südlich der Flußbiegung beim Nordwestfort in der Reihenfolge „Algerine“ (englisch), „Altis“, „Lion“ (französisch), „Bobr“, „Korejez“, „Siljak“ (russisch); „Algerine“ am weitesten nach außen. Dem japanischen Kanonenboot „Atago“ war die Aufgabe zugefallen, beim Bahnhof liegen zu bleiben und die Station zu decken. Die englischen Torpedobootszerstörer „Fame“ und „Whiting“ sollten die bei dem Arsenal liegenden vier chinesischen Torpedoboote besetzen. Es sollte zunächst das Nordwestfort (am weitesten flußaufwärts auf dem Nordufer gelegen), sodann das an der Flußmündung gelegene Nordfort niedergekämpft und schließlich die Geschütze des Südforts (ebenfalls an der Flußmündung, aber auf dem Südufer gelegen) zum Schweigen gebracht werden. Ein verabredetes Signal sollte dem Führer der Landungskorps das Zeichen zum Sturm auf das Nordwestfort (Batterie) geben. Die Beschießung dieses Werkes sollte dann eingestellt werden.

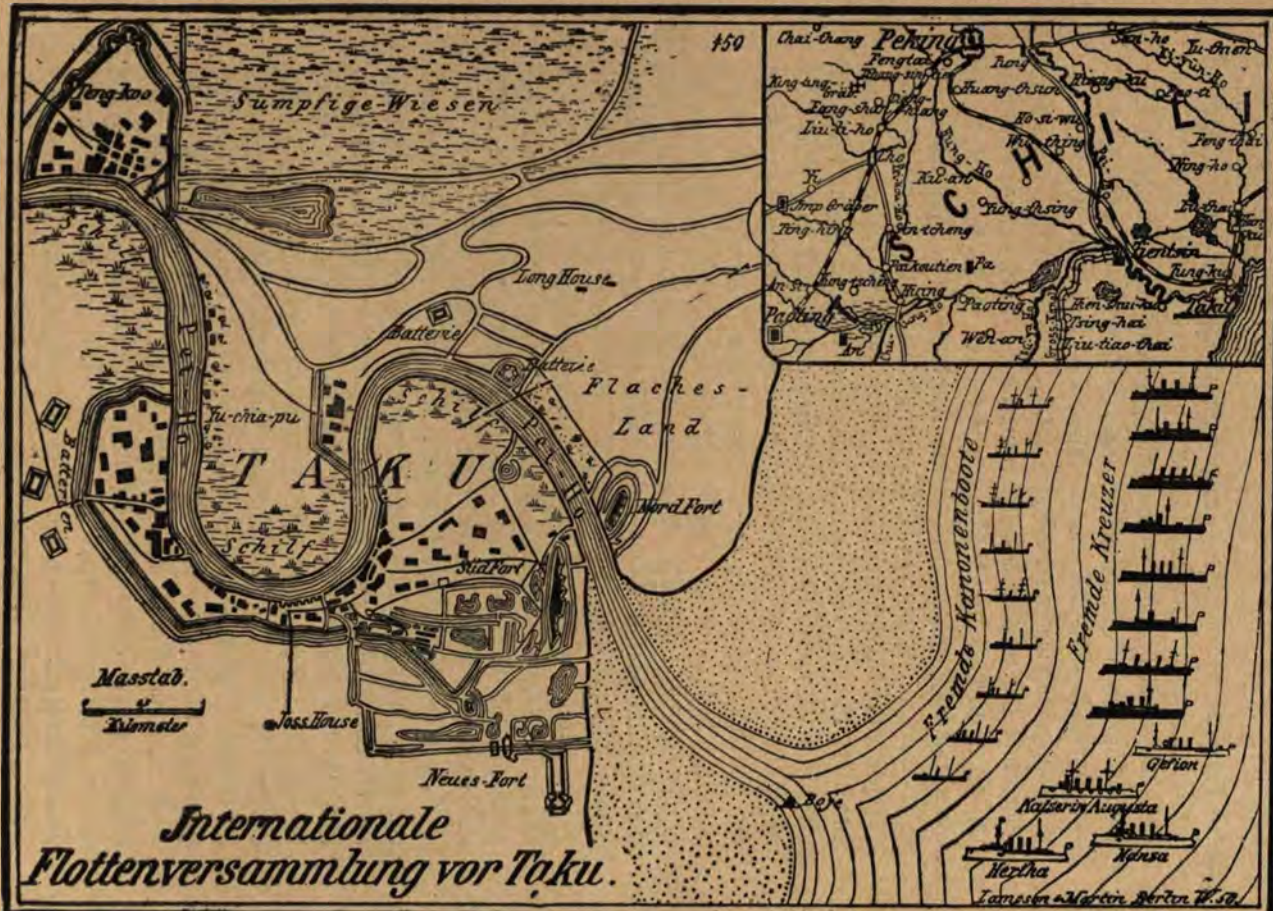
S. M. S. „Altis“, der an einer Brücke in Tengkou vertäut lag, hatte im Laufe des 16. das Schiff gefechtsklar gemacht. Es war beabsichtigt, um 3 Uhr 30 Min. morgens am 17. den vereinbarten Posten einzunehmen. An die Leute waren am Abend Hängematten verausgabt. Es war Mondschein (vier Tage nach Vollmond) und klares Wetter. Um 12 Uhr 50 Min. nachts eröffneten plötzlich die

Fort's das Feuer auf die Kanonenboote. Allen Wahrnehmungen nach waren die Geschütze der Fort's bereits vor Dunkelwerden auf die Kanonenboote eingestellt. Die Granaten schlugen in nächster Nähe ein. Bei langsam laufender Ebbe warf „Itis“ um 1 Uhr 30 Min. vom Bollwerk los und steuerte gefechtsklar auf seinen Ankerplatz. Vorher war freiwillig der deutsche Lotse Lindberg an Bord gekommen und hatte seine Dienste angeboten. Beim Stromabwärtsdampfen wurde im Vorbeifahren festgestellt, daß „Whiting“ und „Fame“ ihre Aufgabe, nämlich die Besetzung der chinesischen Torpedoboote, bereits erfüllt



S. M. Kanonenboot „Itis“.

hatten. „Lion“ und die russischen Kanonenboote, die im Fluß oberhalb der verabredeten Gefechtsposition zu Anker lagen, wurden beim Stromabwärtsdampfen passiert. Um 2 Uhr ging „Itis“ südlich von „Algerine“ zu Anker. Das Artilleriegefecht war inzwischen schon im vollen Gange. Offiziere und Mannschaften waren bereits vorher belehrt und kannten ihre Aufgaben. Die Armierung S. M. S. „Itis“ war durch zwei Maschinenkanonen von S. M. S. „Hertha“, die einige Tage vorher pivotiert worden, verstärkt. Zu einem wohlgezielten Feuer war die Nacht zu dunkel. Der Gefechtsabstand nach dem Nordfort



150

Masstab.
1
Kilometer

*Internationale
Flottenversammlung vor Taku.*



- Fremde Karrenboote
- Fremde Kreuzer
- Gibson
- Katarin Augusta
- Kansa
- Mepha
- Lampson
- Merton
- Berken W. 50

betrug 1000 m, nach dem Südfort 2200—2500 m. Die Undeutlichkeit der Ziele und der Rauch einiger mit rauchstarkem Pulver schießender anderer Schiffe erschwerte das Zielen. Es wurden daher, um Munitionsverschwendung zu vermeiden, Pausen gemacht und in einer solchen auf den Gefechtsstationen auch Frühstück ausgegeben.

Um 2 Uhr 30 Min. waren alle Plätze durch die Kanonenboote planmäßig eingenommen. Gegen 3 Uhr setzte Flut ein, die Schiffe schwoiten. Bis zur Morgendämmerung kamen, obwohl einige Granaten den Schornstein durchschlugen, und leichtere Verwundungen durch Splitterwirkung entstanden, ernstere Beschädigungen nicht vor. Auf S. N. S. „Itis“ hatte das Gefecht bis dahin den Charakter einer gut geleiteten Schießübung. „Itis“ schien, sobald es hell wurde, seiner durch die Aufbauten besser hervortretenden Formen wegen besonders als Zielpunkt für die chinesischen Geschütze ausgewählt zu werden. Die ersten Treffer, welche die Maschinenkanonen und deren Mannschaften auf der Kommandobrücke außer Gefecht setzten, traten ein.

Um 4 Uhr 36 Min. wurde auf der Südseite des Südforts eine heftige Explosion bemerkt. Auf dem Nordfort schwieg indessen das Feuer. Nach Verständigung mit „Algerine“ durch das Dampfboot wurde daher um 4 Uhr 45 Min. auf „Itis“ ein schwarzer Ball zum Zeichen für das Landungskorps, nunmehr zum Sturm auf das Nordwestfort vorzugehen, gehißt. „Algerine“ wiederholte das Signal, das gleichzeitig die Schiffe davon verständigte, das Feuer auf das Nordwestfort einzustellen.

Kapitän zur See Pohl, dem der Auftrag zu teil geworden war, den Befehl über die verbündeten Landungskorps zu übernehmen, war am 16. abends in Tengkou gelandet. Die Mannschaften wurden zunächst in leere Bahnhofschuppen untergebracht. Das Landungskorps bestand aus 120 Deutschen, 20 Österreichern, 150 Russen und 150 Japanern. Vor Beginn des Sturmes stießen noch 360 Engländer und 20 Italiener hinzu. Um 2 Uhr nachts sollten die Mannschaften geweckt werden. Als die Forts das Feuer eröffneten, traten die Leute sofort an, und um 1 Uhr 15 Min. wurde abgerückt. Nach Überwindung einiger Terrainschwierigkeiten wurde ein Weg nach dem Nordwestfort gefunden, der einige Deckung bot. An geschützter Stelle wurde zunächst Halt gemacht, um den Erfolg des Geschützfeuers der Kanonenboote abzuwarten. Pulverdampf erschwerte außer der Dunkelheit die Beobachtung der Schüsse. Verluste traten hier nicht ein, da die Forts ihr Feuer auf die Kanonenboote richteten und über die Landungs-

mannschaften hinweggeschossen. Als das Signal zum Sturmangriff hochging, und das Feuer auf das Nordwestfort eingestellt war, wurden die Kompagnieen auseinandergezogen, in der Mitte die Deutschen, auf dem rechten Flügel die Engländer, links Russen und Japaner. Mit Hellwerden war es kurz vorher möglich geworden, die Forts und die Geschoszwirkung besser zu beobachten. Einige Geschütze wurden durch die Chinesen sehr gut bedient. Trotzdem die Granaten der Kanonenboote an beiden Seiten den Wall abkämmten, ruhte die Bedienung nicht. Drei Mann wurden beobachtet, die zu ihrem besseren Schutz ihrem Geschütz jedesmal die höchste Elevation zum Laden gaben, dann aber wieder verschwanden, wenn das Rohr zum Schuß gesenkt wurde.

Der Befehl zum Vorgehen wurde mit größter Schnelligkeit vollzogen. Auf 400 m herangekommen, wurde das Gewehrfeuer eröffnet. Obwohl die Chinesen auch mittels einer Feldkanone mit Kartätschen zu feuern begannen, waren auch hier die Verluste gering. Die Schützengänge zogen sich, näher herankommend, mehr und mehr nach rechts zusammen und drangen, da die Brücke des Wallgrabens für den hinteren Eingang zerstört war, durch den Haupteingang in das Nordwestfort ein. Einige Leute erkletterten die Wälle. Die Chinesen leisteten teilweise bis zum letzten Moment Widerstand. Es wurden 50 Tote im Fort gezählt und zahlreiche Gefangene gemacht. Auf den Wällen wurden die Flaggen der beteiligten Nationen gehißt. Da „Itis“ und „Algerine“ gerade in diesem Moment zum Angriff auf das Nordfort vorbeidampften, brachten ihnen die Mannschaften des Landungskorps drei brausende Hurrahs. Nach Aussage des gefangenen Sekretärs des Fortkommandanten soll das Nordwestfort eine Besatzung von 1450 Mann gehabt haben. Als 5 Uhr 13 Min. die Landungskorps in das Nordwestfort eindrangen, gingen der Verabredung gemäß „Algerine“ und „Itis“ ankerauf und dampften stromabwärts. Die übrigen Kanonenboote folgten. Heftiges Granatfeuer aus dem Südfort setzte auf „Itis“ einige Leute außer Gefecht. Ein kleiner Brand konnte ohne Mühe gelöscht werden. Das Nordfort hatte inzwischen auch zu feuern aufgehört.

Um 5 Uhr 45 Min. ankerte „Algerine“ wiederum. Auf S. M. S. „Itis“, der dicht hinter ihr folgte, zerstörte in diesem Momente eine Granate, die unter der Kommandobrücke krepierete, Steuerapparat und Maschinentelegraphen. Ehe noch die Reservemaschinenbefehlsübermittlung in Kraft treten konnte, wurde durch einen weiteren Treffer der Kommandant schwer verwundet, konnte nur noch kurze Zeit das Kom-

mando weiterführen und übergab dasselbe daher bis auf weiteres an den nächstältesten Offizier, Oberleutnant zur See Hoffmann. „Itis“ glitt infolge der vorerwähnten Ereignisse an „Algerine“ vorüber und ankerte sodann vor dem englischen Kanonenboot, während der Verabredung gemäß die frühere Reihenfolge beibehalten werden sollte. „Itis“ war nunmehr das vorderste Schiff und fand so erwünschte Gelegenheit, als vorderstes Schiff an der Niederkämpfung des noch feuernden Werkes mitzuwirken. Das Schnellfeuer seiner 8,8 cm-Schnellfeuerkanonen brachte sehr bald darauf das Pulvermagazin beim



General-Major Stiffel.

1. Kavalierr des Südforts zur Explosion. Jedermann nahm an, daß damit der Widerstand zu Ende sein werde. Jedoch setzten einige Geschütze des Südforts, bez. der noch weiter außerhalb gelegenen Seefront, das Feuer mit großer Präzision und Heftigkeit fort.

Unterstützt von dem Feuer aus dem Nordfort, das inzwischen auch durch die verbündeten Landungskorps besetzt war und dessen Geschütze unter Leitung deutscher und österreichischer Offiziere auf das Südfort gerichtet wurden, konzentrierten „Itis“, der durch Manövrieren mit den Maschinen die noch intakten Geschütze der Backbordseite zum

Schuß brachte, und die anderen Kanonenboote ihr Feuer auf das Südfort. Nachdem eine Kasematte mit Pulvermagazin in Brand geschossen war, gelang es den vereinten Bemühungen, eine 17 cm-Kanone des Südforts und die Geschütze der Seefront zum Schweigen zu bringen. Vom „Itis“ aus, der noch kurz vorher durch einen Treffer an Steuerbord 3 Tote und 2 Verwundete verloren hatte, konnte festgestellt werden, daß die Chinesen in regelloser Flucht das Fort verließen. Gegen 7 Uhr morgens fiel der letzte Schuß. Dank der vorher getroffenen Maßnahme, daß die Boote des deutschen Landungskorps in Feuerlee des „Itis“ folgten und auf erhaltene Weisung beim Nordfort an-

gelegt hatten, konnten nunmehr die deutschen und österreichischen Mannschaften über den Peiho übergesetzt werden. Die Boote legten, nachdem zuerst eine hindernde Trossensperre überwunden war, am Südfort an, ebenso die Engländer. Das Fort wurde sodann widerstandslos besetzt. Hier wurden sämtliche deutsche Mannschaften zusammengezogen und die deutsche und österreichische Flagge gehißt. Auf dem Nord- und Nordwestfort wurde die deutsche Flagge wieder niedergeholt. Am Nachmittag wurde auch die Seefront und ein südwestlich derselben liegendes weiteres Fort besetzt, nachdem diese Werke vorher vom Südfort aus beschossen waren. Die in den beiden zuletzt erwähnten Werken vorgefundenen Geschütze wurden unbrauchbar gemacht, weil sie der geringen Stärke des Landungskorps wegen nicht dauernd gehalten werden konnten. Das Südfort wurde zur Verteidigung eingerichtet.

Die befehligenden deutschen Offiziere melden übereinstimmend, daß jedermann voll und ganz seine Schuldigkeit gethan hat. Es gilt dies nicht allein von den kämpfenden Offizieren und Mannschaften, sondern auch von dem Maschinen- und Heizpersonal auf S. M. S. „Itis“,

das in seiner exponierten Lage mit Ruhe und Kaltblütigkeit seinen verantwortlichen Dienst versah. Hervorgehoben wird auch das waffenbrüderliche Verhalten der Schiffe der übrigen Nationen, denen voller Anteil an den Erfolgen des Tages zukommt, sowie das wohl vorbereitete Zusammenwirken von Landungskorps und Schiffen.

Von Bord des Flaggschiffes des Kreuzergeschwaders war der Kampf in seinen letzten Phasen bei dem sehr sichtigen Wetter einigermaßen zu verfolgen. „Itis“ und „Algerine“ konnten ziemlich deutlich erkannt werden. Allerdings wurde der kritische Moment für S. M. S.



Korvettenkapitän Eans.

„Stiz“ — ehe das Pulvermagazin des Südforts aufflog und damit der Kampf endete — nicht deutlich wahrgenommen. Wie die spätere Besichtigung ergab, handelte es sich bei den Forts um Werke, die mit den modernsten Hilfsmitteln ausgerüstet waren. Vollständiges amtliches Material über die Bestückung der Forts, speziell auch darüber, welche Geschütze sich an dem Artilleriegefecht beteiligten, liegt noch nicht vor, jedoch bestrichen die neuesten Kanonen bis zum 17 cm-Kaliber von den hohen Kavaliern aus den ganzen Horizont. Es erscheint fast unbegreiflich, daß es den Kanonenbooten und den schwachen Landungskorps gelungen ist, das Unternehmen gegen den entschlossenen Widerstand der Chinesen durchzuführen. Wie ein Versuch ergab, konnten die 12 cm-Schnellfeuerkanonen des Nordwestforts wegen der hohen Umwallung nicht die genügende Depression nehmen, um auf den Rumpf der Kanonenboote zu zielen. Nur Mastspitzen und Schornsteine waren zu erreichen. Hieraus erklären sich zum Teil die geringen Verluste der Kanonenboote in dem ersten Teil des Kampfes. Der Erfolg ist dem gut angelegten Angriffsplan, dem richtigen Zusammenwirken aller Kräfte und der hingebenden Tapferkeit der Besatzungen aller Kanonenboote und der Angehörigen der Landungskorps zu danken.

Waffenbrüderschaft der Deutschen und Russen.

Wie eng nach diesen Kämpfen die Waffenbrüderschaft zwischen den Deutschen und Russen war, schildert der „Ostasiatische Bloyd“: Am 24. Juni um 8 Uhr morgens blies der Trompeter zum Gebet. Dicht neben General Stöffels Zelt lagen die russischen und die deutschen Kameraden aufgebahrt, die gegen den gemeinschaftlichen Feind kämpfend gefallen waren. Die blutbesleckten Leichen waren in weiße Leinwand gehüllt, die fahlen Gesichter bekränzte frisch gebrochenes Grün. Dieselbe scheue Hochachtung, die die Russen auf dem Schlachtfelde vor dem ersten toten deutschen Soldaten, den man an ihnen vorübertrug, das Gewehr präsentieren ließ, drückte sich auch jetzt auf den grimmen Gesichtern der Krieger des Zaren aus, die auch hier in Reih und Glied den Gefallenen die letzte Ehre erwiesen. Die Deutschen waren nicht minder tief ergriffen von diesem letzten Akt des kriegerischen Dramas, in dem sie selbst mitgespielt hatten. Ein russischer Geistlicher segnete die Leichen ein. Dann begann General Stössel einen Abschiedsgruß an die toten Helden. Er sprach langsam mit tiefbewegter Stimme. Da donnerten die Kanonen eine Ehrensalve den gefallenen Kameraden — die Chinesen hatten sie gefeuert — Marn!

Kalt und klar erklang aus dem Munde des Generals, der noch soeben in tiefster Rührung erzitterte, das Kommando zum Angriff. Major Christ führte seine Leute nach dem Eisenbahndamm ab, wo sich ein kurzes Feuergesecht mit dem Feinde entspann, der sich schnell wieder zurückzog, als er merkte, daß ihm die Überraschung nicht gelungen. Müde und ärgerlich über die nimmer standhaltenden Chinesen marschierten Deutsche und Russen wieder ins Bivak ab. Über den Gräbern der gefallenen Kameraden erhob sich bereits ein frisch aufgeworfener Erdhügel. Auf diesen pflanzten sie ein schnell gezimmertes Kreuz, auf das die Kompagnieschreiber in Deutsch und Russisch mit ihren schönsten Schnörkeln aufmalten: „Hier ruhen Deutsche und Russen in treuer Waffenbrüderschaft.“

Nach dem Sturme auf das Arsenal wurden Russen und Deutsche in räumlich weit von einander entfernte Quartiere auseinandergezogen. Über den Abschied beider schreibt derselbe Berichterstatter: „So war denn abends 7 Uhr die Stunde gekommen, da das 3. Seebataillon und Kapitän v. Uedom's Marinetruppen, die in der Universität Quartier zu beziehen hatten, von den russischen Kameraden scheiden mußten. Das Scheiden that auch diesmal wirklich weh! Das hatte der russische General Stössel bereits Herrn Major Christ mit warmem Händedruck im vertraulichen Gespräche versichert, das klang aus den schwermütigen Weisen, die jetzt die russische Kapelle den Scheidenden zum Abschied aufspielte, das stand auf den wettergebräunten Gesichtern der tapferen Deutschen, die da, den Tornister geschnürt, zum Abmarsch klar gemacht hatten. Noch einmal trat General Stössel vor die Front. Mit bewegter Stimme bot er den deutschen Kameraden im Namen der Russen den Abschiedsgruß. Schweren Herzens sehe er sie, die in diesen heißen Tagen Kriegsnot und Waffenglück in brüderlicher Gemeinschaft mit den Seinigen geteilt hatten, ziehen. Hoffentlich sei es ihnen vergönnt, ein anderes Mal wieder Schulter an Schulter zu kämpfen. Major Christ's Erwiderung war nicht minder herzlich. Und nun nahmen unter den begeisterten Hurrahs der Leute und den alle Herzen mächtig bewegenden Klängen der Musik die Offiziere persönlich Abschied von einander. Leibliche Brüder hätten nicht zärtlicher sein können, als diese einander bis noch vor kurzem so fremden, im Feuer gehärteten Männer. Aber das ist der Krieg! Dem einen schlägt er Wunden, dem anderen wirbt er Freunde.“

Es sei hierbei ergänzend bemerkt, daß ein Teil der auf Seite der Verbündeten Gefallenen bereits vorher von den vor der Barre ankern-

den Kriegsschiffen auf See bestattet war. Die Schwerverwundeten brachte der deutsche Lloyd-Dampfer „Cöln“ nach Japan; die Leichtverwundeten wurden nach Schanghai geschafft und von dort mit dem Dampfer „Stuttgart“ nach Hause befördert.

Briefe des Kapitäns zur See Pohl.

Eine wertvolle Ergänzung des amtlichen Berichts geben einige Briefe, die Kapitän Pohl an die Seinigen schrieb:

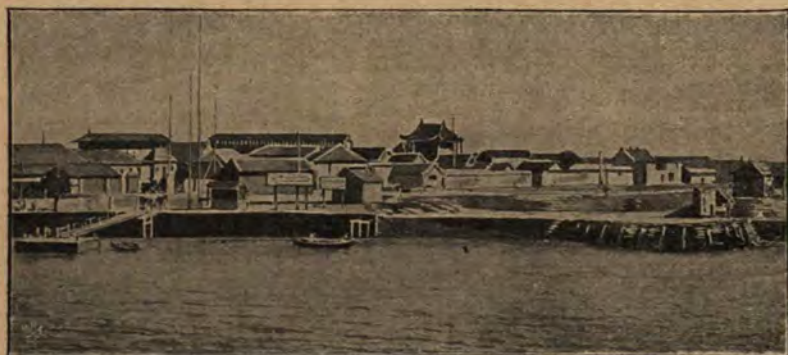


Der Lloyd-Dampfer Cöln mit dem deutschen Ablösungskommando.

Nun komme ich dazu, euch einen echten Kriegsbrief zu schreiben, aber ich will euch von vornherein sagen, daß es mir sehr gut geht. Ich bin der reine Krieger geworden; wenn ihr mich sehen würdet, würdet ihr einen wahren Schrecken bekommen, bewaffnet bis oben hin, schmutzig und braun gebrannt.

Also ich wurde am 15. Juni abends zum Admiral gerufen, der mir den Befehl erteilte, um 2 Uhr morgens mit dem Reservelandungs-

Korps von „Hansa“, „Gertha“ und „Gefion“, etwa 120 Mann, an Land zu gehen, um mich nötigenfalls der Takuforts zu bemächtigen. Es schlossen sich mir 20 Österreicher unter dem Linienschiffsführer Stenner an, außerdem sollten an Land noch 300 Japaner, 50 Engländer und 20 Italiener, sowie 150 Russen zu mir stoßen. Wir kamen, da wir mit China offiziell im Frieden lebten, durch die Forts hindurch nach Tengku, wo der „Ultis“ lag. Ich besetzte hier mit den Japanern zusammen den Bahnhof, schickte bewaffnete Züge nach Tientsin und war dabei, den Bahnhof zu sichern, da der Anmarsch von 5000 regulären chinesischen Truppen gemeldet wurde, die ich unter keinen Umständen nach Tengku hineingelassen hätte. Da kam mir um 5 Uhr nachmittags der Befehl vom Admiral, daß infolge der feindlichen Hal-



Ansicht von Taku.

tung der chinesischen Regierung die Takuforts mit Güte oder Gewalt besetzt werden sollten. Dem chinesischen Befehlshaber wurde ein Ultimatum gestellt, daß er bis 2 Uhr morgens die Forts zu übergeben habe. Dann war Sitzung aller Kanonenboots-Kommandanten und Führer der Landtruppen auf dem russischen Kanonenboot Bobr, dessen Kommandant Kapitän zur See und älter als ich war. Hier wurde festgestellt, wie die Kanonenboote sich zur Beschießung der Forts hinstellen sollten und ich, als ältester Offizier der Landtruppen, entwickelte den anderen meinen Plan, daß ich bei der geringen Zahl der Mannschaften nur dann Aussicht auf Erfolg haben würde, wenn die Kanonenboote das Feuer der Forts soweit niederkämpften, daß ich herangehen konnte. Ich beschloß aber, von vornherein soweit vorzugehen, daß dieser Moment sofort wahrgenommen werden konnte, sobald er eintrat.

Die anderen Truppenführer erklärten sich mit meinen Vorschlägen einverstanden. Glücklicherweise traf während der Sitzung Kapitän Craddock von der „Macrithy“ mit der Meldung ein, daß die Engländer um 1 Uhr nachts 360 Mann ausschiffen würden. Wir waren also 120 Deutsche, 20 Österreicher, 360 Engländer, 300 Japaner, 150 Russen, 20 Italiener, zusammen 970 Mann, von denen aber 150 Japaner zum Schutz des Bahnhofes Tengku zur Rückendeckung gegen etwaige chinesische Truppen zurückgelassen werden sollten. Zum Angriffe waren also nur 820 Mann verfügbar.

Ich glaubte nicht, daß die Chinesen Widerstand leisten würden, hatte mich aber getäuscht. Ich schlief auf dem „Itis“ den Schlaf des Gerechten, wollte um 2 Uhr aufstehen und um 3 Uhr abrücken, da wachte ich plötzlich auf, bum-bum gingen ganz schwere Geschosse über mich hinweg. An Bord große Aufregung, Lärmen, Rufe; ich so schnell wie möglich in meine Kleider, an Land, wo meine Leute in einem Schuppen schliefen und sich jetzt sammelten. Pfeisend gingen schwere Granaten über uns hinweg und schlugen rechts und links ein, aber alle ohne zu krepieren. Die Chinesen hatten das Feuer um 1 Uhr eröffnet und sich offenbar auf den Bahnhof Tengku, wo auch die meisten Kanonenboote lagen, eingerichtet. Ich nahm rasch meine Leute und marschierte auf das Fort zu, die Russen und Japaner durch Patrouillen davon benachrichtigend. Sie stießen etwa eine halbe Stunde später zu mir. Die Kanonenboote gingen nun gleichfalls in ihre Position und wurden natürlich aufs heftigste beschossen von allen Forts, während wir, nur noch etwa 600 m vom Fort entfernt, im Graben und hinter kleinen Anhöhen liegend, den Augenblick herbeisehnten, wo wir eingreifen konnten. Ich war so nahe an das Fort herangegangen, daß wir fast in das Feuer der Kanonenboote hineinkamen. Noch war es dunkel, der Mond schien allerdings, aber die Dunkelheit erschwerte das Zielen, und von einem Schwächenwerden des Feuers im Fort war nichts zu merken. Besonders drei Schnellladegeschütze der uns zu liegenden Front feuerten mit solcher Präzision und Ausdauer, daß ich im Innern glaubte, wir würden mit unseren geringen Mitteln keinen Erfolg haben. Es war ein großartiges Schauspiel. Rechts hinter uns die Kanonenboote, das Aufblitzen und Dröhnen der Schüsse, vor uns der Feind, das Bischen und Einschlagen der Geschosse; nun habe ich auch ein Gefecht mitgemacht, und wirklich ein ernstes.

Kurz vor Sonnenaufgang ging ich mit allen Mannschaften, in Übereinstimmung mit dem englischen Kommandanten, etwa 200 m

zurück, um bessere Deckung zu suchen, und etwa eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, als die Schiffsgeschütze besser richten konnten, schwiegen die drei gräßlichen Dinger da vorne. „Altis“ hißte das von mir verabredete Fernsignal, einen Ball, als Zeichen, daß er sein Feuer einstellen würde und wir nun vorgehen könnten. Ich ließ den anderen Truppenführern sagen, daß es jetzt Zeit zum Vorgehen sei, und vorwärts stürmte nun alles, auseinander gezogen in langen Linien, die sich aber wieder zusammenschlossen, da tiefe Gräben das sonst ganz ebene Land durchzogen. Die Engländer auf dem rechten Flügel, wir in der Mitte. Nun richtete auch das Fort sein Feuer gegen uns, und wir in unseren weißen Mützen waren prachtvolle Ziele, aber es wurde schlecht geschossen, die Kugeln piffen uns um die Ohren, aber nur hin und wieder fiel einer. Je näher wir kamen, desto schwächer wurde das Feuer, aber einzelne unterhielten es doch noch, bis wir im Fort waren.

Leider war die Brücke, über die meine Leute das Fort betreten sollten, zerstört, wir mußten uns daher alle nach dem rechten Flügel zurückziehen. Ich ließ, dies erkennend, meine Leute mir folgen, und drang selbst, weit an der Spitze meinen Leute voraus, mit den Engländern zugleich in das Fort ein. Es war ein unendlich schöner Moment, als ich unter Hurra unsere mitgebrachte Flagge auf der Südwestecke des Forts hißte, gerade in dem Augenblick, als „Altis“ in der Höhe des Forts anlangte und etwa 100 m bei uns vorbeidampfte. Wir brachten dem tapfern Schiffe drei Hurras, die es erwiderte, es hatte scharf durch das Feuer gelitten, Lans war schwer am Fuße verwundet, Leutnant Hellmann tot, mehrere Offiziere verwundet, im ganzen sieben Tote und zehn Verwundete. „Altis“ hatte durch sein Feuern natürlich das feindliche Feuer auf sich gezogen, aber mit dem englischen Kapitän von der „Algerine“ auch fast allein durch sein schneidiges Vorgehen den Erfolg des Tages erzwungen. Ehre dem Schiffe und seinem Kommandanten! Ich hatte nur einen Verwundeten, bei den anderen Detachements waren mehrere Verwundete und Tote.

Vom Nordwestfort ging es nach dem Nordfort. Ich nahm mit meinen Leuten die Spitze, ließ gleich zwei Geschütze besetzen, und zur Unterstützung der Kanonenboote, die das heftig feuernde Südfort beschossen, gegen dieses schießen. Unsere Leute bedienten die Geschütze, der Linienschiffsfähnrich Stenner feuerte ab, und beim zweiten Schuß gelang es ihm, das Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, nachdem „Altis“ kurz vorher ein anderes zur Explosion gebracht hatte. Das

war den Chinesen zuviel, ihr Feuer wurde schwächer, ich setzte in meinen von mir vorher bestellten Booten, die dem „Altis“ gefolgt waren, über den Fluß, zugleich mit den Engländern und rückte in das Fort ein, das durch die Explosion ganz grausam verwüstet war. Aber es ist geradezu unglaublich, wie stark diese Forts sind und was für prachtvolle Geschütze sie haben, alle neuester Konstruktion, Krupp. Das Fort ist etwa 1000 m lang, ich habe daher nur den Südteil besetzt, während die Russen, 150 Mann stark, den Nordteil halten. Die Engländer haben jetzt das Nordwestfort, die Japaner das Nordfort besetzt. Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr war alles beendet.

Am Nachmittag, nachdem meine Leute ausgeruht hatten, unternahm ich einen Zug nach der Strandbatterie, in der etwa 20 schwere Geschütze stehen, die ich unbrauchbar machte, und dann ging ich nach



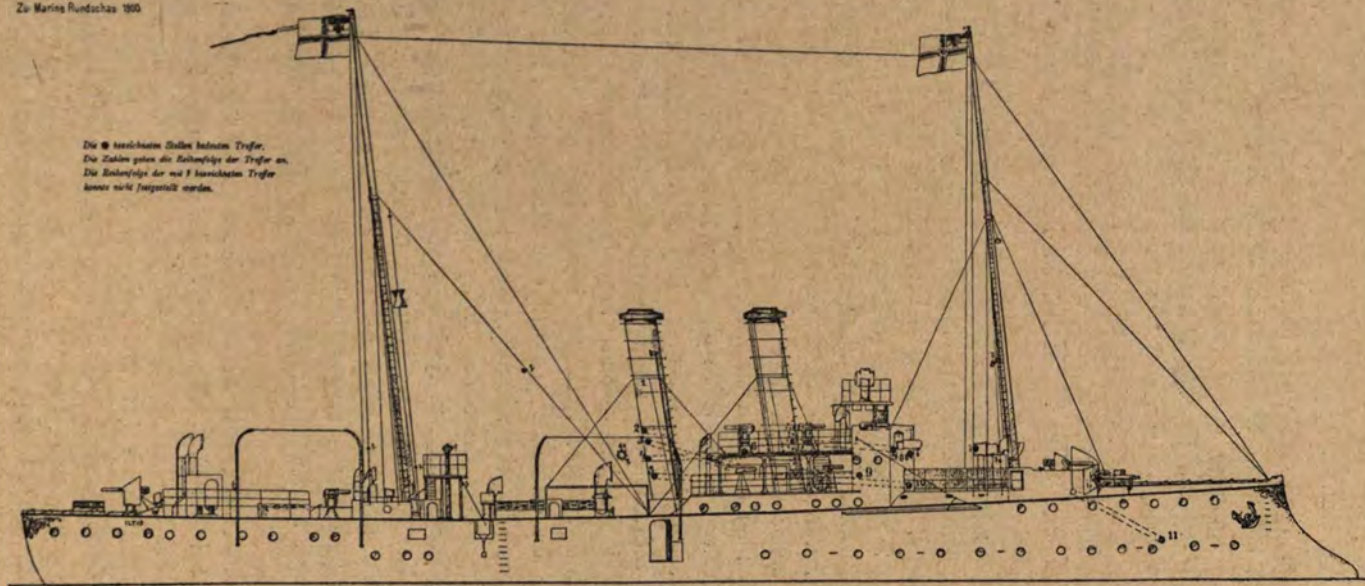
Kapitän zur See Pohl.

dem Südwestfort, wo ich von den dort befindlichen 20 Feldgeschützen zwei mitnahm, nachdem ich die anderen auch unbrauchbar gemacht hatte. Dann habe ich meine ganze Kraft dazu verwendet, mein Südfort in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen und die Leute sicher unterzubringen. Hier brennt es nämlich noch in verschiedenen Kasematten, und das Feuer, das allerdings sonst unschädlich ist, bringt hin und wieder mal ein freiliegendes Geschloß zur Explosion. Wir erwarten hier den Anmarsch chinesischer Truppen, doch glaube ich

nicht, daß wir ihnen die Forts lassen werden. Im Südfort sind heute 150 Russen dazu gekommen, so daß wir jetzt in dem allerdings riesigen Fort 420 Mann stehen. Meine Unterbringung ist gut, die Verpflegung geht an, leider regnet es heute, und in dem Lehm ist alles unwegbar. Ich bin gespannt, wie lange ich hier noch im Fort als Kommandant sitzen werde. Ich bin frohen Mutes und froh erregt, daß ich doch auch einmal Gelegenheit zu kämpfen hatte. Hätten wir aber das Nordwestfort nicht genommen, dann hätte es uns recht schlimm ergehen können.

Admiral Kirchhoff wurde an Land geschickt. Ich ging mit ihm nach dem Bahnhof von Tengkü hinaus, wo jetzt „Altis“ und „Saguar“ liegen. Russen und Engländer wurden hier ausgeschifft, ebenso 250 Seesoldaten unter Major Christ, die aus Tsingtau kamen. Die Eisenbahn nach Tientsin ist unterbrochen und dieses selbst hart be-

Die **●** bezeichnet Stellen bedeckten Treffer.
Die Zahlen geben die Reihenfolge der Treffer an.
Die Reihenfolge der mit **†** bezeichneten Treffer
konnte nicht festgestellt werden.



Die von S. M. Kanonenboot „Itzoe“ im Gefecht mit den Takaforts erhaltenen Treffer.
Nach dem Oktoberheft der „Marine-Rundschau“.

drängt. Es soll seit drei Tagen durch chinesische reguläre Truppen, die von Norden gekommen sind, bombardiert worden sein, aber es wird sich wohl, wenn nur Munition und Proviant reicht, halten, bis Ersatz kommt. Natürlich gilt es nun, möglichst viel Truppen rasch dorthin zu schicken. Auf die Dauer können die Chinesen nicht widerstehen, aber bis genügend Soldaten hier sind, können sie zeitweise Erfolge erringen. Der erste Vorstoß von den Russen nach Tientsin ist zurückgeschlagen, und die Russen sollen erhebliche Verluste erlitten haben. Jetzt marschieren etwa 3000 Mann mit 24 Feldgeschützen dahin, und das wird genügen.

Ich kam mit Kirchhoff überein, daß ich andern Tages auf der Tengkü gegenüberliegenden Seite des Peiho eine Rekognoszierung unternehmen sollte, um zugleich zwei dort liegende und den Bahnhof bedrohende Forts zu besetzen und die dort vorhandenen Geschütze zu zerstören. Ich machte mich auf, um die Engländer im Nordwestfort, die Japaner im Nordfort und die Russen im nördlichen Teil des Südforts zur Teilnahme aufzufordern, aber nirgends fand ich Unterstützung, und da entschloß ich mich, mit meinen Leuten allein vorzugehen. Dies konnte ich umsomehr, da am selben Tage 220 Mann Verstärkung unter Kapitänleutnant Webbing eintrafen, so daß ich 400 Mann stark bin. Am 22. früh rückte ich mit einem Feldgeschütz, vier Offizieren und 400 Mann ab, besetzte das Südfort, dann die Strandbatterie, beschloß das landeinwärts belegene Fort und besetzte dies ohne Widerstand. Ich demolirte die Geschütze, zerstörte eine Brücke und rückte dann gegen das Tengkü gegenüberliegende Fort und Pulvermagazin vor. Wieder ließ ich meine Leute das Feuer eröffnen und die Schiffe zeigten, daß Widerstand nicht zu erwarten war. Einige Chinesen flohen, wir zogen in das Fort ein, wo ich zwölf Geschütze zerstörte. Dann ging es in das mächtige, durch doppelte Wälle geschützte Pulvermagazin. Wir fanden etwa 20000 Kisten Pulver und 2—3000 Granaten. Ich nahm 20 Kisten zur Sprengung der Brücke, was prachtvoll gelang.

Ich soll auf die „Gansa“ zurück, da der Admiral seine Kommandanten an Bord haben will. Lautenberger löst mich ab. Der chinesische Kreuzer, der draußen bei den Schiffen lag, ist auch inzwischen genommen worden. Lans hat sich übrigens bei dem Kampf gegen die Forts vorzüglich gemacht. Mit seinem ungeschützten Kanonenboot ging er schneidig vor und brachte die uns gefährliche Artillerie zum Schweigen. Der „Itis“ zog das feindliche Feuer auf sich. Aber

ohne uns, das Landungskorps, wären die Forts niemals genommen worden. Auch wir haben dabei unserer Flagge Ehre gemacht, denn ich hätte nie im Leben geglaubt, daß ich an der Spitze von 120 deutschen Matrosen und Heizern noch einmal ein Landfort stürmen würde. Etliche Geschütze nehmen wir mit an Bord; die großen sind zu schwer, wir haben davon mehr als 40 schwersten Kalibers und neuester Konstruktion, die Millionen wert sind, aber sie lassen sich nicht verwerfen.

Diesem Briefe sei als Ergänzung folgendes hinzugefügt:

Korvettenkapitän Lans hatte das Kanonenboot „Itis“ nach Ostasien hinausgeführt und auf der Ausreise sehr schwere Stürme zu bestehen, aber das kleine Schiff erwies sich als wetterfest und erlitt keinen Schaden. Korvettenkapitän Lans ist am 23. April 1878 in die Marine eingetreten, wurde am 17. Dezember 1881 zum Leutnant zur See ernannt, avancierte am 19. März 1885 zum Leutnant, am 11. April 1892 zum Kapitänleutnant und am 12. Dezember 1898 zum Korvettenkapitän. Als Kapitänleutnant war er längere Zeit zum damaligen Oberkommando der Marine kommandiert, nachdem er vorher zweiter Offizier auf dem von dem Kapitän zur See Voeters kommandierten Panzerschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ gewesen war. Seine Majestät der Kaiser verlieh dem tapferen Führer den schönsten Orden, den es für ein Soldatenherz giebt, den Orden pour le mérite.



Oberleutnant J. S. Hellmann.

Noch härter als den Kapitän traf das Schicksal den Oberleutnant zur See Hellmann. Dieser war am 6. Dezember 1873 in Meiße in Schlesien geboren, am 9. April 1892 in die Marine eingetreten und am 15. September 1895 Leutnant zur See geworden, er war längere Zeit zur zweiten Matrosen-Artillerie-Abteilung kommandiert, befand sich darauf unter dem Kommando des Kapitäns zur See Delrichs auf dem Schulschiff „Stein“, das damals vorübergehend auf der ostamerikanischen Station kreuzte, gehörte später dem Probefahrtskommando unter Kapitän zur See Mosher an. Am 16. November 1898 avancierte Hellmann zum Oberleutnant und wurde zum Stabe des Kanonenbootes „Itis“ versetzt, auf dem er zuletzt der zweitälteste Oberleutnant war. Während des Bombardements traf eine chinesische Kugel den jungen Offizier und tötete ihn sofort. Über die übrigen Verluste auf deutscher Seite berichten wir später.

Die Expedition Seymours.

Die Flucht vor den Boxern.

Wir hatten gesehen, daß die Boxer der Expedition Seymour in den Rücken gekommen und durch die Wegnahme von Tientsin nicht nur die Abtheilung Seymours in die größte Gefahr gebracht hatten, sondern auch das Gerücht verursacht, daß die ganze Expedition verunglückt sei! Andererseits berichteten wir, daß es Seymour gelungen war, Fühlung mit den Verbündeten zu finden. Dieses aber war nur dadurch möglich geworden, daß die verbündeten Truppen Tientsin genommen hatten. Solches war jedoch erst nach heftigen Kämpfen geschehen, deren Beschreibung wir jetzt folgen lassen.

Tientsin war wegen seiner Lage am Kaiserkanal, an der Bahn und am Peiho ein für beide kriegführende Parteien gleich wichtiger Knotenpunkt, ganz abgesehen von den dort vorhandenen großen Arsenalen und den daselbst aufgespeicherten Kriegsvorräten.

Die Fremdenniederlassung Tsz-tschu-lin liegt etwas südlich, also stromabwärts der Stadt, auf dem linken Ufer, und dorthin hatten sich die Fremden aus dem ganzen aufständischen Gebiet zu Beginn der Unruhen geflüchtet. Dem Tagebuche eines Schweizer Ingenieurs S. Tallerie entnehmen wir nachstehende Schilderung der Beschwerden, die die Fremden auf ihrer Flucht vor den Boxern zu ertragen hatten.

29. Mai. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags verließen wir, d. h. alle Europäer, 40 an der Zahl, worunter 7 Frauen, Paotingfu (etwa 70 Km. westlich von dem sumpfigen Flußbett des Tschung-ting-ho gelegen, der bei Tientsin in den Peiho mündet) in elf Booten und fuhren in der Richtung nach Tientsin. Wir waren alle mit Mausergewehren M. 71 bewaffnet, und einige hatten ihre Revolver.

31. Mai. In Sundjen wurden wir zum ersten Male von den Chinesen überfallen. Ich glaube, daß dieser Überfall vorbereitet gewesen ist. Auf den Knall des ersten Schusses griff jeder nach Büchse

und Patronen, alles andere im Boote zurücklassend. Wir hielten eine halbe Stunde Stand und zogen uns, nachdem das Feuer der Chinesen fortbauerte und wir ihnen keine ernsthaften Verluste beibringen konnten, da sie gut verschanzt waren, außer Schußweite, wurden jedoch verfolgt. Nachdem wir uns gesammelt hatten, stellten wir vier Leichtverwundete,



Am Zusammenfluß des Kaiser-Kanals und des Peiho.

darunter eine Dame, und einen Schwerverwundeten fest. Wie groß war aber unsere Überraschung, als wir zum ersten Male ausruhten und uns nun gegenseitig anschauten; die fünf Damen waren nur mit einem Rock bekleidet und eine, welche ihrer Niederkunft entgegen sah, dazu barfuß und mit einem kleinen Mädchen von 4 bis 5 Jahren auf dem Arme. Gegen 9 Uhr wurden wir von neuem überfallen.

Hunger und Durst fingen an uns zu quälen. Unser Doktor und ein Ingenieur wurden ohnmächtig. Jeden Augenblick muß man halten; die Verwundeten verlangen Wasser, das kleine Mädchen Brot — und keinem Wunsche kann entsprochen werden. Von nun an beginnen Strapazen aller Art. Der erwähnte Ingenieur will nicht mehr weiter und muß getragen werden; er will sich eine Kugel in den Kopf jagen und bittet uns, es geschehen zu lassen; wir sprechen ihm Mut ein. Langsam gehen wir dann dem Flusse zu, wo sich die Boxer in größerer Mehrzahl gruppiert hatten, wahrscheinlich um uns zu verhindern, Wasser zu trinken. Wir gehen resolut darauf zu und sehen mit Vergnügen, daß sich die Boxer entfernen. Alles atmet erleichtert auf, läuft zum Flusse, schöpft und trinkt das schmutzige Wasser. Welche Labung! Man schaut mit Thränen in den Augen zum Himmel.

Gegen 2 Uhr marschierten wir längs des Flusses, um nicht mehr dursten zu müssen. Die Boxer folgten uns, aber immer in respektvoller Entfernung. Nach zwei Stunden gelangten wir in ein Dorf, in welchem gerade Markt war. Beim Eintritt empfingen uns einige Notabilitäten mit dem Fächer in der Hand und deuteten uns an, das Dorf möglichst schnell zu verlassen, was wir auch thaten. Somit verließen wir aber auch den Fluß wieder.

Kaum hatten wir das Dorf verlassen, so stellten sich auch die Boxer, etwa 300, ein; die Bevölkerung, an 2000, stellte sich neben den Boxern rechts auf. Wir nahmen Position in einem Friedhof, und sofort wurde Feuer mit einer Kanone und einem großen Gewehr auf uns eröffnet. Selbstverständlich ließen wir die Herren brav schießen und warfen uns nach jedem Schuß auf die Erde. In der Meinung, daß die Schüsse gut getroffen hätten, avancierten die Boxer langsam, aber in dichten Massen, und diesen Augenblick benutzten wir, um auf den Gegner Salven abzugeben, welche sicher viele Tote und Verwundete verursachten.

Der Tag war fürchterlich heiß, Durst und Hunger stellten sich wieder ein, und viele von uns begehren lieber zu sterben, als so weiter zu kämpfen. Aber es geht weiter.

1. Juni: Gegen 5 Uhr hatten wir die erste Attacke des Tages von einer Pagode aus. Die Kerls nähern sich so ohne Furcht, daß man mit ihnen handgemein wird. Einer hatte drei Kugeln im Leibe und schwang fortwährend den Säbel. Doch bald sanken vier zusammen; der Rest floh in die Pagode. Gegen 10 Uhr neuer Angriff von etwa 500 bis 600 Männern. Zwei Anführer fallen auf die ersten

drei Schüsse, und als wir auf das Gros auf eine Entfernung von 400 Metern schossen und einige liegen blieben, floh die ganze Heerde immer wirrer durcheinander gegen das Dorf.

Schwerter, Säbel, Lanzen müssen jetzt zurückgelassen und vernichtet werden, da wir genug an unseren Frauen und Verwundeten zu tragen haben. Die Frauen zeigen wirklich große Ausdauer und gehen mutig vorwärts. Die meisten sind schon ohne Schuhe; Kleider werden zerrissen, um damit die Wunden an den Füßen zu verbinden. Aus Pfützen und Lachen wird getrunken, wo nur etwas Flüssiges zu haben ist.

Gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr: Die Boger sammeln sich in großen Massen. Überall sieht man Föhnen und Lanzen aufstachen, man sieht, daß sie uns eine Entscheidungsschlacht liefern wollen. Im ganzen haben wir circa 900 bis 1000 Mann um uns herum. Die meisten von uns sind demoralisirt und verlieren den Mut. Man verabschiedet und küßt sich und viele weinen, eine herzzerreißende Scene. Unsere Devise ist, alle Patronen zu verbrauchen und dann eine Kugel für sich zu sparen. Einer bittet den anderen, im Fall er nicht tot ist, mit einem Revolverchuß nachzuhelfen.

Auf zwei Seiten werden Kanonen aufgestellt, und schon ertönen die ersten Schüsse. Kugeln streifen über unsere Köpfe. Von uns rührt sich noch keiner. Man schaut nutz- und hoffnungslos ins Leere. Die Boger wollen sich nicht nähern. Wir nehmen die Bedienung der Kanonen und Bannerträger aufs Korn, welche einen Sprung in die Luft machen und dann auf die Erde fallen. Die Stimmung hebt sich bei uns. Wir rücken vor, und in 15 Minuten war der Feind verschwunden.

3 Uhr Nachmittags: Energischer Angriff. Um uns herum ist alles schwarz. Da sich die Haufen in der Entfernung halten, wird wenig geschossen und wenig getroffen.

Gegen 5 Uhr tragen uns die Füße nicht mehr; die Verwundeten verschmachteten und flehten um Wasser und ziehen den Tod dem Weitergehen vor. Es wird mitten im Sumpfland Halt gemacht; alle fallen erschlafft hin. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr rücken die Boger im Halbkreis auf uns zu, schreien und heulen wie Bestien, erreichen uns aber mit ihren Schüssen nicht. Einige wagen sich nahe an uns heran, werden aber sofort niedergeschafft. Sie bombardierten uns auch während der Nacht. Da wir in den Sümpfen herumgingen, mußten wir auch im Sumpfe schlafen. Man klappert vor Kälte.

2. Juni. Morgens 2 $\frac{1}{2}$ Uhr: Abmarsch in der Richtung auf Tientsin. Wir sind fest entschlossen, da uns nur noch wenig Patronen übrig bleiben, unser Leben teuer zu verkaufen.

4 Uhr Morgens: Ungefähr 40 Boxer stellen sich uns entgegen, nachdem wir aber zwei getötet und einige verwundet haben, entfliehen sie nach allen Richtungen. Wir finden zur großen Freude einen Kanal.

Um 7 Uhr sehen wir von weitem ein Boot, das auf unserer Seite des Kanals gezogen wird. Wir verstecken uns schnell. Als das Boot in unsere Höhe kommt, nehmen wir es weg. Der Besitzer wollte uns nicht nach Tientsin fahren; aber wir zwangen ihn dazu. In einem Dorfe fanden wir zu essen, zu trinken und zu rauchen. Alles freut sich des Lebens. Die Französimen sind schon dabei, ein Modejournal zu kombinieren.

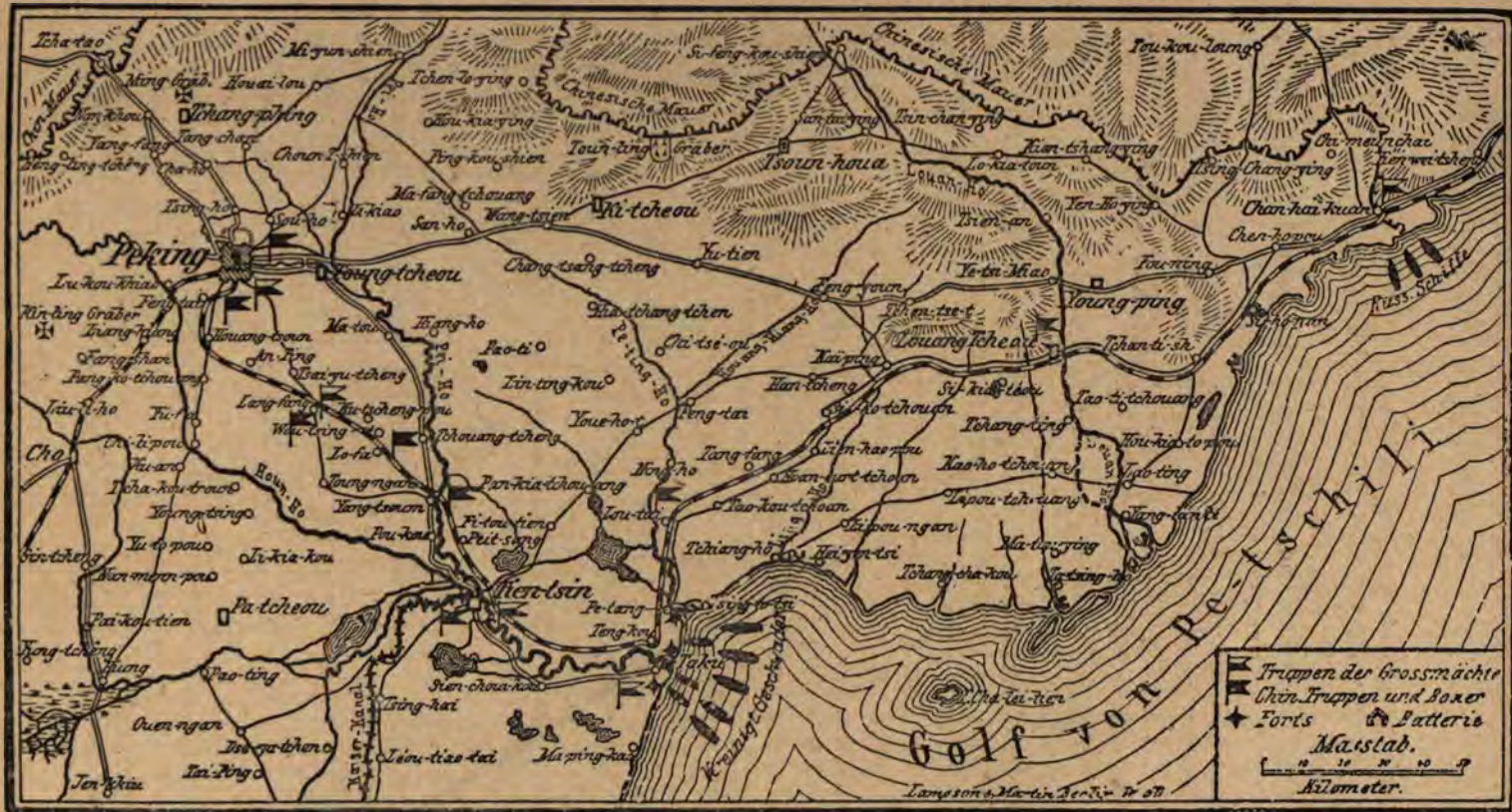
Gegen 2 Uhr langten wir endlich nach viertägigen furchtbaren Strapazen im französischen Konsulate in Tientsin an.

Der offizielle Bericht der Seymour-Expedition.

Wir verließen die Abteilung des Admirals Seymour, als ihre Verbindung mit der Flotte und den gelandeten Truppen durchbrochen war.

Diese Expedition erregte in der ganzen Welt ein fast fieberhaftes Interesse, weil sich das Gerücht verbreitete und von Tag zu Tag mehr zu bestätigen schien, daß die ganze Expedition von den Boxern umzingelt, aufgerieben und auf das grausamste hingemordet worden sei!

Der offizielle Bericht über die Expedition lautet: Ein Kriegsrat der rangältesten Seeoffiziere der Mächte beschloß am 6. Juni, die Verbindung mit Peking, falls diese unterbrochen werden sollte, mit den dazu nötigen Truppen wieder herzustellen. Am 10. Juni 9 Uhr 30 Minuten vormittags ging von Tientsin ein Zug mit 300 Briten, 112 Amerikanern, 25 Österreichern und 40 Italienern ab. Bei Lofa wurde die Expedition durch die Ankunft zweier weiterer Züge auf 915 Briten, 25 Österreicher, 40 Italiener, 100 Franzosen, 450 Deutsche, 54 Japaner, 112 Russen und 112 Amerikaner gebracht. Ein weiterer Zug mit 200 Russen und 58 Franzosen brachte die Gesamtzahl auf über 2000 Mann. Nach Besiegung kleinerer Boxerabteilungen traf die Expedition am 12. Juni in Langfang ein. Die Bahnlinie war im Rücken und in der Front zerstört und Admiral Seymour faßte am 16. Juni die Lage in seinem Tagebuch dahin zusammen, daß der



Standorte der fremden und der chineſiſchen Streikräfte zur Zeit der Seymour-Expedition.

Entsatzversuch auf dem Fluß versucht werden müsse, da der Aufenthalt der Verbündeten Proviant- und Munitionsmangel erzeugt hatte; da Transportmittel nötig sein würden; da die Verbündeten, von ihrer Basis abgeschnitten, nicht wußten, was vorging, und da es nötig sei, die Bahnlinie im Rücken, auf der keine Züge mehr liefen, zu schützen. Demgemäß hatte der Admiral Boten mit der Aufforderung, Dschunken, Proviant und Munition nach Jungtsun zu senden, nach Tientsin zu schicken versucht, doch erreichte keiner sein Ziel. Außerdem hätte die Bitte nicht erfüllt werden können, da Tientsin belagert und bombardiert wurde, was Admiral Seymour nicht wußte, da er zwischen dem 13. und 26. Juni völlig ohne Nachrichten blieb. Auch an den General in Hongkong hatte er Boten um Unterstützung gesandt, da er von der Feindseligkeit der chinesischen Behörden nichts wußte. Erst am 18. Juni erfuhr er, daß auf gegnerischer Seite kaiserlich-chinesische Truppen verwendet wurden.

Am 19. Juni schreibt Admiral Seymour, daß die Führer der verschiedenen Kontingente beschlossen, die Züge aufzugeben und sich nach Tientsin auf dem linken Flußufer zurückzuziehen und die Verwundeten in Dschunken, von den die Deutschen den Boxern 4 genommen hatten, zurückzuschaffen. Der Admiral beschreibt dann die Ereignisse des Rückmarsches. Bei Schilderung der Einnahme des Arsenalz von Hsiku sagt er: „Die Verluste der Chinesen waren schwer, aber ebenso die unseren; wir verloren u. a. Kapitän Buchholz, einen schätzbaren Offizier, dessen Tod nicht nur für die Deutschen, sondern für alle Truppen ein Schlag war.“ — Die Notwendigkeit, die 230 Verwundeten zu tragen, verhinderte ein Erzwingen des Weges nach Tientsin. Nach Ankunft des Entsatzes unter dem russischen Oberst Schirinsky wurde nach Inbrandsteckung des Arsenalz ohne weiteren Zwischenfall der Rückmarsch nach Tientsin bewerkstelligt. Der Admiral betont, daß der Sturm mit dem Bajonett gegen die Chinesen sich stets sehr wirksam erwiesen habe und daß das „Hurrah“ sie in Schrecken zu setzen schien, daß die Chinesen gute Deckung nahmen, aber gewöhnlich zu hoch schossen.

In einem Resumé sagt Admiral Seymour, daß der Erfolg der Expedition nur unter der Annahme erwartet werden konnte, daß die kaiserlichen Truppen zum mindesten neutral blieben, (die Boxer waren anfangs meist mit Schwertern und Speeren bewaffnet), daß jedoch dadurch, daß sie mit den Boxern gemeinsame Sache machten und sich wahrscheinlich an der Zerstörung der Bahn beteiligten, ein Mißlingen

unvermeidlich wurde. Weiter sagt der Admiral, nachdem er allgemein die Haltung der Truppen gelobt: „Ich habe besonders Kapitän von Uedom von der kaiserlich deutschen Marine hervorzuheben, der der Seniorität nach mir folgte. Ich bestimmte diesen Offizier zum Führer, falls ich fallen sollte; und nachdem ich der Dienste meines bei Peitsang verwundeten Flagg-Kapitäns beraubt war, hat ich Kapitän von Uedom, als mein Stabschef zu fungieren, in welcher Eigenschaft er sehr wertvolle Dienste geleistet hat, und ich erlaube mir, denselben den Lords der Admiralität zu empfehlen. Kapitän von Uedom wurde bei Langfang leicht verwundet.“ Admiral Seymour lobt das Verhalten der britischen Seesoldaten als der Traditionen der britischen Flotte würdig. An die Befehlshaber jeder Nation richtete der Admiral gleichlautende Briefe, in denen der Dank für die Unterstützung und Haltung der betreffenden Truppen ausgesprochen wird. Außerdem erhielt jeder Brief einen besonderen Zusatz. Der an Vice-Admiral Bendemann gerichtete hebt noch einmal die „Tüchtigkeit und unermüdlige Energie“, sowie die wertvollen Dienste des Kapitäns von Uedom hervor. Seiner geschickten Anordnung bei der Zurückziehung der Züge bei Langfang sei die Vermeidung eines Unglücks zu danken. Der Mut und die hohe Disziplin der deutschen Offiziere und Mannschaften seien der hohen Traditionen des großen deutschen Reiches durchaus würdig gewesen. —

In einem Privatbriefe hat Admiral Seymour seine Ansichten über die Schwierigkeiten seiner Unternehmung dargelegt, in dem er u. a. folgendes schreibt: „Unsere Expedition war wahrscheinlich einzigartig; sie bestand aus acht Nationalitäten, sämtlich Matrosen oder Marinesoldaten, keine Hilfstruppen, kein Transport. Ich bin und war mir des Risikos bewußt, aber nach meinem Ermessen blieb mir angesichts der dringenden Bitten von Peking kein anderer Weg offen. Die Ehre erlaubte mir nicht, zurückzubleiben, ich ging selbst, da dies die beste und einzig mögliche Art war, alle unter eine Spitze zu bringen. Als die kaiserlich chinesischen Truppen die Waffen gegen uns ergriffen, wurde das Projekt unmöglich und der Rückzug schwierig. Das Thermometer stand bisweilen über 100 Grad Fahrenheit im Schatten. Ich darf nicht daran denken, was wir gegessen und getrunken haben. Einmal erschossen wir ein Pferd mit Reiter morgens im Kampf, und abends aßen wir das erstere, nicht den letzteren. Hier halten wir Tientsin unter zeitweiligem chinesischen Feuer und während sie uns außerdem herauszuschwimmen versuchen. Gestern kam eine verendende Kugel und traf mich, wo ich jetzt schreibe. Die kaiserlich chinesischen Truppen

waren wie die deutschen bewaffnet. Das eroberte Nordarsenal von Tientsin enthielt moderne Waffen, Geschütze und Munition, welche von einigen Beamten, die es verstehen müssen, auf drei oder vier Millionen Pfund geschätzt wurden. Diese sprengte ich in die Luft. Wir fanden Munition, welche in unsere und der Deutschen Gewehre paßte, und bewaffneten einige andere Nationalitäten teilweise neu mit hier gefundenen Gewehren." Schließlich sagt Seymour: Wenige vielleicht haben versucht, eine Expedition von acht Nationalitäten zu leiten. Dazu gehört



Ein Teil der zerstörten Mauer des Nordarsenals.

sowohl Takt wie Selbstbeherrschung, und doch waren die Ausländer sehr nett gegen mich, und je weiter die Sache vor sich ging, sagten sie: „A vos ordres und was Sie auch sagen werden, wollen wir thun“. Es war interessant, die nationalen Charakterzeichen zu beobachten. Die Deutschen bewunderten wir am meisten, aber an Schneid und Darauflözgehen that es niemand den Amerikanern zuvor

oder vielleicht gleich. Die Franzosen hatten kein besonderes Rapprochement zu irgend einer anderen Nationalität, die Deutschen und Russen neigten zum Zusammenhalten, die Amerikaner hielten immer zu uns, die Japaner neigten zu uns, doch die Russen waren freundlich gegen sie. Die Italiener und Österreicher waren sehr nette Kerle, doch wenig an Zahl. Es gab natürlich amüsante Zwischenfälle, doch auch viele sehr traurige. Zwei oder dreimal waren unsere Ausichten sehr düster, und eine Katastrophe erschien nicht unwahrscheinlich. Dennoch habe



Chinesische Büchenschützen aus der Provinz.

ich nie bereut, aufgebrochen zu sein, denn ich hätte mich nicht mehr achten können, wenn ich es nicht gethan hätte.

Bericht des Oberleutnants von Krohn.

Nähere Details erfahren wir durch die Erzählung des bei dieser Expedition durch einen Schuß ins Auge verwundeten Oberleutnants von Krohn. Derselbe äußerte sich, daß die Expedition unter Admiral Seymour ein großer Fehler gewesen sei, da die Offiziere keine Kenntnis vom Lande und keine Karten, die Truppen nur für 8 Tage Proviant und vor allen Dingen nur sehr wenig Munition hatten.



Chinesische Truppen vor Tientsin.

Anfangs sei alles ziemlich glatt gegangen, bis die Verbündeten nach Lang-fang kamen, wo die Herstellung der zerstörten Eisenbahn geraume Zeit in Anspruch genommen hätte. In dieser Zeit war die Expedition von Taku, ja selbst von Tientsin abgeschnitten! Da ein Vormarschieren unmöglich war, suchte Seymour die Verbindung mit Tientsin wiederherzustellen, fand aber die rückwärtige Verbindung so total zerstört, daß es Tage erfordert haben würde, sie wieder in Gang zu bringen. Die Abteilung mußte daher ihre Waggons auf den Schienen stehen lassen, die Verwundeten nach den Booten tragen und dann selbst längs des Flusses zurückmarschieren.

Bis dahin hatte die Abtheilung nur Widerstand seitens der Boxer gefunden. Der Glaube der letzteren an ihre Unverwundbarkeit ist etwas außerordentliches; sie glauben sogar, daß, wenn sie verwundet oder getödet werden, ihr Gott sie in ein paar Tagen wieder heil machen könnte. Aus diesem Grunde nehmen die Boxer stets ihre Verwundeten und Toten mit, weil sie fürchten, daß die „Fremden“ nach chinesischer Sitte ihnen die Köpfe abschneiden und dadurch dem Gotte die Heilung bedeutend erschweren würden.

Erst auf dem Wege von Tang-fang zurück fanden die Verbündeten, daß sie nicht nur mit den Boxern Krieg hatten, sondern auch mit den chinesischen Truppen, welche mit modernen Gewehren, meist eines sehr kleinen Kalibers, bewaffnet waren. Da sie wegen ihrer Verwundeten gezwungen waren, an dem Flusse entlang zu gehen, mußten sie jedes Dorf im Sturme nehmen; an einem Tage nahmen sie sieben, und am nächsten Tage sechs, bei welcher Gelegenheit sie von 3 Uhr morgens bis 8 Uhr abends kämpfen mußten. Da die Chinesen rauchloses Pulver benützen, so war dies ein sehr gefährliches Geschäft, denn die Chinesen feuerten von Häusern und von Bäumen, wo man sie nicht sehen konnte. Aber alle Dörfer wurden eines nach dem andern genommen und niedergebrannt, welsch letztere Arbeit meistens den Russen überlassen wurde.

Auf eine Frage, was die Chinesen mit ihren Weibern, Kindern und Greisen anfangen, antwortete Leutnant v. Krohn, daß die Nichtkombattanten wenn möglich vorher immer mit Hab und Gut ausziehen; nur in einem Falle, als die Verbündeten ein Dorf umzingelt hatten und das Ausziehen unmöglich war, töteten die Chinesen alle Weiber und Kinder, schnitten ihnen die Köpfe ab und warfen sie ins Wasser. Bei dieser Gelegenheit erzählte Leutnant v. Krohn, daß, während er am Ufer des Flusses unterhalb des Dorfes saß, mindestens 20 Frauenleichen ohne Köpfe vorübertrieben.

So ging es denn weiter, bis sie an ein Fort kamen, namens Siko. Hier machte eine Kolonne von ungefähr 1000 Mann Halt, da die anderen etwas zurückgeblieben waren. Ein englischer Dolmetscher ging an das Ufer des Flusses und rief hinüber, ob ein Offizier da wäre, mit dem er sprechen könnte. Die einzige Antwort, die er darauf erhielt, war ein Schuß aus einer der großen Kanonen, welchem eine große Kanonade aus Geschützen und Gewehren folgte, und zwar auf eine Entfernung von nur 100 Metern. Das Erste, was die Leute thun konnten, war, Schutz hinter einer Mauer zu suchen und dann, da

ie fast gar keine Munition mehr hatten, war es nur den Offizieren und Unteroffizieren erlaubt, zu feuern. Die chinesischen Kanoniere bedienten ihre Geschütze mit großer Schnelligkeit und Präzision, und in Anbetracht der geringen Entfernung und der enormen Masse von Metall, die auf die internationalen Truppen verschwendet wurde, ist es merkwürdig, daß nur so verhältnismäßig wenige derselben getötet oder verwundet wurden, unter den letzteren bei dieser Gelegenheit auch Leutnant von Krohn selbst. Es wäre unnütz gewesen, nach den Soldaten in dem Fort zu schießen, denn diese waren durch Wälle sehr gut gedeckt. Aber die Kanoniere waren nicht so geschützt, und die einzelnen Offiziere machten es sich zur Aufgabe, diese abzuschießen. Aber sobald einer fiel, erschien ein anderer, um seinen Platz einzunehmen, und er selbst, sagte Leutnant v. Krohn, habe mindestens zwanzig an einer Kanone weggeschossen, ehe er selbst verwundet wurde. Aber endlich wurde Order gegeben zu stürmen; die englischen Royal Engineers versuchten es zuerst allein, wurden dann aber von den Deutschen verstärkt, und mit einem kräftigen Hurra ging es auf das Fort los, und richtig, die Chinesen liefen bei dem Hurra-Geschrei auch alle fort. Aber weder Tote noch Verwundete wurden in dem Fort vorgefunden. Unsere Leute waren jedoch erstaunt, eine stattliche Anzahl großer Kanonen, teilweise von Krupp und teilweise andere moderne europäische Fabrikate, nebst Tausenden von Mauser- und anderen Gewehren, und ganze Massen von Munition dort vorzufinden. Sobald das Fort erstürmt war, wurden die noch eben von Chinesen bedienten Kanonen auf die fliehenden Horden gerichtet, aber an eine systematische Verfolgung war natürlich nicht zu denken. Glücklicherweise fanden die alliierten Truppen hier Verbandstoffe, Medizin und auch etwas Proviant vor, was ihnen sehr zu statten kam. Es wurden auch einige Gefangene gemacht, und von diesen erfuhren sie, daß sie 6000 Chinesen aus den Forts hinausgeworfen hatten; auch erhielten sie die erfreuliche Nachricht, daß Tientsin und die Taku-Forts in den Händen der Verbündeten seien.

In diesem Kriege, bemerkte v. Krohn weiter, sei es kaum möglich, Gefangene zu machen, da die Chinesen für eine solche Art Krieg zu führen noch nicht zivilisiert genug seien. Auf ihrem Wege seien sie genötigt gewesen, alle Verwundeten mit den Bajonetten zu töten, da sie sich derselben nicht annehmen konnten, und da ein verwundeter Chinese, solange er noch eine Hand heben kann, nach dem Leben der Europäer trachte. Im Anfang sandten sie sogar verwundete Boger

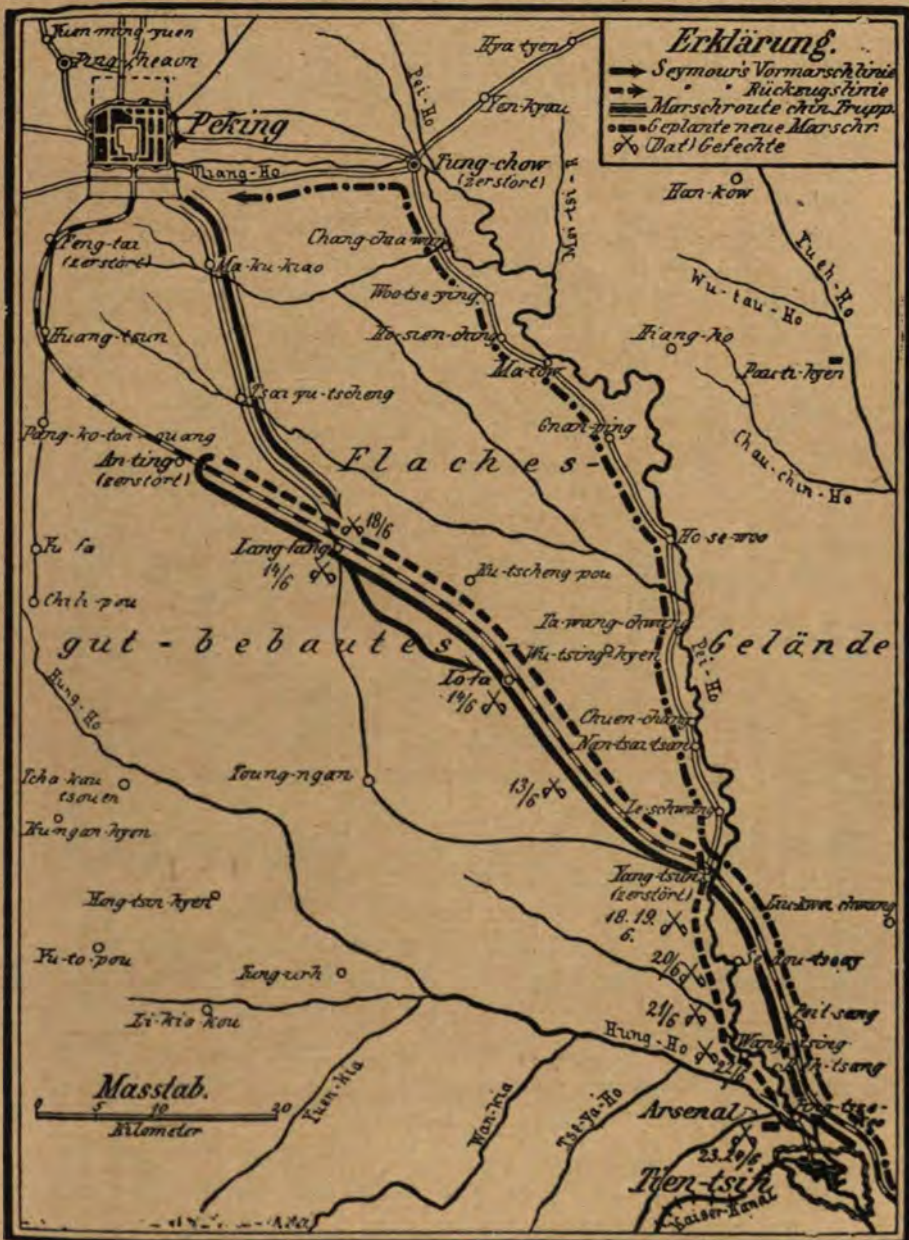
nach den Hospitälern in Tientsin, aber sie fanden bald, daß dies ein Fehler sei, und später wurde eine Order erlassen, alle Chinesen, die aufrecht stehen bleiben, zu töten, und auch die Verwundeten nicht zu schonen, besonders aber absolut keine Gefangene zu machen. Häufig nahmen nämlich die Boxer ihre roten Tücher ab und thaten, als ob sie sich nicht an dem Kampfe beteiligt hätten, aber das wurde bald ausgefunden und daher die erwähnte Order gegeben. Die Chinesen dagegen schneiden die Köpfe aller Europäer ab, welche unglücklicherweise in ihre Hände fallen; Leutnant Friedrich z. B., der auf dem Schlachtfelde verwundet wurde und nicht gerettet werden konnte, wurde später gefunden, den Kopf von dem Körper getrennt. Bei einer Gelegenheit wurde ein italienischer Unteroffizier mit acht Soldaten von den Boxern umzingelt, und obgleich es vier Mann gelang sich durchzuschlagen, wurde der Unteroffizier mit den anderen von der Menge einfach überwältigt und in Stücke gehauen. Als v. Krohn später die Leiche des italienischen Unteroffiziers sah, war sein Kopf viermal gespalten, und an seinem ganzen Körper kein heiler Felsen.

Admiral Seymour blieb im Fort Siko vier Tage; da er aber einsah, daß seine Truppe sich gegen den Angriff einer größeren Masse der Feinde nicht halten könnte, so machten die Royal Engineers Vorrichtungen zur Sprengung, und die nächste Nacht um 2 Uhr, als die Alliierten einige Meilen entfernt waren, sahen sie das ganze Fort in die Luft springen. Leider konnten sie keine der Kanonen mitnehmen.

Bericht des Kapitäns z. See von Ussedom.

Andere Einzelheiten aus der merkwürdigen Expedition Seymours ergeben sich aus dem Tagebuche des obengenannten Kapitäns z. See, der bekanntlich für sein tapferes Verhalten auf diesem Zuge zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt wurde. Es heißt darin:

Am 10. Juni mittags setzte sich das deutsche Landungskorps in der Stärke von 25 Offizieren, 527 Mann und 4 Maschinengewehren von Tengkü aus in Marsch, um sich mit der Expedition des Admirals Seymour zu vereinen. Wir bemächtigten uns gewaltsam einer Lokomotive und fuhren dann weiter bis Yang-tsun. Am Bahndamme erblickten wir viele chinesische Truppenlager. Um 7 Uhr vereinigten wir uns mit den Truppen Seymours, die aus 1200 Engländern, Franzosen, Russen, Italienern, Japanern, Österreichern, Amerikanern und chinesischen Bahnarbeitern bestanden.



Karte zur Expedition des Admiral Seymour.

Am 11. Juni 7 Uhr vormittags wurde die Weiterfahrt nach 3 Meilen durch eine zerstörte Brücke bei Lofa unterbrochen; viele Chinesenleichen lagen längs des Bahndammes. Die Station Lofa wurde durch Leutnant v. Colomb mit 30 Engländern dauernd besetzt; erst nachmittags fuhren wir langsam weiter. Dann stießen 200 Russen und 50 Franzosen zu uns. Um 6 Uhr nachmittags mußten die Züge stoppen. Alarmsignale und Schüsse zeigten an, daß unsere Front mit dem Feinde engagiert sei. Die Kompagnie Buchholz marschierte sofort zur Front, um die Engländer zu unterstützen. Die Kompagnieen Schlieper, Hecht und Weniger säuberten die Dörfer am rechten Ufer und töteten dabei mehrere Boxer. Um 8 Uhr nachmittags wurde die Fahrt fortgesetzt; bald aber gehalten. Die Kompagnie Buchholz übernahm den Sicherheitsdienst; doch blieb die Nacht alles ruhig!

Am 12. Juni um 7 Uhr vormittags wurde die Weiterfahrt schon nach 3 Meilen unterbrochen, weil die Bahn stark zerstört war. Station Lang-fang wurde durch Kompagnie Weniger dauernd besetzt.

Am 13. Juni machten die Bahnzerstörungen einen 3tägigen Aufenthalt zu deren Herstellung nötig. Die Nacht blieb jedoch ruhig.

Am 14. Juni erfolgte ein Angriff seitens der Boxer auf den vordersten Zug. 5 Italiener wurden auf der Feldwache überfallen. Der Zug S. M. S. „Gefion“ unter Kommando des Leutnants v. Krohn tötete 18 Boxer, deren Todesverachtung großartig war. Nachmittags kam die Nachricht, daß die Boxer Lofa angriffen. Admiral Seymour führte sofort den 4. Zug (Engländer und Franzosen) vor und kam gerade zur rechten Zeit an, um uns zu unterstützen. Bei dem Gefechte blieben 200 Boxer tot! Seymour ging des Abends zurück. Die Nacht war ruhig.

Am 15. Juni durchsuchten die Kompagnieen Buchholz und Hecht 7 Dörfer auf der linken Seite der Bahnlinie und erbeuteten dabei 5 Boxerfahnen, 2 Gefangene und viel Vieh. Der Feind floh beim Anmarsch. Der Kriegsrat beschloß die Züge nach den Nationalitäten zu ordnen. Der russische Kapitän Chagin stellte seine 300 Mann unter mein Kommando. Unsere Verbindungen mit Tientsin waren ganz unterbrochen; doch blieb die Nacht ruhig!

Am 16. Juni fuhr die Kompagnie Schlieper zur Bedeckung der Bahnarbeiten auf der Bahn nach Lofa. Die übrigen Bahnzüge wurden nach Nationalitäten rangiert: Zug 3 kam auf die Deutschen und Russen. Der Kriegsrat beschloß den Vormarsch auf Peking aufzugeben, da die Verbindung nach vor- und rückwärts unterbrochen

war, und den Rückmarsch anzutreten. Die Lokomotiven wurden frisch aufgefüllt und der Wasserverbrauch eingeschränkt. Schlieper meldete nachmittags, daß die Bahnzerstörung sehr beträchtlich sei und bat um Verstärkung. Die Station Lang-fang wurde endgiltig aufgegeben. In dieser Zeit kam ein Kurier aus Peking, der dringend um Hilfe bat.

Am 17. Juni. Auf diesen Hilferuf hin beschloß man Lang-fang und Lofa noch zu halten, um den Vormarsch nach Peking noch zu ermöglichen. Jetzt standen Zug 2 (Engländer) und Zug 3 (Deutsche und Russen) zu meiner Verfügung. Beide Züge fuhren nach Lang-fang, wo ich die Station wieder besetzen ließ. Am Abend kam Buchholz mit der deutschen und russischen Kompagnie und der Meldung zurück, daß der Bahndamm gänzlich zerstört sei und starke Reiterpatrouillen sichtbar seien. Die Nacht blieb ruhig.

Am 18. Juni vormittags kam auch Oberleutnant Bunneman mit der deutsch-russischen Kompagnie von dem Aufklärungscommando zurück und bestätigte die Meldung. Auch der Zug 2 der Engländer traf unverrichteter Sache wieder ein. Admiral Seymour schlug jetzt eine Wiedervereinigung der Truppen und die Aufgabe von Lang-fang vor. Die Kompagnie Schlieper hatte inzwischen bei Lofa ein Gefecht mit den Boyern bestanden. Darauf wurden die Vorbereitungen zum Rückmarsche getroffen. Um 2 Uhr nachmittags erfolgte ein Angriff von regulären Truppen und Boyern auf die Züge 2 und 3. Ich schickte die Kompagnieen Buchholz und Hecht nach rechts zum Umfassen des Feindes vor, während ich eine englische und russische Kompagnie den Bahndamm besetzen ließ. Die Kompagnie Weniger und die Japaner deckten die Station, sowie die Züge. Eine russische und englische Kompagnie, die in Reserve gehalten wurden, mußten auf den linken Flügel vorgehen, da der Feind dort stark vordrängte. Nach längerem Feuergefecht wurde der Feind durch einen kühnen Anlauf der deutschen Kompagnieen auf dem rechten Flügel geworfen! Die Boyer gingen zu neuem Angriffe vor, doch ohne Erfolg! Leider machte die waldige Beschaffenheit der Gegend eine Verfolgung unmöglich! Wir verloren 10 Tote und 51 Verwundete, während der Feind über 200 Tote und das Banner des Generals Lungfuhsiang, sowie eine Menge anderer Feldzeichen einbüßte.

Am 20. Juni wurde der Marsch fortgesetzt. Der Feind verteidigte die Dörfer am Ufer mit Geschütz- und Gewehrfeuer. Nachmittags wurde ein Dorf gestürmt, wobei 2 Deutsche verwundet wurden. Über Nacht bivakierten wir am Flußufer.

Am 21. Juni wurde früh 6 Uhr wieder aufgebrochen. Da der Fluß viele Biegungen machte, sowie mit vielen Dörfern besetzt war, so marschierten die Deutschen, Russen und Japaner mit 4 englischen Geschützen und 2 Maximgewehren auf dem rechten Ufer unter meinem Kommando; die übrigen blieben auf dem linken. Ein starkes Geschütz- und Gewehrfeuer in der Front machte die Entwicklung der Kompagnieen Buchholz, Schlieper und Hecht, bald auch von 2 russischen Kompagnieen nötig! Die Kompagnie Weniger und die Japaner deckten den Rücken. Kapitänleutnant Schlieper, Leutnant von Zerßen und 2 russische Offiziere wurden verwundet. Der Vormarsch auf dem linken Ufer



Deutsche Marine-Geldbatterie auf dem Marsche.

ging sehr langsam vorwärts, sodaß erst nach zweistündiger Mittags-
 pause weitermarschiert werden konnte. Die Kompagnie S. M. S.
 „Hertha“ deckte die Verwundeten. Den ganzen Nachmittag standen
 wir in lebhaftem Geschütz- und Gewehrfeuer vor dem Orte Beitfang,
 der schließlich mit Sturm genommen werden mußte, indem wir auf
 beiden Ufern vorgingen. Es wurden 14 Deutsche verwundet. Die
 englischen Geschütze verfolgten die retirierende chinesische Kavallerie.
 Zur Nacht wurde die ganze Abteilung Seymours auf dem linken
 Ufer vereinigt. Es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß der Vor-
 marsch bei Tage unmöglich sei, daher beschloß der Kriegsrat, die
 Nacht zum Weitermarsch zu benutzen.

Am 22. Juni um 1 Uhr nachts brachen wir auf. Zwei Tage hatten wir nicht abgefocht. Während der Marschpause, gegen 2 Uhr morgens kam der Befehl von Seymour: Germans to the front!

Im Morgengrauen erkannten wir vor uns die Wälle des, wie sich nachher herausstellte, Chiku-Arsenals. Die Werke waren stark besetzt und ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer empfing uns. Doch wurde ersteres bald durch eine Abteilung Deutscher, die einen, dem Gewehrfeuer deckungslos ausgesetzten Steindamm am Ufer besetzten, zum Schweigen gebracht. Bootsmannsmaate Knott und Turkowsky von S. M. S. „Hertha“ waren die ersten oben!



Das von deutschen Truppen besetzte Südtor von Tientsin.

Zur Verlängerung der Feuerlinie wurden die Kompagnieen Weniger, Buchholz und Hecht nach vorne geschickt. Die englischen Seesoldaten der Nachhut setzten über den Fluß und griffen den Erdwall im Osten an. Von uns wurden die Leutnants v. Bülow, Koehrs und Hilmers mit ihren Bügen in der Front übergesetzt, um die Geschütze zu nehmen, deren Bedienungsmannschaft vertrieben war. Da endlich verließ der Feind das Arsenal.

Der Weitermarsch wurde nun unterbrochen, die Verwundeten im Arsenal untergebracht und dieses zur Verteidigung eingerichtet. Wir erwarteten hier Verstärkungen aus Tientsin, das nur 5 Seemeilen

entfernt war. Die Besichtigung der Arsenalgebäude ergab enorme Vorräte von Geschützen und Gewehrmunition.

Noch während der Vorbereitungen zum Übersetzen der Verbündeten erfolgte ein Angriff der Chinesen auf das Arsenal. Zur Unterstützung der schwer bedrängten englischen Seesoldaten wurden die Kompagnieen Buchholz und Hecht entsandt. Um 4 Uhr nachmittags war der feindliche Angriff abgesehlagen.

Unser Verlust betrug 6 Tote und 16 Verwundete; darunter Korvettenkapitän Buchholz tot, Leutnant von Krohn und Lustig schwer verwundet.

Am 23. Juni erfolgte mit Tagesanbruch wider Erwarten ein Angriff der Boxer, wobei dieselben mitten im Lager 60 Tote verloren. Unsere Verluste betragen 2 Tote und 8 Verwundete, darunter Leutnant Pfeiffer. Mit doppeltem Eifer wurden nun die Wälle und Gebäude zur Verteidigung eingerichtet. Während der Nacht waren alle Truppen auf den Wällen, die in einer Länge von 4000 Schritt das Arsenal umgeben.

Am Vormittage des 25. Juni konnte man auf einem Fort bei Tientsin Geschützfeuer erkennen. Um 6 Uhr früh wurde mit 2 Kruppschen Geschützen nach dem Fort geschossen, auf ca. 3—4000 Meter Entfernung. Das Fort erwiderte das Feuer. Um 8 Uhr sah man chinesische Truppen nördlich des Bahndammes vorrücken. Um 9 Uhr erschienen endlich gleichmäßig uniformierte Truppen im Nordosten. Große Freude bei den Unseren! Sogleich wurde auf dem Arsenal die deutsche Flagge gehißt und drei Hurras ausgebracht! Nun wurden wir auch vom Entsatzkorps erkannt.

Ein abgehaltener Kriegsrat beschloß jetzt, die Munition und Geschütze im Arsenal zu zerstören und die Verwundeten durch das eigentliche Expeditionskorps Seymours fortbringen zu lassen, dessen Abzug nunmehr das herangerückte Entsatzkorps zu decken hatte.

Der Nachmittag wurde benutzt, um die Verwundeten nach dem linken Peiho-Ufer überzusetzen, während die „Hansa“-Kompagnie unter Leutnant Noehr zur Deckung der Zerstörungsarbeiten bis zum Abmarsch im Arsenal zurückblieb.

Am 26. Juni morgens wurde abmarschiert, gegen 5 Uhr zeigte das Erdröhnen mehrerer heftiger Explosionen im Arsenal an, daß das Zerstörungswerk im Gange war. Um 9 Uhr abends wurde Tientsin erreicht. Die Deutschen haben keine Verwundeten und Vermißten zurückgelassen. Alle Gefallenen wurden mit militärischen Ehren begraben.

Aus diesem detaillierten Berichte des deutschen Führers geht hervor, daß die Expedition alles gethan hat, um ihren Zweck, Rettung und Beschützung der Gesandten, zu erreichen; die übermäßige Zahl der Feinde machte es der kleinen Schar nicht möglich. Es klingt fast wie ein Wunder, daß sie Tientsin und das Entsatzkorps erreichte, das harte Kämpfe zu bestehen hatte, wie ein späterer Abschnitt „Entsatz von Tientsin“ uns belehren wird. Mögen nun noch einige Einzelschilderungen folgen:

Briefe eines deutschen Teilnehmers an der Seymour-Expedition.

Die nachstehenden, durch ihre knappen und doch frischen Schilderungen besonders interessanten Briefe rühren von dem Feuerwerksmaat Tschöpe von S. M. S. „Hansa“ her, der wenige Tage nach Abfendung der Briefe den Heldentod fürs Vaterland starb:

„Endlich kann ich Euch einige Zeilen aus dem kriegerischen Leben in China mittheilen. Ich befinde mich hier in einem Hause mit 12 Mann auf Wache und habe daher die schönste Gelegenheit. Wir sind schon seit dem 11. Juni hier im Innern Chinas thätig und haben erst vor einigen Tagen erfahren, daß China sämtlichen Mächten den Krieg erklärt hat. Wir landeten am 11. Juni (Sonntag Vormittag), fuhren mit den Booten den Fluß Peiho stromaufwärts bis nach Taku. Dort, wo bereits die anderen Nationen thätig waren, wurde alles in die Büge gepackt und die Fahrt nach Peking fortgesetzt. Nach vierstündiger Fahrt kamen wir hier nach Tientsin, wo uns die Europäer Bier verabreichten. Unterdessen fuhr die Maschine weg zum Wasserauffüllen. Bei dieser Gelegenheit versuchten die Chinesen, vor der Maschine die Schienen aufzureißen, um die Maschine am Weiterbefördern zu hindern. Glücklicherweise wurde es rechtzeitig von den Engländern bemerkt, welche sofort den Bahnhof mit Waffen säuberten und die Maschine zurückholten. Mit lautem Hurra wurde die Fahrt fortgesetzt, denn wir träumten schon alle von dem Parademarsch in Peking und glaubten in einigen Tagen wieder an Bord eingeschifft zu werden. Leider kam die Sache anders. Von Tientsin fuhren wir ungefähr 4 Stunden in flotter Fahrt durch. Nach dieser Zeit kamen schon die ersten zerstörten Stellen, welche notdürftig von den beiden Bügen, in denen die Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener und Oesterreicher waren, ausgebessert worden waren. Die Rebellen, genannt die Sekte vom langen Messer oder Boyer, hatten da schon arg gehaust. Sämtliche Wärrer-

häuschen waren eingäschert, die Telegraphenpfähle herausgerissen, die Drähte zerschnitten und weggeschleppt. Die Schwellen von den Schienen waren angebrannt oder herausgerissen und weggeschleppt. Die Verbindungsstücke der Schienen teilweise losgeschraubt und Schienen-nägeln, mit welchen die Schienen auf den Schwellen befestigt waren, waren ganze Strecken herausgenommen, um die Züge zum Entgleisen zu bringen. Der Zug setzte sich daher langsam in Bewegung und wir



Zwei Boxer.

langten im Dunkelwerden bei den anderen Zügen an, welche kräftig arbeiteten, um vorwärts zu kommen. Jetzt war das internationale Landungskorps, über das der englische Admiral den Oberbefehl führte, vereinigt; in Stärke von 1900 Mann, nur Marinetruppen. Am 12. wurde unaufhörlich die Arbeit fortgesetzt. Am 13. gingen die Engländer und Amerikaner in starken Patrouillen den Zügen voraus, um größere Zerstörungen zu verhüten. Hierbei faßten dieselben sehr viel Chinesen und kamen auch hierbei einige male ins Gefecht. Am 14. suchten wir (die deutschen Marinetruppen) die umliegenden Ortschaften ab, wo etwa 40 Chinesen erschossen wurden. Am 15. hatte die englische Truppe ein Gefecht, worin die Boxer (Rebellen) 64 Tote verloren, die Engländer zwei Verwundete. Am Abend entgleisten uns

4 Wagen, welche wir in 5 Stunden wieder in Ordnung brachten. Am 16. kamen mehrere tausend Boxer in geschlossenen Trupps und versuchten mit ihren Lanzen die Züge zu erstürmen. Wie mutig die Rebellen sind, geht daraus hervor, daß sie im Glauben sind, wenn sie erschossen werden, stehen sie nach drei Tagen wieder auf. Leider kamen fünf Italiener in die Hände derselben und verstümmelten sie diese ganz fürchterlich, indem diese Boxer den Italienern die Köpfe abschlugen, ebenso die Füße und die Hände und ihnen das Kreuz total zerhackten.

Hier verloren die Boxer eine unheimliche Masse von Toten. Am 17. wurde alles, was in der Nähe vom Bahndamm lag, in Brand gesteckt. Am 18. machten wir wieder große Märsche und erbeuteten im Gefecht 13 Fahnen von den Rebellen. Am 19. kam was ganz unerwartetes. Gegen Morgen wurden wir das erste Mal von Kaiserlichen Truppen angegriffen, und zwar von Infanterie und Kavallerie, die zusammen auf 3000 Mann geschätzt wurden. Die Kavallerie waren die Garde-Lanzenreiter von Peking. Das Gefecht dauerte zwei Stunden, wo wir die Feuertaufe erhielten. Glücklicherweise lagen wir gut in Deckung und die Chinesen schossen alle zu weit. Die Kavallerie versuchte uns in die linke Flanke zu fallen, wurde aber von den Russen durch Salven und von den Maschinengewehren richtig niedergemäht. Als es den Chinesen zu bunt wurde, ergriffen sie die Flucht und ließen eine Unmenge von Toten zurück. Alle Nationen hatten hier einige Tote und teils schwer, teils leicht Verwundete. Wir Deutschen hatten 2 Tote und 17 Verwundete. Nun mußten wir den Weg nach Peking aufgeben und uns zurückziehen. Leider konnten wir nicht weit, denn die Bahn war vollständig hinter uns aufgerissen. Nun wurde die Bahn bis zum Fluß in Ordnung gebracht und wir waren gezwungen, mit Prähmen den Fluß entlang uns zurückzuziehen. Es wurden daher Munition, Proviant und die Verwundeten in den Prähmen untergebracht und alles, was kampffähig war, folgte in richtiger Marschformation zu beiden Seiten des Flusses. Aber es dauerte nicht lange, so wurden hinter uns die Züge in Flammen gesetzt und von vorn erhielten wir Gewehrfeuer. Bis zum Chiku-Arsenal sind wir in stetem Gefecht glücklich angelangt und verloren in dieser Zeit ungefähr 90 Tote und ungefähr 260 Verwundete, wovon wir von der „Gansa“ am meisten Verluste haben. Wir wären hier nicht so leicht in die Stadt gekommen, wenn uns nicht 2000 Russen, Amerikaner und



Die Trümmer der Kathedrale von Tientsin.

1 Kompagnie von unseren Seesoldaten (Marine-Infanterie) aus der Not halfen. Wir hatten schon zwei Nächte mit Raketen Notsignale gegeben, bis wir am dritten Tage Hilfe bekamen. Die Freude und den Mut könnt Ihr euch garnicht vorstellen. Es war gerade ein heftiges Bombardement; wir hatten nämlich ein Arsenal gestürmt, das uns als eine uneinnehmbare Festung diente. Das Schönste hierbei ist, daß wir die Chinesen mit ihren eigenen Geschützen beschossen. Als wir die Hilfe bekamen, setzten wir das Arsenal in Brand, wo mindestens für 6 Jahre Kriegsvorrat lag.“

Ein zweiter Brief aus Tientsjin datiert, lautet:

„Wie Ihr wohl schon erfahren habt, ist es uns sehr schlecht ergangen. Das internationale Landungskorps von 1800 Mann, womit wir nach Peking wollten, um die Europäer zu schützen, ist mit 80 Toten und 260 Verwundeten nach hier zurückgekehrt. Ob wir überhaupt noch hätten zurückkehren können, wäre sehr fraglich gewesen; wenn die 2000 Russen uns auf der Suche nach uns nicht entsetzt hätten, würden uns die Chinesen bis auf den letzten Mann aufgerieben haben. Nun sind wir hier angelangt, wo 7000 Russen und einige tausend Japaner und Amerikaner liegen. Die Stadt wird Tag und Nacht von allen Seiten von Chinesen bombardiert. Wir waren bis nach Tangfang, einige Meilen vor Peking, gekommen und mußten uns von dort aus zurückziehen, weil wir von Chinas Truppen angegriffen wurden. Auf dem Wege nach hier hatten wir Tag und Nacht Gefechte, wobei wir Deutschen immer vor mußten. Wir haben auch von allen Nationen die schwersten Verluste. Ich habe zwei Schuß durch den Tropenhut und einen Schuß durch den Gewehrkolben erhalten. Wir haben mindestens 50 Ortschaften, welche wir einzeln erobern mußten, in Brand gesteckt. Ferner haben wir zwei Forts und zwei Arsenale gestürmt. Morgen soll wieder ein Fort, wo 15000 Chinesen sind, gestürmt werden. Ein recht herzliches Lebewohl an Euch alle.“

Nur wenige Tage nach diesem Briefe waren dem tapferen Seemann noch beschieden. Eine feindliche Kugel, die ihn am 10. Juli d. J. traf, brachte ihm den Tod, dem er oft furchtlos ins Auge gesehen hatte.



Vormarsch des internationalen Korps zum Entsatz der Seymour-Expedition.

Das Eintreffen des 3. Seebataillons.

Am 19. Juni erhielt das 3. Seebataillon Befehl, sich mit Stab und Kompagnieen zu je 120 Mann nach Taku einzuschiffen. Am Nachmittag waren die Truppen auf S. M. S. „Irene“ eingeschifft. Von Offizieren nahmen teil: Major Christ, Kommandeur, und Leutnant Cretius, Adjutant des 3. Seebataillons, die Hauptleute Gené und v. Knobelsdorff als Kompagnieführer, Oberleutnant Hagemeister, Leutnant Friedrich, Marine-Oberassistentenarzt Dr. Nüsse. Das Bataillon begleitete freiwillig der Kaiserliche Dolmetscher Dr. Bez. Keiner von uns, so erzählt ein Teilnehmer der Expedition in der Kölnischen Zeitung, ahnte damals während der Überfahrt, welche schweren, harten Kämpfe schon wenige Tage nachher uns bevorstehen würden, und sorglos und heiter vergingen die Stunden in der liebenswürdigen Gesellschaft unserer Kameraden von S. M. S. „Irene“. Am 21. Juni morgens konnte man auf der Taku-Mheede schon von weitem mächtige Rauchsäulen bemerken — einige Stunden später lag S. M. S. „Irene“ inmitten eines über 30 Kriegsschiffe starken Geschwaders. Noch rasfelten die Ankerketten, als an Major Christ durch einen Offizier des Geschwaders der Befehl an Bord überbracht wurde, daß das Seesoldaten-Detachement sofort zu landen und sich in Tengku sobald als möglich mit russischen Truppen zum Vormarsch gegen Tientsin zu vereinigen habe. Höher schlugen die Soldatenherzen in dem Gedanken, die in Tientsin verzweifelt kämpfenden Kameraden und Landsleute befreien zu können; fest drückte man sich beim Abschied die Hand. Die Kunde von der heldenmütigen Haltung der Besatzung S. M. S. „Itiz“, die bei dem Angriff auf die Taku-Forts so schwere Verluste erlitten hatte, stimmte alle ernst.

Deutsche und Russen Schulter an Schulter!

Von Taku aus wurde unser Landungskorps von S. M. S. „Jaguar“ in Schlepp genommen, deutlich waren an den Takuforts die Spuren der heftigen Beschießung zu erkennen, und zahllose Chinesenleichen, die in dem Peiho trieben, zeigten, wie hartnäckig der Kampf getobt hatte. Unter brausenden Hurrarufen, die von uns kräftig erwidert wurden, fuhren wir an verschiedenen russischen, französischen und englischen Kanonenbooten vorüber; besonders stürmisch begrüßten uns unsere russischen Kameraden, mit denen wir in allererster Linie Freud und Leid, Kampf und Sieg für die Folge geteilt haben. Bei unserer Ausschiffung auf der Eisenbahn-Endstation Tengku herrschte bereits reges Leben. Der russische Oberbefehlshaber, General Stössel,



Major Christ
Kommand. d. 3. Seebataillons.

hatte soeben die Nachricht erhalten, daß Truppen des chinesischen Generals Mah, von Schanhaitwan kommend, über Peitsang in der Stärke von 1500 Mann gegen den Bahnhof im Anmarsch seien. Sofort erbot sich Major Christ, den Schutz des Bahnhofs zu übernehmen, während der Rest der russischen Truppen ausgeschifft wurde. Mit zwei russischen Kompagnieen, vier Maschinengewehren und der Kompagnie Gené wurde etwa 2 Kilometer nordöstlich Tengku an der Bahn nach Schanhaitwan eine Vorpostenstellung genommen. Stramm

und militärisch meldete der russische älteste Offizier seine Abteilungen zur Stelle, gemeinsam verfahren russische und deutsche Patrouillen die Aufklärung gegen den Feind, ein verständnisvolles Zusammenwirken und ein gegenseitiges Verstehen als Soldat und Kamerad verband uns vom ersten Tage an mit den russischen Truppen. Drohend standen die Maschinengewehre auf dem Bahndamm, schweigend legten sich die russischen Truppen auf den nassen, lehmigen Boden, erwartungsvoll harrten unsere Leute der Dinge, die da kommen sollten. Sie hätten einen gepfefferten Empfang gehabt, diese Kerle, für die als Parole ausgegeben war: „Kein Pardon!“ Aber sie fühlten sich sicher in ihrem von Sumpf umgebenen Fort Peitsang, und ein am ganzen Leibe zitternder, gefangener Chinese bestätigte uns das, was wir vermuteten, daß sich die chinesische Besatzung von ihren dicken

Fortmauern nicht trennen würde. So wurde denn Leutnant Friedrich mit 50 Seesoldaten und 50 Russen als Feldwache an der Bahn belassen, die anderen Truppen wurden nach Tengku-Bahnhof in Ortsunterkunft zurückgezogen. Zwischen Ortsunterkunft in Kriegszeiten und einer solchen bei den heimatlichen Fleischtöpfen besteht aber ein recht großer Unterschied. In den wenigen Schuppen, welche noch nicht von den Russen besetzt waren, hatte sich bereits unser Welter John Bull breit gemacht, und so mußten wir denn mit einem alten Petroleumschuppen und etwas Hartbrot vorlieb nehmen. Aber die Stimmung



Die sibirische Militärkapelle spielt zum Abschied auf dem Bahnhofe Tengku.

blieb frisch und vergnügt; traf doch Abends die Kunde ein, daß Tientsin zwar hart bedrängt, aber noch nicht verloren sei, und daß wir mit Tagesanbruch nach Tientsin ausbrechen würden. General Stössel hatte mit einem Teil seiner Truppen und unserer Kompagnie v. Knobelsdorff noch an diesem Abend unter teilweiser Benutzung der Bahn Tschinliantcheng erreicht und unserm Kommandeur überlassen, die weiteren Maßnahmen nach eigenem Gutdünken zu treffen. Sein und unser aller Wunsch war in erster Linie, die bedrängten Kameraden in Tientsin herauszuhauen, zumal am Tage vorher ein Versuch der Engländer und Amerikaner unter schweren Verlusten mißglückt war.

Am 22. bestiegen wir daher mit zwei Kompagnieen Russen auf dem Bahnhofe Tengku einen Zug und erreichten nach vierstündiger Eisenbahnfahrt und vierstündigem Marsch, auf welchem wir durch einen tropischen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt wurden, das Detachement des Generals Stössel, mit dem ein gemeinsames Bivak bezogen wurde. Die wenigen Kosaken, die zur Verfügung standen, hatten über den Gegner so gut wie nichts in Erfahrung bringen können, wir konnten daher ebensogut wenigen Tausenden, wie mehreren chinesischen Armeekorps gegenüberstehen, das letztere schien sogar wahrscheinlicher. In unserer rechten Flanke bewegte sich ziemlich ungeniert chinesische Kavallerie; aus chinesischen Dörfern, wie aus dem zwischen uns und Tientsin gelegenen, sehr starken Arsenal, in welchem Millionen an Kriegsmaterial aufgespeichert lagen, hatten die Patrouillen sehr lebhaftes Feuer erhalten. Die Bahnlinie Tengku-Tientsin war dergartig nachhaltig von Boyerbanden zerstört, wie es selbst unsere Eisenbahnbrigade nicht hätte besser machen können. Man denke sich in unsern Manövern ein Bivak, in welchem Proviant und Bagage vielleicht erst nach Sonnenuntergang eintreffen. Von 7 Uhr vormittags ab hatten unsere Leute, trotz der großen Anstrengungen bei glühender Hitze (29° C.), nichts in den Magen bekommen, ein Nachschub des Proviantes auf der Bahn war unmöglich — die Marine-Infanterie ist nicht wie die Armee mit einer fahrbaren großen Bagage ausgerüstet — die Hoffnung auf seine Koffer u. s. w. hatte wohl jeder von uns aufgegeben; sie kamen auch nicht in den spätern Tagen, sie wurden schließlich bei dem gänzlichen Mangel an Fuhrwerk einem englischen Transport angeschlossen und gelangten erst am 3. Juli in Tientsin in unsere Hände. Sogar der wohlberechtigte Wunsch, das Kostüm, in welchem wir von Tsingtau ausgerückt waren, wechseln zu können, erwies sich leider als unerfüllbar; man hatte im Laufe der Zeit uns nur die Krappen übrig gelassen, d. h. ein Teil der Koffer war seines Inhalts beraubt. C'est la guerre. Einen Trost hatten wir wenigstens; wir sahen später wirklich wie Feldzugsoldaten aus. Indessen alle persönlichen Bequemlichkeiten, Hunger, Durst und Unterkunft, traten in den Hintergrund vor dem einen großen Ziel: „Die Kameraden befreien und den Gegner schlagen.“

Ja, er war unterschätzt worden, der chinesische Soldat; seit dem japanisch-chinesischen Kriege, in welchem die Poppträger gewöhnlich nur die Rehrseite gezeigt hatten, hatte sich manches geändert. Deutsche Instruktoren bildeten die chinesischen Soldaten zu einer tüchtigen

Truppe heran, deutsche Fabriken versahen das chinesische Heer mit den besten, modernsten Waffen und Geschützen. Blutige Lehren mußten wir bald aus diesen Thatfachen ziehen. Wohl ein jeder ahnte auf dem Bivakplatz am 22., daß der nächste Tag die Entscheidung für Tientsin, und sei es mit noch so großen Opfern, bringen müsse.

Der Entsatz von Tientsin.

Den Bivakplatz hatte allmählich die Dunkelheit umhüllt. Da erschollen Kommandorufe in den russischen Lagern: Antreten zum Zapfenstreich und Gebet. Auch unsere Leute eilten auf den Appellplatz. Ein eigenartiges Gefühl beherrscht den Mann am Abend vor dem Gefecht. Gewaltig drang zu uns der Gesang der kräftigen russischen Kehlen herüber, wie Meeresbrausen erscholl das lang anhaltende Hurrarufen der Russen für ihren Zaren. Eiserne Stille ruhte bei dem Abendgebet über den Lagern. Und dann noch einige kurze, kernige Worte unseres Kommandeurs, ein dreifaches Hurra auf Se. Majestät mit dem Bewußtsein, morgen gilt es: zu siegen oder zu sterben. Ringsum flackerten die brennenden Dörfer, von Russen und Amerikanern in Brand gesteckt, unheimlich klang von Tientsin her Geschützdonner in die Ohren, hier und da vernahm man aus dem Vorgelände den scharfen Gewehrknall unserer Patrouillen. Unsere Seesoldaten-Kompagnieen lagen dem Gegner am nächsten, eine Kompagnie als Gefechtsvorposten, Gewehr im Arm, jederzeit schußbereit.

Noch am späten Abend war die Meldung eingegangen, daß 500 Engländer und Amerikaner unsere etwa 2000 Mann starken Streitkräfte verstärken würden. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens hatte General Stössel seine Angriffsbefehle ausgegeben, um 6 Uhr morgens wurde auf der ganzen Linie angetreten.

Wir Deutsche wollten natürlich in der vordersten Linie kämpfen, was auch der russische General dankbar annahm, indem er unserm Kommandeur den linken Flügel übergab. Der Vormarsch ging zunächst zu beiden Seiten der Bahn. Gegen 7 Uhr vernahm man auf dem rechten Flügel lebhaftes Gewehrfeuer, kurz darauf sausten die ersten Granaten durch die Luft. Die russische Infanterie hatte augenscheinlich Fühlung mit dem Gegner, welcher das Arsenal besetzt hielt, gewonnen. Um 8 Uhr morgens hatten Amerikaner und Engländer die vordersten Schützenlinien zwischen den Russen und unseren Kompagnieen verstärkt. Nach vollzogener Rechtschwenkung beteiligten sich alle Truppen an

dem Kampfe gegen den im Arsenal so gut wie völlig gedeckten Gegner. Gegen 10 Uhr vormittags gelang es der Kompagnie Gené mit einer russischen Kompagnie, bis auf 500 Meter an das Arsenal heranzukommen; sie eröffnete das Feuergefecht, das ungemein lebhaft erwidert wurde. Um 10,45 überbrachte Leutnant Eretius über die von dem Gegner unter Feuer gehaltene Eisenbahnbrücke, welche die Chinesen kurz vorher in die Luft zu sprengen versucht hatten, von dem General Stössel die Mitteilung, er wolle unter allen Umständen den Weitermarsch auf Tientsin antreten.

Da galt es nun, die bereits im Kampf stehenden Truppen vom Gegner loszulösen und diesen in Schach zu halten, bis unsere Truppen die nötige Frontveränderung vorgenommen hatten. Es war klar, daß nach dem Zurückziehen der Truppen vom rechten Flügel sich das gesamte Feuer auf den Teil vereinigen würde, der bis zuletzt liegen bleiben würde. Von diesem Standhalten hing die Ausführbarkeit der Frontveränderung und damit der Erfolg des Tages ab. Keinem unter uns konnte eine frohere Botschaft werden, als die Nachricht, daß unser Kommandeur für diesen Ehrenplatz bei dem russischen General für unsere kleine Schaar gebeten hatte. Erst um 11 Uhr vormittags konnte die russische Kompagnie und die Kompagnie Gené und v. Knobelsdorff aus dem Gefecht an das Detachement herangezogen werden. Unter dem Schutze des russischen Artilleriefeuers wurden die Kompagnieen an den Bahndamm herangezogen, wobei Hauptmann Gené, die Schützenlinie entlang gehend, anordnete, daß sämtliche Verwundeten mitgenommen würden, da bekannt war, daß die Chinesen die Verwundeten auf die furchtbarste Weise verstümmeln. Das Beispiel des Hauptmann Gené, der selbst zwei Verwundete mitschleppte, sowie das tapfere Aushalten seiner Kompagnie im heftigsten Kugelregen, machte auf das gesamte Detachement einen tiefen Eindruck. Noch während des Gefechts sprach General Stössel seine Bewunderung und seinen Dank für das todverachtende Aushalten unserer Leute aus, wodurch der Weitermarsch des Gros an dem Arsenal vorbei auf Tientsin ermöglicht und die Erreichung des Endzwecks, der Entsatz von Tientsin, näher gerückt war. — Aber dieser Erfolg war teuer erkauft. Im Kampf für die Befreiung ihrer Kameraden, für die deutsche Waffenehre, getreu dem ihrem Allerhöchsten Kriegsherrn gelobten Eid, hatten Leutnant Friedrich und acht Kameraden ihr Herzblut hergeben müssen; fern der deutschen Heimat, auf grüner Aue mußten wir sie bestatten, die wackeren deutschen Männer, die sich in

den Annalen der Marine-Infanterie ein bleibendes Denkmal gesetzt haben. 25 Mann waren außerdem verwundet und kampfunfähig geworden.

Gegen 3 Uhr nachmittags näherte sich das Detachement den Mauern von Tientsin. — Die dortige russische Besatzung ging vom Bahnhof gegen chinesische Schützen vor, die unsern Vormarsch besetzten. So unter zwei Feuer genommen, hielt der Gegner nicht mehr Stand und räumte in eiliger Flucht seine Stellung. Gegen



Der Bahnhof von Tientsin nach dem Bombardement durch die Russen.

4 Uhr nachmittags war die Vereinigung mit der Tientsiner Besatzung hergestellt, und mit endlosem Jubel wurden die Befreier begrüßt. Trotz der schweren Verluste und der ungewöhnlichen Anstrengungen — die Truppe war von 5 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags im Marsch und Gefecht bei 29° C. starkem entgegenwehenden Sandsturm, ohne Wasser und nur ein Stück Hartbrot im Brotbeutel gewesen — war die Haltung der Truppen ganz vorzüglich, weil alle das Gefühl besaßen: es gilt die Befreiung der Einwohner und Kameraden von Tientsin. Alle Bewegungen wurden wie auf dem Exerzierplatze kurz

und gewandt ausgeführt, was die russischen Kameraden zu ungeteiltem Beifall veranlaßte. Der Abend kam, der Sieg war errungen, dem Venker der Schlachten galt unser Dank. Am nächsten Tage wurde uns ein Schreiben des Chefs des Kreuzergeschwaders, Excellenz Bendemann, an unseren Kommandeur beim Appell bekannt gegeben:

„Dank Ihnen und Ihrer herrlichen Truppe für das, was Sie geleistet haben! Sagen Sie es Ihren Offizieren und Mannschaften, daß wir ihre Erfolge bewundern und ihnen von Herzen danken. Wir sind stolz auf unsere Marine-Infanterie. Den bis zum Tod Getreuen bewahren wir ein kameradschaftliches und bewunderndes Andenken.“

Brief eines deutschen Seeoffiziers.

Ein deutscher Seeoffizier veranschaulicht seine frischen Eindrücke über die Erlebnisse bei Tientsin in folgendem Briefe vom 29. Juni:

„Es wird schwer fallen, Dir einigermaßen die Eindrücke der letzten Zeit und ihre Ereignisse zu schildern. Es kam uns alles so überraschend, daß wir kaum Zeit hatten, an das Notwendigste zu denken. Am 20. Juni langten wir auf der Rheede von Taku an, wo wir bereits Kanonendonner hörten und die ersten Nachrichten erhielten, wie heldenmütig unser „Altis“ gekämpft hatte, und daß die Taku-Forts genommen waren.

Von Taku wurden wir in Booten durch einen Dampfer den Peiho aufwärts geschleppt, auf welchem unzählige Leichen schwammen. In Tengkü angelangt, trafen wir auf Truppen der Russen, Engländer, Amerikaner, Japaner. Wir rückten sofort mit 2 Kompagnieen Russen und 4 Maschinen-Gewehren zu einer Seitendeckung ab und bezogen für die Nacht Ortsunterkunft.

Unser erstes Ziel mußte der Entsatz von Tientsin sein, wo Hunderte von Kameraden einen Verzweiflungskampf kämpften. Nachdem am 20. Juni unter dem russischen General (Stoessel) eine Abteilung gegen Tientsin per Bahn abgegangen war, wurden wir am 21. früh auf der Bahn verladen und dampften mit Gott auf das Kriegstheater. Am Abend vereinigten wir uns dicht an den Thoren von Tientsin mit den Truppen des Generals Stoessel und bivakierten dicht an der von den Chinesen zerstörten Eisenbahn. Der nächste Tag sollte uns eine recht kräftige Feuertaufe bringen. Auf dem rechten Flügel rückten die Russen vor, an diese angelehnt die Amerikaner, dann folgten wir mit beiden Kompagnieen, und im zweiten Treffen links überflügelnd die Engländer, Franzosen und Italiener. Es galt in erster Linie die

Erstürmung des Arsenal's, welches jedoch so stark besetzt war, daß wir, um unnötige Verluste zu vermeiden, das Fort unbeachtet lassend, direkt auf Tientsin marschierten.

Leider kostete uns dieser Tag schwere Opfer, und waren bei einer Kompagnie 25 Prozent Verluste. Das Herz konnte einem still stehen, als man die Kompagnie sich verbluten sah. Wir haben alle die chinesischen Truppen unterschätzt; bei ihren großen Massen und bedeutenden Kriegsvorräten wissen wir noch nicht wie die Sache enden wird. Für Euch werden die Nachrichten von hier sehr beunruhigend sein, jedoch am Orte selbst wird man bald abgestumpft, und gegen einen höheren Willen kann man nichts ausrichten.

Welcher Jubel herrschte, als wir den schwer bedrängten Tientsiner Bürgern und Kameraden die Befreiung brachten. Noch am Abend vorher hatte am Bahnhof ein gewaltiger Kampf stattgefunden, der durch das energische Verhalten der Russen den Unsrigen den Sieg verlieh. Wir haben uns mit den Russen sehr angefreundet; ich glaube, das Band aus Blut, welches uns in diesen Tagen mit ihnen verbunden hat, wird auch weiterhin festgehalten werden. Offiziere und Mannschaften schlugen sich prächtig; in Freud und Leid ein wahrer Kamerad, der Russe.

Am 25. Juni erfüllten wir unsere zweite Aufgabe, indem wir in der Richtung nach Peking vorrückten und das unter Admiral Seymour in einem Fort eingeschlossene Detachement befreiten. Leider hatten wir Deutsche 11 Tote und mehrere Verwundete. Die chinesischen Forts setzten noch immer ihr Geschützfeuer fort; sie sind mit den besten modernsten Waffen ausgestattet. In unser Bivak schlugen viele Granaten ein, ohne jedoch Schaden zu verursachen. Wir verfügten leider nur über wenig Artillerie und einige Kosaken und waren anfangs in keiner beneidenswerten Lage.

Einen sehr empfindlichen Schlag brachten wir gestern den Chinesen bei durch die Einnahme des Arsenal's, wobei wir, Gott Lob, nur 3 Verwundete hatten. Es war ein vollkommenes Wunder, daß bei dem sehr starken Feuer der Chinesen die Verluste verhältnismäßig gering waren. In dem Arsenal lagen Munitionsvorräte für etwa die Hälfte der chinesischen Armee; sehr viele Gebäude, die angezündet waren, flogen in die Luft, und der Anblick dieses Feuermeeres war ein graufiger zu nennen. Der Krieg wird mit der größten Erbitterung geführt, die Dörfer in der Umgegend sind alle in Brand gesteckt; unsere Toten waren von den Chinesen oft in grausamer Weise verstümmelt.

Seit gestern sind wir in der Universität von Tientsin untergebracht; das siebentägige Bivakleben bei mangelnder Verpflegung und sehr großer Hitze hatte die Truppen stark erschöpft; die Nerven sind bei manchem stark angegriffen, und Krankheiten werden infolge der Anhäufung von Menschen kaum ausbleiben. Wenn wir unsern Gesandten und die Truppen aus Peking hier hätten, wäre manches besser; man befürchtet für sie das Schlimmste. Augenblicklich haben wir Ruhe, trotzdem die Nachricht eingegangen ist, daß drei chinesische Korps bei



Entwaffnete Chinesen vor dem eroberten Fort bei Tientsin.

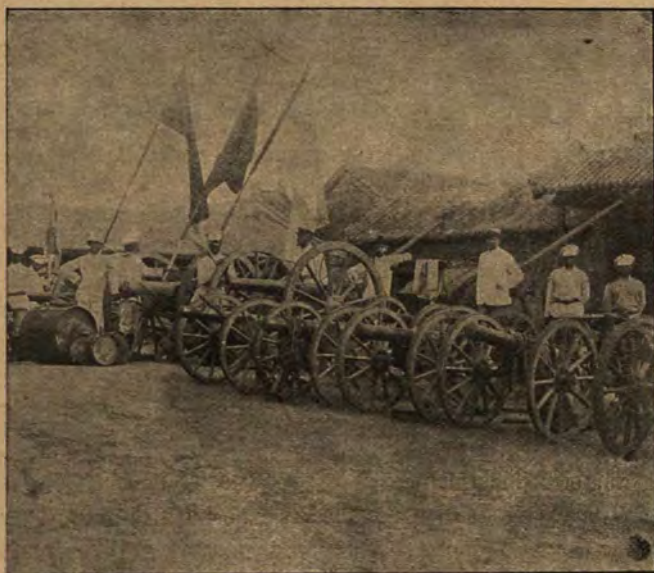
Peking stehen. Vor dem Eintreffen von Verstärkungen kann ein Weitermarsch kaum mit Aussicht auf Erfolg bewerkstelligt werden, und wer weiß, welches Hindernis unsern Operationen die Regenperiode bereitet.

Unser Gepäck war bis jetzt noch nicht angekommen: ich wandte also seit dem 20. Juni in denselben Sachen, und Du kannst Dir wohl eine Vorstellung machen, wie wir aussehen. Leider bin ich so abgespant, daß ich Ausführliches nicht zu schreiben vermag. Da ich kein Pferd hatte, mußte ich alle Strapazen zu Fuß mitmachen. Unsere Leute haben sich vorzüglich gehalten und sind von den Russen vergöttert worden."

Einzelheiten über die Erstürmung des Arsenalz von Tientsin.

Der Brief eines Mitkämpfers, eines aus Spandau gebürtigen Seesoldaten des 3. Seebataillons, den dieser aus Tsingtau an seine Eltern gesandt hat, schildert die Erstürmung des Arsenalz von Tientsin in folgender Weise:

„Wir sind wieder glücklich in Tsingtau angekommen, aber wir haben furchtbare Strapazen durchgemacht. Die Hitze war nicht mehr



Russische Infanterie mit eroberten Geschützen im Lutaifort bei Tientsin.

zum Aushalten, und es gab keinen Tropfen Wasser, und wenn welches da war, war es vergiftet. Gepäck hatte mit Patronen im ganzen ein Gewicht von 80 Pfd. 195 Patronen und Schanzzeug hing an den Hüften, das hat furchtbar gedrückt. Am 23. Juni hatten wir das erste Gefecht am Arsenal bei Tientsin. Die Kugeln sind geflogen wie die Mücken so dicht; da hatten wir 9 Tote, 17 Verwundete. Dann ging weiter nach der Stadt Tientsin, aber alles von Chinesen besetzt. Da machten die russischen Kosaken einen Sturmangriff und sind auch glücklich durchgekommen. Nun konnten wir auch nach Tientsin hinein.

Da lagen wir denn 4 Tage. Ein Staub war es, nicht zum Aushalten. Dann kamen die Granaten und Schrapnells geflogen, direkt ins Lager, wo wir lagen; sofort gieng an die Gewehre. Die russische Artillerie und englische mit Maschinengewehren fuhren auf den Höhen auf; wir reinigten noch rasch unsere Gewehre und dann gieng wieder ins Gefecht; um 11 Uhr rückten wir auf 1200 Meter vor, Russen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Singhalesen, Japaner und Deutsche, alles in einer Schützenlinie. Dann wurde geschossen auf das Arsenal. Dies ist eine Festung mit hohen Wällen und Gesträuch. Kein Chinese war zu sehen, aber geschossen haben sie furchtbar. Ein Schnellfeuer empfing uns, das war ein Pfeifen, und die Granaten platzten, aber alle zu weit . . . Liebe Eltern, könnt Ihr Euch denken, wie einem zu Mute ist, wenn Kugeln um die Ohren pfeifen und bei uns einschlagen? . . . Dann gieng im Schritt vor bis auf 800 Meter. Auf einmal gieng die Munitionsfabrik in die Luft. — Die Engländer hatten sie in die Luft geschossen. — Dann gieng auf 600 Meter, dann auf 400, dann auf 250. Dasselbe furchtbare Schnellfeuer empfing uns, aber immer vorwärts. Wie wir näher kamen, fiel kein Schuß mehr, die Chinesen waren alle ausgerissen; nur etliche waren noch da, die die Minen anzünden wollten. Eine gieng los, aber hat nichts gemacht. . . Ich war auf dem linken Flügel und sah einen Chinesen vom Wall mit einer Lunte kommen, den schoß ich sofort nieder. Dann wurden die Seitengewehre aufgepflanzt, und es gieng mit Hurra auf die Wälle; ein Maschinengewehr wurde rasch aufgestellt, und dann Salven auf die Chinesen, welche flohen. Hunderte von Chinesen lagen auf dem Felde, wir hatten nur 3 Verwundete. Erbeutet haben wir 2 Fahnen und 2 Geschütze — sämtliche Geschütze von Krupp — Munition hatten sie für 4 Jahre genug. Dann hatten die Chinesen in einem Fort unsere Matrosen eingeschlossen, die holten wir auch ab, da hatten wir auch wieder den Kugelregen. Die Chinesen haben überall Forts, von wo aus sie schießen. Aber da hatten wir keine Verwundeten. Alle Chinesen sind hier Soldaten und nach deutschem Stil ausgebildet. Wasser hatten wir aus dem Peiho, einem Fluß, wo alles von Reichen schwamm. Das war ein Hurrarufen, als wir in Tientsin eingezogen sind, aber wir mußten wieder nach Tsingtau zurück; denn es ist nicht mehr geheuer dort. Na, aber mager sind wir alle furchtbar geworden! Ich kann leider nicht mehr schreiben, und wir wollen uns nun ausruhen.“

Deutsche Verluste.

Die amtliche Verlustliste vom 4. Juli zählt folgende Verwundete:

Besatzung S. M. S. „Hertha“. Schwer verwundet: Matrosen Obermann und Gutschmidt; leicht verwundet: Kapitän z. S. v. Usedom, Leutnant v. Wolf, Obermaat Welle, Matrose Gansow, Obermatrosen Schings und Henning, Matrosen Jeka, Klarenaar, Hueet, Steppon, Goepel, Oberbootsmannsmaat Fechner, Bootsmannsmaate Naunheim und Käßler, Obermatrosen Petersen und Jepp, Matrosen Hennessen, Spelter und Bach, Heizer Fattiger.

Besatzung S. M. S. „Hansa“. Schwer verwundet: Kapitänleutnant Schlieper, Leutnant Pfeiffer, Obersanitätsmaat Buermann, Feuerwerksmaat Hellwig, Matrosen Tusch und Auerhof. Leicht verwundet: Oberleutnant v. Jerssen, Matrosen Duesterbeck, Lohmüller, Lehmann, Hoeyer, Biemann, Kaiser, Giese, Madlener, Scheibe, Klug, Baesack, Daniels und Broening, Oberheizer Andersen, Torpedopheizer Guertler, Heizer Dambacher.

Besatzung S. M. S. „Kaiserin Augusta“. Schwer verwundet: Matrosen Froehlich und Koehl, Bootsmannsmaat Eckardt. Leicht verwundet: Obermatrosen Breiser, Gelinski, Kleemann, Weise und Hofleit, Torpedomatrosen Bochen, Doge, Matrosen Hermanns, Pfeiffer, Durst, Muskewig und Duhnke.

Besatzung S. M. S. „Gefion“. Schwer verwundet: Oberleutnant v. Krohn, Oberleutnant Lustig, Obermatrose Zimmermann, Matrosen Jansen und Hamn, Heizer Otto. Leicht verwundet: Bootsmannsmaat Raap, Obermatrose Koburg, Matrosen Minnow, Wachsmund und Bonk.

Besatzung S. M. S. „Itis“. Schwer verwundet: Korvettenkapitän Lans, Obermatrose Splinter, Matrose Schoppengerd, Berichterstatter Harrings. Leicht verwundet: Obermatrose Homann, Matrosen Kent und Schweizer.

Vom 3. Seebataillon. Schwer verwundet: Gefreiter Schmiedehausen, Seesoldaten Kupfer, Jost, Richter II. Leicht verwundet, meist geheilt: Feldwebel Klein, Unteroffizier Schulze, Gefreite Zander, Scherer und Meinecke; Seesoldaten Beig, Stephan, Holz, Deyler, Trapproth, Gehrke, Müller VII., Cords, Kappler, Rott II., Strasser, Müller II., Wacker, Pfisterer, Bellstedt, Heißmann, Dietrich, Mattern, Schreiber und Brand.

Die völlige Eroberung von Tientsin.

Militärischer Bericht.

Wir hatten bereits mitgeteilt, daß das Expeditionskorps Seymours und das zu seinem Entsatz gesandte und glücklich eingetroffene internationale Entsatzkorps sich zu schwach fühlten, um die ganze Stadt Tientsin zu halten und daß man sich aus diesem Grunde zunächst auf die Verteidigung des Fremdenviertels beschränkte. Es entspannen sich daher weitere hartnäckige Kämpfe um die eigentliche Chinesenstadt, wobei die Boxer meist das Beschießen aus ihren weittragenden modernen Geschützen dem Nahangriff mit der Waffe vorzogen.

Über den Gesamtverlauf der Kämpfe bis zum 18. Juli bringt das „M. W. B.“ folgenden klaren Überblick:

Zunächst zeigte es sich in Tientsin, daß der Mißerfolg Lord Seymours das offensive Auftreten der Aufständischen und der mit ihnen sich verbündenden chinesischen Truppen ungemein gestärkt hatte. Dazu kamen die Anfang Juli aus Peking eintreffenden Nachrichten, welche die Ermordung des deutschen Gesandten (auf die wir später kommen) bestätigten und hervorhoben, daß alle Fremden nach Niederbrennung einiger anderer Gesandtschaften in der englischen Gesandtschaft eingeschlossen seien und bekämpft würden, während nur das deutsche Detachement mit einigen teilweise den Chinesen abgenommenen Geschützen ein benachbartes Stadthor halte. Daß die in Tientsin vorhandenen Truppen der verbündeten Mächte, deren Zahl auf gegen 16 000 angegeben wurde, selbst unter diesen dringend Hilfe erheischenden Verhältnissen zunächst noch einen wiederholten Versuch zum Vormarsch auf Peking unterlassen mußten und Mühe hatten, sich in Tientsin gegen die fortgesetzten Angriffe selbst zu behaupten, steigerte die Kampflust und den Fanatismus der Aufständischen um so mehr, als angeblich auch General Nieh mit zahlreichen chinesischen Truppen im Anmarsch war, um in den Kampf gegen die Fremden einzugreifen.



Gruppe aus Poatingfu vor den Boxern geflüchteter Europäer.

Trotz des Erfolges, den die Verbündeten am 30. Juni mit der Festsetzung in einem Teil der Chinesenstadt errungen hatten, dauerten die Feindseligkeiten und Kämpfe innerhalb der Stadt in erhöhtem Maße fort, und auch außerhalb der Ringmauer wurden Vorbereitungen zu einer systematischen Beschießung der in Händen der verbündeten Truppen befindlichen Stadtteile getroffen. Die Lage der Verbündeten wurde unter solchen Verhältnissen um so mißlicher, als auch die Verbindung mit Taku und dadurch der Munitionsnachschub von den Chinesen fast vollständig beherrscht wurde und mangels eines gemeinschaftlichen Oberbefehls und bei der Sprachverschiedenheit der einzelnen Kontingente die einheitliche Leitung ihrer Bewegungen und Kämpfe außerordentlich erschwert war.

Am 1. Juli unternahmen die Russen, die das am 28. Juni eroberte Ostarsenal noch besetzt hielten, von der Fremdenniederlassung aus eine Erkundung in Richtung gegen den Bahnhof und das Zwischengelände zwischen diesem und dem Ostarsenal. Während sie dort auf eine starke Verteidigungsstellung der Chinesen in der Eingeborenenstadt stießen, wurden sie hier durch einen Flankenstoß der Chinesen gegen die in Höhe der französischen Kolonie die beiden Peiho-Ufer verbindende Pontonbrücke zurückgedrängt. Durch das Eingreifen der übrigen Kontingente einerseits, der von den Wällen der Tatarenstadt die verbündeten Truppen beschießenden chinesischen Geschütze andererseits entwickelte sich ein heftiger Kampf, der bis zum späten Nachmittage währte und mit dem Rückzuge der Chinesen endete.

Von diesem Tage an wurde die Stellung der Verbündeten nahezu unter fortwährendem Feuer gehalten, so daß der nicht waffentragende Teil der Fremdenkolonie Deckung in den Kellern der Stadthalle und des Astor-Hotels suchen mußte. Trotz der geringen Verluste, welche das feindliche Feuer infolge dieser Maßnahme herbeiführte, bewies es doch die außerordentlich geschickte und sichere Bedienung der chinesischen Geschütze, die nicht allein infolge ihrer bedeutenden Überzahl, sondern auch wegen ihrer besseren Konstruktion über die verfügbaren Geschütze der Verbündeten die Oberhand behielten. Ein Angriff japanischer Infanterie mit einer Gebirgsbatterie und russischen Schützen gegen eine feindliche Batterie am 4. Juli hatte keinen Erfolg. Einzelne Schiffsgeschütze, durch welche die von den Russen eingenommene Stellung in der Nähe des Bahnhofes verstärkt worden war, mußten unter der Wirkung des feindlichen Feuers ihre Thätigkeit einstellen. Doch gelang es an diesem Tage, die Kranken und Verwundeten, die zum

größten Teile noch von dem Vorstoße Lord Seymours herrührten, wenn auch unter schwerer Gefährdung auf dem Peiho nach Taku zurückzubringen.

Auch vom 5. bis zum 8. Juli wurde die Fremdenniederlassung unausgesetzt von den chinesischen Battereien am Westarsenal, auf den Wällen der Tatarenstadt und im Norden von Tientsin beschossen. Ein am 6. mit zwei Feldbatterien ausgeführter Angriff gewann besondere Bedeutung, indem die Angriffskolonnen Teile der Fremdenniederlassung bedrohte, die bisher unter dem Feuer der schweren Geschütze weniger gelitten hatten. Es gelang jedoch der Artillerie der verbündeten Truppen, den Gegner in achttündigem Kampfe zurückzuwerfen. Außerdem erfuhr die allerdings unter dem niederen Wasserstand des Peiho leidende Wasserverbindung zwischen Tientsin und Taku durch Besetzung eines Forts etwas größere Sicherheit. Die Bahnverbindung war dagegen nur bis Da-tschy-gu (etwa 5 km südöstlich von Tientsin) hergestellt und überdies von den Chinesen außerordentlich gefährdet. Das Eintreffen eines amerikanischen Transportdampfers mit 1200 Mann am 6., eines französischen mit 1400 Mann und einer Feldbatterie am 7. Juli brachte der durch die Gefechtsverluste geschwächten und durch die andauernden Kämpfe ermüdeten Besatzung zwar willkommene Verstärkung; dennoch erschien es auch am 8. noch außerordentlich zweifelhaft, ob sie sich den fortgesetzten Angriffen der Chinesen gegenüber noch lange behaupten könne. Weitere Verstärkungen durch japanische und russische Truppensendungen und einen Transport Amerikaner standen allerdings zu erwarten; dennoch lagen die Dinge so, daß die Familien der Fremden in Tientsin zu Wasser nach Taku flüchteten, und daß man es schmerzlich empfand, daß auch die letzte Kompagnie des 3. deutschen Seebataillons nach Tsingtau zurückgezogen worden war, da dort alle Anzeichen auf einen baldigen Ausbruch von Unruhen deuteten. Deutschland war sonach an den weiteren Ereignissen in Tientsin nur noch mit dem Landungsdetachement unter Kapitän v. Usedom vertreten.

Auch am 9. wurde die Fremdenniederlassung heftig beschossen, wobei sich die Wirkung zweier Batterien, die südlich von Tientsin außerhalb der Ringmauer angelegt worden waren, besonders fühlbar machte. Die Bewegungen einer gegen die Fremdenstadt vordringenden Kolonne rief jedoch einen Gegenangriff der Japaner und Russen hervor, bei dem die Chinesen erhebliche Verluste erlitten und sieben Geschütze verloren. Dieser Erfolg scheint eine rückdämmende Wirkung

auf die Angriffsunternehmungen der Chinesen gehabt zu haben, da sie sich in den folgenden Tagen fast ausschließlich mit der Beschießung der Fremdeniederlassung begnügten.

Das Eintreffen weiterer russischer Verstärkungen unter General Alexejew brachte neues Leben in die Kämpfe. Sie griffen am 13. früh die Chinesenstadt und die schweren Geschütze der Chinesen östlich des Bahnhofes gemeinschaftlich an. Über den Verlauf des Kampfes liegt folgende Meldung des Chefs des deutschen Kreuzergeschwaders vor: „Am 13. Juli morgens haben zwölf russische und zwei deutsche Kompagnieen, sowie zwei russische Feldbatterieen und eine französische



Deutsche Matrosenabteilung bei der Aufstellung eines Geschützes.

Gebirgsbatterie die chinesische Nordoststellung bei Tientsin nördlich vom Lutai-Kanal im Osten flankiert, aufgerollt und zwölf Geschütze genommen, sowie zwei Magazine in die Luft gesprengt. Nach einer Mitteilung des russischen Generals nahmen die Deutschen die Geschütze und sprengten die zwei Magazine in die Luft. Nach dessen weiteren Mitteilungen haben die Deutschen als Avantgarde unter dem Befehl des Kapitänleutnant Weniger hervorragend gekämpft. Ihre Verluste betragen 6 Verwundete (darunter Leutnant Wolff). Gleichzeitig wurde von 3 amerikanischen Bataillonen, 700 Engländern, 200 Japanern, 200 Franzosen und 50 Österreichern vom Westen her das (West) Arsenal und die Chinesenstadt angegriffen. Der Kampf dauerte unter



Vor dem Thor des Yamens der deutschen Gesandtschaft in Peking.

schweren Verlusten bis Abend und ohne bleibenden Erfolg. Die Chinesen widerstanden hartnäckig. Um 9 Uhr abends traten die Verbündeten, im Westen stark erschöpft, den Rückzug an. Sie wurden nachts durch zwei deutsche Kompagnieen verstärkt. Der Gesamtverlust der Verbündeten betrug 775 Mann.

Diese Meldung wurde dann noch auf Grund von Mitteilungen des das deutsche Kontingent in Tientsin befehlighenden Kapitäns z. S. v. Usedom in einigen wichtigen Punkten ergänzt und hierbei hervorgehoben, daß die Kompagnieen Weddig von „Gefion“ und „Irene“ und Kopp von „Kaiserin Augusta“ unter Befehl Wenigers am Angriff



Ein von deutschen Truppen im Westarsenal erobertes Geschütz.

beteiligt waren, v. Usedom selbst sich beim Stabe Alexejew befand, daß das schnelle sprungweise Vorgehen der Deutschen der Grund ihrer geringen Verluste sei und daß der bei einer Explosion leicht verwundete General Stössel, der bei allen Kämpfen um Tientsin die Russen und Deutschen hervorragend führte, unseren Matrosen das Zeugnis ausstellte, er habe nie bessere Soldaten gesehen, als sie. Gleichzeitig wurde bestätigt, daß der Ausfall des Kampfes vom 13. Juli auch bei der gegen das Westarsenal vorgebrungenen Kolonne einen weit besseren Ausgang hatte, als in dem ersten Telegramm des Vizeadmirals Bendemann angedeutet war.

Thatsächlich war es den dort kämpfenden verbündeten Truppen gelungen, nach dreistündigem außerordentlich schwerem und erbittertem

Kampf das Westarsenal hauptsächlich infolge der Wirkung der japanischen, englischen und französischen Feldartillerie und der britischen Maschinengeschütze wegzunehmen und in vereintem Angriff, wobei die Amerikaner, Franzosen, Japaner und Walisischen Füsilier in erster Linie kämpften, die übrigen Engländer als Reserve folgten, gegen die Tatarenstadt vorzudringen. Die japanische Infanterie und Artillerie, unterstützt von den übrigen Truppen, gelangte bis an die Wälle, mußte aber infolge der vorgeschrittenen Tageszeit und großer Ermüdung von einem sofortigen Sturme absehen. Man lagerte während der Nacht auf dem in hartem Kampfe errungenen Boden und nahm am 14. morgens bei Tagesanbruch den Kampf neuerdings auf. Es gelang den Japanern, eines der Thore zu sprengen; und durch dieses sowie über eine in die Mauer geschossene Bresche ergoß sich nun der Angriff der Verbündeten, der nicht mehr auf einen lebhaften Widerstand stieß. Die Verfolgung der nach Norden zurückflutenden Boyer und chinesischen Truppen scheint jedoch wegen des Umstandes, daß den Verbündeten an Kavallerie nur eine geringe Zahl von Kosaken zur Verfügung stand und daß die Chinesen das den Rückzug nach Norden deckende Nordostlager noch in Händen hatten, nicht über das Stadtgebiet hinausgegriffen zu haben.

An der Erstürmung der Tatarenstadt nahmen die Deutschen keinen Anteil. Zwei deutsche Reserve-Kompagnieen, die unter Befehl des Kapitäns v. Uedom zur Verstärkung des Angriffs bereit gestellt waren, fanden die Stadt bereits den Flammen und der Zerstörung preisgegeben: sie wurden deshalb gegen die äußeren Teile der Chinesenstadt zurückgezogen. Dieser unmittelbar nach dem Angriff der Verbündeten festgestellte Brand und die Zerstörung der Tatarenstadt im Verein mit dem geringen Widerstand, den die Chinesen an ihren Wällen am 14. morgens noch leisteten, legen die Vermutung nahe, daß die Boyer selbst, nachdem sie den Entschluß zum Rückzuge gefaßt hatten, sich der Zerstörung der Stadt als Mittel bedienten, um sich vor Verfolgung zu schützen.

Am 14. Juli nachmittags kämpften die Russen noch um den Besitz des Nordostlagers; am 15. morgens konnten sie aber auch hier als Sieger ihre Fahnen aufpflanzen. Am 18. besetzten sie überdies ohne Kampf das Arsenal von Hsi-ku, wodurch Tientsin mit seinen sämtlichen Befestigungen in den Händen der Verbündeten war — ein Erfolg, dem sowohl in militärischer wie in moralischer Beziehung eine außerordentliche Tragweite beizumessen ist.

Plünderung in Tientsin.

Die Stadt Tientsin selber hatte unter diesen Kämpfen natürlich schwer zu leiden. Noch schlimmer für sie war, daß die Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen nach der Eroberung ihren Mannschaften offiziell gestatteten einen halben Tag zu plündern, was natürlich bald zu einem barbarischen Vandalismus ausartete, an welchem Treiben sich auch bald der Civil-Mob in weitestem Maße beteiligte; es ging soweit, daß auch die Europäerniederlassungen von der Soldateska verwüstet und beraubt wurden.

Den deutschen Truppen war selbstverständlich weder Erlaubnis noch Gelegenheit gegeben, an dem Treiben teilzunehmen, so daß sie kein Vorwurf treffen kann. Ein Brief an den „Ostasiat. Lloyd“ schildert die Ereignisse vom 16. und 17. Juli in ihrer ganzen Brutalität:

„Sofort nach Besetzung der Chinesenstadt sah man Leute, die während des Bombardements nur in den tiefsten Kellern zu finden gewesen waren, dorthin ziehen und schwer beladen mit Beute aller Art, namentlich aber Silber-Sycees heimkommen. Die Freude dauerte indessen nicht lange. Bailie, der englische Oberstkommandierende in der Stadt, nahm den Räubern alles schnellstens wieder ab. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Hand gerührt, in Zeiten, als die Lage für uns alle recht gefährlich war; das hinderte sie aber nicht, sich an der Plünderung zu beteiligen und dabei gründliche Beute zu machen. Alles ihnen wieder abgenommene Geld und Silber fällt dem Kriegsfonds zu. Das Abnehmen war übrigens sehr einfach. Ehe man sich dessen versah, erschien Kapitän Bailie mit den Worten: „Everybody in this place is arrested“. Dann wurden Thüren und Thore besetzt und gründliche Haussuchung vorgenommen. Am meisten enttäuscht war ein englischer Berichterstatter, der sich Sycees im Werte von 28000 Tael mühsam herbeigeschleppt hatte. Heute tritt in dieser Sache ein Kriegsgericht zusammen. Sonst kann ich nicht viel berichten. Es brennt rings umher, wohin man auch sein Auge wendet. Auch ein Teil der Chinesenstadt steht bereits in Flammen. Die Luft ist ganz entsetzlich. Zu der ganz enormen Hitze kommen noch die üblen Gerüche der Leichen und des Feuers. In unserem Bureau sieht es wüst aus. Ich kann kein Geldspind öffnen, da alle Griffe abgehauen und die Spinde selbst umgeworfen sind. Die sämtlichen deutschen in der französischen Niederlassung ansässigen Firmen haben nach Rücksprache mit dem deutschen Konsul durch ihn ein Schreiben an den

französischen Generalkonsul gerichtet, in dem sie Schadenersatz beanspruchen.“

Am folgenden Tage fährt der Briefschreiber fort:

„Ich schrieb Ihnen gestern Morgen und muß Ihnen heute die traurige Mitteilung machen, daß inzwischen unser ganzes Haus vollständig von den russischen und französischen Soldaten ausgeraubt, und alles Mobiliar gewaltsam demoliert worden ist. Alle Geldspinde sind erbrochen, und ich bin jetzt bemüht, wenigstens unsere Bücher zu retten. Vom französischen Konsul war keine Hilfe zu erlangen; und der deutsche und der russische konnten nichts machen. Konsul Dr. Zimmermann hat sich aber die zerstörten Plätze angesehen und ist dann persönlich zu Comte du Chaylard gegangen, der ihm versicherte, daß die Ansprüche der deutschen Firmen, falls sie von ihm (dem deutschen Konsul) gegengezeichnet würden, genau in derselben Weise von du Chaylard bei seiner Regierung vertreten werden würden, als kämen sie von französischen Firmen.“

Damit waren jedoch die Leiden für die Stadt noch nicht erschöpft, denn die Operationen der Verbündeten fanden durch die elende Befestigung des Geländes, dessen Engen die Boxer von festen Stellungen aus mit vorzüglichen Geschützen bestrichen, einen Stillstand. Alle Vorstöße der Verbündeten in den letzten Julitagen waren erfolglos.

Am 30. Juli rückten 4000 Japaner 5000 Yards auf dem linken Peiho-Ufer vor und griffen die dortige Stellung der Chinesen an. Sie mußten sich jedoch nach Tsiku zurückziehen, überschritten den Fluß und attackierten die feindliche Position bei Munchuachuang. Auch hier prallte ihr Angriff an überlegenem chinesischen Artilleriefeuer ab. Die Japaner verloren 29 Mann. Der Versuch der Russen, die Pontonbrücke über den Lutai kanal zu nehmen, scheiterte ebenfalls. Der Feind war gut verschanzt und hatte vortreffliche Geschütze. Die Verbündeten machten jetzt eine umfassende Bewegung nach Nordosten. Aber schon meldeten weitere Nachrichten den noch bei Tientsin stehenden Verbündeten, daß eine starke, aus Boxern und kaiserlichen Truppen gemischte Streitmacht von Süden her die Verbindungslinie der vereinigten Kontingente bedrohe. Ja, Anfang August hatten sich die Boxer von den Schlägen soweit erholt, daß sie wieder zur energischen Offensive übergehen konnten. Am 1. August machten sie sogar einen Vorstoß auf Tientsin und eroberten im Laufe des Nachmittags nach sechsstündigem Kampfe einen Teil des Chinesen-Viertels zurück, von wo aus sie die Fremdenniederlassung beschießen konnten.

Einzelheiten aus englischen Berichten.

Zur Ergänzung des vorher mitgetheilten deutschen militärischen Berichts entnehmen wir noch folgende englische Angaben, die theils aus Privatnachrichten, theils aus offiziellen Depeschen des Admiral Seymour geschöpft sind.

Vom 4. Juli berichtete Seymour: Die Chinesen beschossen gestern den ganzen Tag die Fremdenniederlassungen. Über 150 Geschosse fielen innerhalb des Fremdenviertels nieder. Viele Häuser wurden teilweise zerstört, aber es sind nur wenige Menschenverluste zu beklagen. Die Civilisten, die Frauen und Kinder erhielten den Befehl, in den



Deutsches Maxim-Geschütz.

Kellern der Stadthalle und des Astor-Hotels Schutz zu suchen. Drei Kompagnieen japanischer Infanterie mit einer Gebirgsbatterie und einige russische Schützen griffen die chinesischen Geschütze an, jedoch mit geringem Erfolg. Ein Zwölfpfünder vom Kriegsschiff „Terrible“ trat darauf bei der Eisenbahnstation in Thätigkeit. Der Feind nahm denselben unter Feuer und traf ihn mit zwei Geschossen, wodurch die Lafette leicht beschädigt und ein Matrose verwundet wurde. Das Geschütz wurde zurückgezogen und durch ein französisches ersetzt. Das nächste chinesische Geschöß plakte mitten in der Geschützaufstellung und verwundete drei Mann von der Bedienung. Die chinesische Artillerie feuerte gleichmäßig gut. Die Japaner verloren 1 Offizier und 2 Mann

tot, 20 Mann verwundet; die russischen Verluste sind unbestimmt, ebenso die chinesischen. Es werden Anstalten getroffen, die Frauen und Kinder nach Taku und von dort nach Tschifu und Japan zu senden.

Eine englische Privatdepesche vom 7. Juli lautet: Die Chinesen erhielten Verstärkungen und brachten neue Geschütze in Aktion. Ihre Kühnheit ist im Wachsen, und ihre Geschicklichkeit überrascht. In der Nacht zum 6. Juli gegen 11 Uhr machte der Feind einen sehr heftigen Angriff und versuchte, sich der Nordbrücke zu bemächtigen, die von den Franzosen und Russen gehalten war. Diesen gelang es, durch ein lebhaftes Gewehrfeuer und mit Hilfe von Maxim-Geschützen die Chinesen unter schweren Verlusten zurückzuschlagen. Um 2 Uhr morgens wiederholten die Chinesen den Angriff, zogen sich aber nach zweistündigem Artilleriegefecht nach der Eingeborenenstadt zurück. Am nächsten Morgen begann die chinesische Artillerie das Bombardement aufs neue, die Russen erwiderten, ohne aber die chinesischen Geschütze zum Schweigen zu bringen. Das Gefecht dauerte vier Stunden, und viele Häuser des Fremden-Viertels wurden demoliert. Bei einer Konferenz der vereinigten Kommandeure wurde dann beschlossen, den Versuch zu machen, die Chinesen aus ihren Stellungen zu verdrängen. Infolgedessen rückten gegen Mittag französische Marinetruppen, zwei japanische Batterien, eine Kompagnie Russen und das britische Kontingent mit Schiffsgeschützen aus und griffen die Chinesen an, die sich zwischen der Eisenbahnstation und der Eingeborenenstadt stark verschanzt hatten. Nach fünfstündigem Gefecht, bei dem die Chinesen acht vortrefflich bediente Geschütze in Aktion gebracht hatten, mußte sich die vereinigte Streitmacht zurückziehen. Es ist unmöglich, die Schwierigkeiten der Aufgabe zu überschätzen, die jetzt die Truppen der vereinigten Mächte erwartet. Das Regenwetter erschwert bedenklich jeden Transport, und Nachschub ist nur unter den größten Schwierigkeiten möglich. Die Eisenbahnlinie Tientsin-Peking ist nur bis drei Kilometer hinter Tientsin offen. Der Mangel an starker Artillerie macht sich stündlich mehr bemerkbar.

Recht bedeutend waren die Kämpfe am 9. Juli. Admiral Seymour berichtete darüber: „Heute Nachmittag um 4 Uhr griffen wir die feindliche Stellung südwestlich der Fremdenniederlassungen an. Durch eine Flankenbewegung zwang das japanische Kontingent die Chinesen zum Rückzug und nahm ihnen vier Geschütze ab. Verfolgung durch Kavallerie vervollständigte die Niederlage. Viele Boxer sowohl wie

Soldaten wurden getötet. Darauf begannen die vereinigten Truppen das westliche Arsenal zu beschießen und nahmen es ein, da es jedoch auf die Dauer nicht hätte gehalten werden können, wurde es niedergebrannt. Im Arsenal wurden zwei Kanonen erobert. Der feindliche Gesamtverlust an Toten allein beträgt 350, unsere Verluste sind gering, aber noch nicht genau zu beziffern.“

Weitere Telegramme berichteten dann, daß bei diesem Kampfe den Japanern das Hauptverdienst zufiel: „Die Chinesen hielten ihre Gefechtslinie halbkreisförmig von Nordosten nach Südwesten ausgedehnt, das Centrum der Fremdeniederlassung gegenüber dem Lutai-Kanal als Stützpunkt der Linken, die Rennbahn als Stützpunkt der rechten Flanke benutzend. General Fukushima dirigierte unter Assistenz des Oberst Dornward die Operationen der alliierten Truppen. Die japanische Kavallerie that ganz ausgezeichnete Rundschafterdienste, auch im Angriff war sie großartig, während die japanische Artillerie und Infanterie große Beweglichkeit zeigten. Das Resultat des Kampfes war eine Erleichterung des Druckes auf unsere linke Flanke. Auf der rechten erreichten wir nichts.“

In Übereinstimmung damit meldete eine andere englische Depesche: „Die Chinesen unterhielten gestern Nachmittag ein furchtbares Bombardement, welches sich namentlich gegen die Baracken der Verbündeten und das Hauptquartier richtete. Eine Granate fiel in eine britische Baracke, tötete einen Mann und verwundete zwei. In der Nacht erfolgte ein heftiger Infanterie-Angriff auf den nordwestlichen Teil der Fremdeniederlassung, den die Japaner abwießen. Britische und angloasiatische Artillerie, Infanterie und Seesoldaten mit deutscher und japanischer Infanterie und Kavallerie und einer Abteilung japanischer reitender Artillerie, insgesamt 2000 Mann, gingen dann nach Südwesten vor, schwenkten darauf nach Norden und zersprengten den Feind vollständig, obwohl derselbe zweimal heftigen Widerstand zu leisten versuchte. Die japanische, angloasiatische und britische Artillerie beschloß sodann das West-Arsenal, welches von den Japanern erstürmt, später aber wieder aufgegeben wurde. 400 Chinesen wurden getötet und sechs Geschütze erbeutet.“

Zwei Tage später kam es schon wieder zum Kampfe, worüber der Admiral depeescherte: „Am 11. Juli morgens um 3 Uhr machten die Chinesen in großer Anzahl einen sehr energischen Angriff auf den Bahnhof. Sie konnten zwar nach dreistündigem Kampfe um 6 Uhr zurückgetrieben werden, allein mit einem Verlust unsererseits von

150 Toten und Verwundeten. Der feindliche Verlust ist nicht genau bekannt, wohl aber sehr schwer. Mittags beschoß französische und englische Artillerie die Forts, wobei eines, samt einer als Signalturm benutzten Pagode, in Trümmer geschossen wurde. Inzwischen sind 1500 Mann amerikanische Verstärkungen angelangt."

Damit hatte die Mitwirkung Seymours an den Kämpfen um Tientsin ihr Ende erreicht. Der „Times“-Berichterstatter meldete am folgenden Tage: „Admiral Seymour, sein Stab und die Mannschaft des „Centurio“, die von 392 auf 304 zusammengeschmolzen ist, haben Tientsin verlassen.“



Artillerie-Lager in Tsingtau.

Die Rückkehr des III. Seebataillons nach Tsingtau.

Auch die dem deutschen Entsatzkorps angehörenden Truppen wurden nach Kiautschou zurückberufen.

Als die tapferen Truppen des III. Seebataillons nach den schweren Kämpfen bei Tientsin nach Kiautschou zurückkehrten, um dort gegen etwaige Ausbrüche des chinesischen Fremdenhasses auf der Wacht zu stehen, wurde ihnen von den zurückgebliebenen Offizieren und Kameraden ein ebenso herzlicher wie ehrenvoller Empfang bereitet. Zunächst wurde ein feierlicher Feldgottesdienst abgehalten. Nach dessen Beendigung nahm der Gouverneur Jaesche das Wort zu einer Ansprache, in der er, dem Ostasiatischen Lloyd zufolge, nach einem kurzen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Zeit ausführte:

Jeder wäre gern mitgegangen, das weiß ich; die Zurückbleibenden sahen euch 240, die ihr den vorausgegangenen 75 nacheilte, mit Neid ziehen. Euch war die Ehre anvertraut, die Besatzung der Kolonie und euren Marineteil zu vertreten, und wir können stolz darauf sein, wie ihr uns vertreten habt. Trotzdem viele von euch junge Soldaten waren, so habt ihr euch nach Aussage eures Führers gehalten, wie



Chinesische Küche vor einer deutschen Kompagnie-Küche.

alte. Ihr habt in den schweren 14 Tagen so oft im Feuer gestanden, wie manche Truppe im ganzen Kriege 1870/71 nicht und seid dabei vorwärts gegangen wie auf dem Exerzierplatz. Eine unverhältnismäßig große Zahl von euch ist dabei auf dem Platze geblieben, ein Zeichen, daß der Gegner bei weitem nicht so zu verachten war, wie bisher angenommen wurde. Das Opfer an jungem Leben und vielem Blute

wird auch in diesem Falle nicht vergeblich sein. Es hat uns ein Unrecht gesichert auf die Beteiligung an den Vorteilen, welche der endgültige Ausgang des Kampfes den zivilisierten Nationen, die daran beteiligt sind, bringen muß, es hat der Welt gezeigt, daß der Soldatengeist in unserm Volke noch ebenso rege ist wie je, denn immer und überall waret ihr voran. So statte ich euch denn nach eurer glücklichen Rückkehr, die wegen der Unruhen im Hinterlande der Kolonie nötig wurde, den Dank der Kolonie und der übrigen Besatzung ab. Ihr könnt euch freuen, daß ihr Gelegenheit hattet, ihn zu erwerben und eurem jungen Marineteil die ersten Lorbern zu erkämpfen; überhebt euch aber nicht, denn eure Kameraden, die nicht das Glück hatten erwählt zu werden, hätten ihre Pflicht gegen ihren Kaiser und ihr Vaterland ebenso glänzend erfüllt. Unsern Dank statten wir ab, indem wir den Feldzugskompagnien Gené und v. Knobelsdorff und ihrem Führer, Major Christ, drei Hurras bringen wollen. Den Tapferen von Tientsin: Hurra, Hurra, Hurra!

Begeistert brausten die Hurras. Der Kommandeur des Bataillons, Major Christ, der die Expedition nach Tientsin geführt hatte, ergriff darauf das Wort. Mit kräftiger Stimme, bei der aber die Bewegung durchzitterte, sprach er:

Im Namen meiner Offiziere und Mannschaften danke ich für die uns über die Maßen ehrenden Worte, die Sie soeben an uns gerichtet haben. Wir haben nur unsere Pflicht gethan; wir haben sie aber freudig gethan, weil es galt, die in Not und Gefahr befindlichen Kameraden, die in verzweifelter Lage auf Rettung harrenden Landsleute in Tientsin herauszuhauen. Als am Abend vor dem Gefechte die letzten Töne des Abendgebetes verklungen waren, habe ich angesichts des in der Ferne brennenden Tientsin meine Kameraden an die Worte erinnert, die Se. Majestät an uns gerichtet hat, als wir im März in Wilhelmshaven die Ausreise antraten. Die Worte lauten: „Solltet ihr dazu berufen sein, mit den Waffen für den deutschen Namen einzustehen, so erwarte Ich, daß ihr siegen oder sterben werdet, wie Ich das von Meinen deutschen Soldaten verlange!“ Ein Teil meiner Kameraden hat mit seinem Blut und seinem Leben diesem kaiserlichen Gebote Folge geleistet, wir Überlebenden sind von neuem bereit, wenn es gilt, freudig ihrem heldenmütigen Beispiele zu folgen mit dem alten deutschen Kampf- und Siegesrufe, in den ich alle einzustimmen bitte: Seine Majestät, unser allergnädigster Kriegsherr: Hurra! Hurra! und bis zum letzten Blutstropfen: Hurra!

Und wieder erschallten begeisterte Hurras, während die Musik die Nationalhymne spielte.

Den in den Kämpfen bei Tientsin gefallenen Kameraden widmet Major Christ den folgenden

Nachruf:

In heldenmütigem Kampfe, um den in Tientsin von feindlicher Übermacht eingeschlossenen Kameraden und Landsleuten die heißersehnte Befreiung zu bringen, fielen am 23. Juni d. J. vor dem Arsenal bei Tientsin Leutnant Friedrich, Sergeant Popp, die Seesoldaten Delmert, Ritsch, Stegmeier, Ludwig, Schmitz, Wiszmeier und Klier. Sie alle sind freudig in den Tod gegangen für Kaiser und Reich. Hat auch fremde Erde die Tapferen aufgenommen, so ist ihnen ein dankbares, treues Gedächtnis bewahrt im Herzen der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des III. Seebataillons.

Kommando des III. Seebataillons:

Christ,

Major und Kommandeur.



Parade in Tsingtau.

Deutschlands Rüstungen.

Die Ermordung des deutschen Gesandten.

Ein Schreckensruf durchtönte die Mitwelt und setzte Deutschland mit Recht in eine alle Herzen erfassende große Erregung. Der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler war von den fanatischen Aufwiegleren in Peking meuchlings ermordet worden! Als ein Opfer treuester Pflichterfüllung fiel der brave Beamte in der gewissenhaftesten Ausübung seines Berufes. Der fast zur Gewißheit sich steigende Verdacht, daß die chinesische Regierung, wenn auch nicht speziell die Ermordung der Gesandten veranlaßt, die That doch offenbar nicht nur stillschweigend gebilligt, sondern insgeheim sogar Belohnungen auf die Häupter der Fremden ausgesetzt hatte, über deren Auszahlung sie, wie spätere Nachforschungen ergaben, genau Buch führte, erhöhte die Wellen der Erbitterung gegen die Greuelthat.

Der österreichisch-ungarische Attaché v. Rosthorn erklärte, die chinesische Regierung habe am 19. Juni dem Gesandten eine formelle Kriegserklärung überreicht mit dem Bemerkten, die Einnahme der Takuforts sei Europas Kriegserklärung gewesen und werde als solche von China acceptiert. Daher müßten die Gesandten binnen 24 Stunden abreisen. Zwei Noten an das Tsungli-Yamen blieben unbeantwortet. Am 20. Juni sagte Freiherr von Ketteler: „Ich muß ins Yamen gehen, weil die deutsche Regierung eine schnelle Erwiderung verlangt.“ Die anderen Gesandten blieben zurück. Eine Viertelstunde später meldeten fliehende Diener Kettelers Ermordung. Cordes sah ihn von Soldaten Tungfuhsiangs erschossen. Danach hielten die Gesandten den Kriegszustand für perfekt.

Nach chinesischem Brauch hatte sich Freiherr von Ketteler in einer Sänfte ungeachtet des auf den Straßen sich zusammenrottenden Pöbels nach dem Tsungli-Yamen tragen lassen, als vom Pöbel auf die

Sänfte geschossen wurde. Ketteler erhielt einen Schuß in den Hinterkopf; der ihn begleitende zweite Dolmetscher Cordes wurde gleichfalls verwundet, doch gelang es ihm, sowie den andern Begleitern, wenn auch mit Lebensgefahr, im allgemeinen Tumult das Gesandtschaftsgebäude wieder zu erreichen. Seitdem war Kettelers Leiche verschwunden. Am

Tage nach der Einnahme von Peking verriet nun ein Chinese einem Deutschen die Stelle, wo Ketteler begraben worden war. Es war ein chinesischer Grabhügel in der Nähe der Mordstelle.

Unsere Seesoldaten deckten den Hügel ab und stießen bald auf einen chinesischen Sarg, den sie öffneten. Er enthielt in der That die Leiche des ermordeten deutschen Gesandten. Freiherr von Ketteler wurde nun nach christlichem Brauch beigesezt.



Der ermordete Gesandte Freiherr von Ketteler.

Freiherr Klemens von Ketteler war am 22. November 1853 als Sohn des Freiherrn August von Ketteler, Majors im 1. Garde-Manns-Regiment, zu Potsdam geboren, und ist ein Neffe des verstorbenen Bischofs Ketteler von Mainz. Er bekleidete, bevor er zum Gesandten in Peking ernannt wurde, den Posten eines Botschaftsrates in Washington. —

Als englischer Gesandter ist in Peking seit 1896 Sir Claude M. Macdonald, französischer Gesandter seit 1897 S. Pichon. Der Vertreter Rußlands in Peking ist seit 1898 Michael v. Giers, derjenige Italiens Salvago Maggi. Gesandter der nordamerikanischen Union ist seit 1897 Edwin H. Conger, und Japan wird durch den Baron Niishi vertreten. Der Gesandte Osterreich-Ungarns ist seit 1897 Freiherr M. Czifann v. Wahlborn, der jedoch auf Urlaub war und durch den Legations-Sekretär Dr. A. v. Rosthorn vertreten wurde.

Die deutsche Gesandtschaft in Peking.

Das in Peking anwesende Personal in der deutschen Botschaft bestand, abgesehen von der Witve des ermordeten Gesandten Freiherrn v. Ketteler, aus dem ersten Sekretär v. Below-Saleske, dem zweiten Sekretär v. Bergen, dem zur Gesandtschaft kommandierten Leutnant à la suite des Dragoner-Regiments König Friedrich III. (2. schlesisches) Nr. 8, v. Voesch, dem zweiten Dolmetscher Cordes (er war kurz vorher vom Urlaub nach Peking zurückgekehrt), dem Stabsarzt Dr. Wiede, dem als Hilfschreiber kommandierten Seesoldaten Koch vom Gouvernement in Kiautschou, dem Kanzleischreiber Pifrement, dem Amtsdienier Hummelke und dem Dolmetscher-Eleven Dr. Merklingshaus. Der erste Dolmetscher, Freiherr v. der Goltz, hatte am 2. April einen Urlaub angetreten. Das Detachement, das am 3. Juni zum Schutze der Gesandtschaft in Peking eingetroffen war, bestand aus einem Offizier (Oberleutnant Graf v. Soden) und 50 Mann von dem in Kiautschou stationierten 3. Seebataillon.

Alle die oben bezeichneten Personen schwebten, als der Aufstand immer weiter um sich griff, in der höchsten Gefahr und die ganze civilisierte Welt sah mit Spannung auf die Entwicklung des Dramas; die letzte glaubwürdige Nachricht über die in Peking eingeschlossenen Gesandten war die von der Ermordung des deutschen Geschäftsträgers. Jeden Moment glaubte man nun die Schreckensnachricht von der Niedermetzelung sämtlicher in Peking anwesenden Europäer vernehmen zu müssen. Wochenlang dauerte diese Unkenntnis der Situation.

Bald wurde auch sie scheinbar zur schrecklichen Gewißheit, als Depeschen wie die folgende durch die Londoner Zeitungen liefen:

Die Abendblätter melden aus Shanghai vom 6. Juli: „Die Nachricht über die Niedermetzelung der Gesandten in Peking sowie ihrer Frauen und Kinder und der europäischen Wachen nach achtzehntägigem Widerstande wird bestätigt. Als die Munition und die Lebens-

mittel erschöpft waren, drangen die Chinesen in die Gesandtschaften ein, töteten die am Leben Gebliebenen, steckten dann die Gesandtschaftsgebäude in Brand und verbrannten die Verwundeten und Toten. Vom Prinzen Tuan wurden selbst gegen Chinesen schreckliche Grausamkeiten verübt. Er ließ 4000 angesehenen chinesische Bürger töten, weil sie gewagt hatten, in einer Petition ihn zu ersuchen, dem Blutbade Einhalt zu thun.“

Am 7. Juli hatte Kaiser Wilhelm einen letzten und äußersten Schritt gethan, um die in Peking Eingeschlossenen zu retten. Das Wolffsche Bureau verbreitete folgende Mitteilung:

Seine Majestät der Kaiser hat an den Chef des Kreuzergeschwaders, den Gouverneur von Kiautschou in Tjingtau, den Generalgouverneur von Schantung, den Vizekönig von Nanjing und den Vizekönig von Wutschang folgendes Telegramm gerichtet: „Ich verpflichte Mich auf Mein Kaiserliches Wort, für jeden der zur Zeit in Peking eingeschlossenen Fremden jeder Nationalität, welcher lebend einer kaiserlich deutschen oder sonstigen fremden Behörde übergeben wird, demjenigen, der die Auslieferung herbeiführt, 1000 Taels auszuzahlen. Auch übernehme Ich alle Kosten, welche jedwede Übermittlung Meiner Zusage nach Peking verursacht.“
gez. Wilhelm.“

Trotz dieser hohen Belohnung (der Wert des Tael ist, wie wir im ersten Bande ausführten, ein schwankender, doch etwa auf 4 Mark zu veranschlagen) wagte es niemand, der aufgeregten Menge zu trosten. Die Ungewißheit dauerte weiter, nur eins wurde klar, daß die Vorgebewegung immer weiter um sich griff; die Vorgänge in der Mandschurei und die überall stattfindenden Angriffe auf Fremde und Missionare im südwestlichen China bewiesen dies, denn eine Trauerkunde nach der andern lief ein. Auch die deutsche Regierung wurde immer mehr von dem Bewußtsein erfaßt, daß etwas Nachhaltiges geschehen müsse, um dem Treiben in Peking Einhalt zu thun.

Mobilmachung der Marine-Infanterie.

Bis dahin hatte sich Deutschland nur mit seinen zur Hand befindlichen Seesoldatendetachements am Kampfe beteiligt. Zu der Verstärkung des in Kiautschou garnisonierenden III. Bataillons, das den Hauptanteil an den Kämpfen gehabt hatte, wurden die andern beiden Bataillone mobil gemacht und in ähnlicher Weise, mit Feldartillerie und Pionieren organisiert, wie das III. Bataillon.

Am 3. Juli liefen unter dem Kommando des Generalmajor von Höpfner, des derzeitigen Inspektors der Marine-Infanterie, die auf den Dampfern „Wittkind“ und „Frankfurt“ eingeschifften Bataillone von Wilhelmshaven aus.

Ihnen dampfte aus Kiel am 9. Juli die Linienschiffsdivision nach, bestehend aus den Panzern „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“, „Weissenburg“, „Wörth“ und dem kleinen Kreuzer „Hela“; diese Division führte der Kontreadmiral Geißler.

Das erste Expeditionskorps (Marine-Infanterie) setzte sich in folgender Weise zusammen:

Das I. und II. Bataillon wurden durch Verstärkung von Freiwilligen aus der Landarmee auf die Kriegsstärke von je 1100 Mann gebracht, und ihnen außerdem noch 1 fahrende Feld-Batterie von sechs 8,8 cm Geschützen, 1 Detachement Pioniere und Telegraphisten von 100 Mann, und 1 Sanitäts-Detachement zugeteilt; Gesamtstärke 2528 Mann.



Generalmajor v. Höpfner.

Der Stab des ersten Expeditionskorps für China hatte als Führer: Generalmajor v. Höpfner, Chef des Stabes: Major v. Glasenapp, Adjutanten: Oberleutnant Perrinet v. Chauvenay, Oberleutnant v. Boffe. Ferner als seemännischen Beirat: Oberleutnant z. S. Pfundheller. Außerdem Marine-Oberstabsarzt Dr. Dammann und Marine-Oberzahlmeister Block.

I. See-Bataillon.

Kommandeur: Major v. Madai.

Adjutant: Oberleutnant Bizthum v. Eckstaedt.

Hauptleute: Freiherr v. Scherr-Thoß, Freiherr v. Rheinbaben, v. Busse, Fischel.

Marine-Ärzte: Dr. Wang und Dr. Robischon.

Marine-Oberzahlmeister: Voigt.

II. See-Bataillon.

Kommandeur: Major v. Kronhelm.

Adjutant: Leutnant Anderson.

Hauptleute: Haering, v. Schönberg, Wellenkamp, Gudewill.

Marine-Ärzte: Dr. Gudde und Dr. Stephan.

Marine-Oberzahlmeister: Gelbricht.



Kaiser Wilhelm an Bord des „Luchs“ vor dessen Abfahrt nach China.

Feldbatterie.

Chef: Hauptmann Bloch v. Blottwitz.

Feld-Pionier-Detachement.

Chef: Hauptmann Khehmet.

Feld-Telegraphen-Detachement.

Führer: Oberleutnant Gundel.

Sanitäts-Detachement.

Dr. Guth, Dr. Schlicf, Dr. Fricke (Karl), Dr. Schmidt.



Verteilung der Ausrüstung an das Seebataillon in Wilhelmshaven.

Abschiedsrede des Kaisers an die mobilgemachte Marine-Infanterie am 3. Juli.

„Mitten in den tiefsten Frieden hinein, für Mich leider nicht unerwartet, ist die Brandsackel des Krieges geschleudert worden. Ein Verbrechen, unerhört in seiner Frechheit, schaudererregend durch seine Grausamkeit, hat Meinen bewährten Vertreter getroffen und dahingerafft. Die Gesandten anderer Mächte schweben in Lebensgefahr, mit ihnen die Kameraden, die zu ihrem Schutze entsandt waren. Vielleicht haben sie schon heute ihren letzten Kampf gekämpft. Die deutsche Fahne ist beleidigt und dem Deutschen Reiche Hohn gesprochen worden. Das verlangt exemplarische Bestrafung und Rache. Die

Verhältnisse haben sich mit einer furchtbaren Geschwindigkeit zu tiefem Ernste gestaltet und, seitdem Ich euch unter die Waffen zur Mobilmachung berufen, noch ernster. Was Ich hoffen konnte, mit Hilfe der Marine-Infanterie wieder herzustellen, wird jetzt eine schwere Aufgabe, die nur durch geschlossene Truppenkörper aller zivilisierten Staaten gelöst werden kann. Schon heute hat der Chef des Kreuzergeschwaders Mich gebeten, die Entsendung einer Division in Erwägung zu nehmen. Ihr werdet einem Feinde gegenüberstehen, der nicht minder todesmutig ist wie ihr. Von europäischen Offizieren ausgebildet, haben die Chinesen die europäischen Waffen brauchen gelernt. Gott sei Dank haben euere Kameraden von der Marine-Infanterie und Meiner Marine, wo sie mit ihnen zusammengekommen sind, den alten deutschen Woffenruf bekräftigt und bewährt und mit Ruhm und Sieg sich verteidigt und ihre Aufgaben gelöst. So sende Ich euch nun hinaus, um das Unrecht zu rächen und Ich werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen vereint mit denen der anderen Mächte siegreich über den chinesischen wehen und auf den Mauern Peking's aufgepflanzt, den Chinesen den Frieden diktieren. Ihr habt gute Kameradschaft zu halten mit allen Truppen, mit denen ihr dort zusammenkommt. Russen, Engländer, Franzosen, wer es auch sei, sie fechten alle für die eine Sache, für die Zivilisation. Wir denken auch noch an etwas Höheres, an unsere Religion und die Verteidigung und den Schutz unserer Brüder da draußen, welche zum Teil mit ihrem Leben für ihren Heiland eingetreten sind. Denkt auch an unsere Woffenehre, denkt an diejenigen, die vor euch gefochten haben, und zieht hinaus mit dem alten Brandenburgischen Fahnenpruch: „Vertrau' auf Gott, dich tapfer wehr', daraus besteht dein ganze Ehr'! Denn wer's auf Gott herzhastig wagt, wird nimmer aus der Welt gejagt!“ Die Fahnen, die hier über euch wehen, gehen zum ersten Mal ins Feuer. Daß ihr Mir dieselben rein und fleckenlos und ohne Makel zurückbringt! Mein Dank und Mein Interesse, Meine Gebete und Meine Fürsorge werden euch nicht fehlen und euch nicht verlassen, mit ihnen werde Ich euch begleiten.“

Aufstellung der „Seebrigade“.

Die Ereignisse in China überstürzten sich und hatten einen so gefahrdrohenden Charakter angenommen, daß, als am 2. Juli die Nachricht von der Ermordung Kettelers eintraf, noch vor der Abfahrt der Seebataillone Se. Majestät der Kaiser die Organisation einer ge-

mischten Brigade befehl, gleichzeitig sollte eine zweite Division der Manöverflotte abgehen.

Diese Brigade bestand aus:

- 2 Infanterie-Brigaden zu 2 Regimentern zu 2 Bataillonen zu 812 Mann;
- 1 Reiter-Regiment zu 600 Mann;
- 1 Feldartillerie-Regiment zu 3 Kanonen- und einer Haubitze-Batterie à 6 Geschützen;
- 1 Pionier-Bataillon mit Telegraphen-Abteilung und Eisenbahnbau-Kompagnie;
- 1 Sanitäts-Kompagnie;
- 1 Munitionskolonnen-Abteilung.

Train:

- 2 Proviantkolonnen; 1 Etappenmunitionskolonne;
- 1 Feldbäckereikolonne; Korps-Lazarettpersonal;
- 4 Feldlazarette; Bekleidungsdepot;
- 1 Etappenkommando; Train-Aufsichtspersonal;
- 1 Pferde depot; Personal für 1 Lazarettschiff.

Diese Brigaden wurden aus Freiwilligen zusammengestellt. Der Andrang von Offizieren und Mannschaften überstieg den Bedarf bei weitem, so daß noch eine große Anzahl Kampflustiger zurückgewiesen werden mußte.

Diese Truppenteile organisierten sich auf den verschiedenen Truppenübungsplätzen, schossen dort, um sich an das Gewehr 98 zu gewöhnen, exerzierten und spielten sich in verschiedenen Übungen gegenseitig ein, was ja bei gänzlich neu zusammengestellten Formationen unerlässlich ist, in denen Chargen und Mannschaften einander nicht kennen.

Die Rangliste des Expeditionskorps.

Folgendermaßen wurde von Sr. Maj. dem Kaiser die Zusammensetzung angeordnet:

Kommando des ostasiatischen Expeditionskorps. Kommandeur: Generallt. v. Lessel. Chef des Generalstabes: Oberstlt. Gündell.

Generalstab: Major Pappritz, Major v. Brixen gen. v. Hahn, Major v. Falkenhahn, Hauptm. v. Tiedemann.

Adjutantur: Hauptm. Zieme, Hauptm. Treusch v. Buttlar-Brandenfels, Rittm. v. Hofmann, Hauptm. Nicolai, Oberlt. Fischer.

Kommandeur der Trains: Kommandeur: Major de la Terrasse. Adjutanten: Oberlt. Kolschorn, Lt. Schwerdtfeger.

Generalarzt Dr. Krosta, Stabsarzt Dr. Morgenroth, Oberarzt Dr. Hochheimer.

1. Ostasiatische Infanterie-Brigade. Kommandeur: General v. Trotha. Adjutanten: Oberlt. v. Lettow-Vorbeck, Oberlt. Hoffmann.

1. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberst v. Normann. Beim Stabe: Oberstlt. Graf v. Schlippenbach. Kommandeur des 2. Bat.: Major v. Mühlensfels; des 1. Bat.: Major Graham.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. Wartenberg, Meyer, v. Normann, Frhr. v. Wangenheim, Erüger, Böckler, Hübsch, v. Luch.

Regts.-Arzt: Oberstabsarzt 2. Kl. Dr. Felmy. Bats.-Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Floeck. Oberarzt (1. Bat.): Dr. Westphal, Assist.-Arzt (2. Bat.): Dr. Sohler.



Major v. Madal
Kommand. des I. Seebataillons.

2. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberstlt. Pavel. Beim Stabe: Major Wynken. Kommandeur des 2. Bats.: Major v. Förster; des 1. Bats.: Major v. Schönberg.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. Hartmann, v. Freyhold, Meister, v. Schönberg, Richter, v. Zoeden, Bartsch, Fließbach.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Kaether. Bats.-Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Berg. Oberarzt (2. Bat.): Dr. Bürger, Oberarzt (1. Bat.): Dr. Gühne.

2. Ostasiatische Infanterie-Brigade. Kommandeur: Gen.-Major v. Kettler. Adjutanten: Oberlt. v. Gottberg, Oberlt. v. Poffow.

3. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberst Frhr. v. Ledebur. Beim Stabe: Oberstlt. Regel. Kommandeur des 2. Bats.: Major v. Haine; des 1. Bats.: Major v. Müllmann.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. d. Heyde, Mejer, Knoerzer, Rastow, Morast, Haenel v. Cronenthal, Schäffer, v. Cosel.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Duden. Bats.-Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Wisnia. Oberarzt (1. Bat.) Dr. Wiefinger, Assist.-Arzt (2. Bat.) Dr. Luda.

4. Ostasiatisches Infanterie-Regiment. Kommandeur: Oberst Hoffmeister. Beim Stabe: Oberstlt. Wallmenich. Kommandeur des 1. Bats.: Major Wichura; des 2. Bats.: Major Graf v. Montgelas.

Kompagnieführer: Die Hauptleute v. Blumenstein, Credner, Frhr. v. Feilitzsch, Schröder, Oltmann, v. Bülow, Steinbauer, Passavant.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Plagge. Bats.-Arzt des 2. Bats.: Stabsarzt Dr. Wolffhügel. Oberarzt (2. Bat.) Dr. Kuidisch, Oberarzt (1. Bat.) Dr. Garlipp.

Ostasiatisches Reiter-Regiment. Kommandeur: Oberstlt. v. Arnstedt. Beim Stabe: Major Frhr. v. Reizenstein.

Escadronsführer: Die Rittm. Priefß, Kusche, v. Raehne.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Schmieß. Oberarzt Dr. Ley.

Ostasiatisches Feldartillerie-Regiment. Kommandeur: Major Hoffmann. Abteil.-Kommandeure: Major Quensell, Major Beckmann. Beim Stabe: Major Kiese.

Batterieführer: Die Hauptleute Frhr. v. Reizenstein, Osterhaus, Täubler, v. Plönnies.

Regts.-Arzt: Stabsarzt Dr. Maniewicz.

Abteil.-Arzt (2. Abteil.): Stabsarzt Dr. Köffel.

Oberarzt (1. Abteil.): Dr. Brockmann, Assist.-Arzt (2. Abteil.) Mehner.

Leichte Munitionskolonne. Kommandeur: Hauptm. v. Sandrart.

Eine halbe leichte Feldhaubitzz-Munitionskolonne. Führer: Oberlt. Feldt.

Batterie schwerer Artillerie des Feldheeres (Haubitzen). Führer: Hauptmann Krenkow.



Major v. Kronhelm
Kommand. d. II. Seebataillons.

Ostasiatisches Pionier-Bataillon. Kommandeur: Major v. Reppert. Beim Stabe: Hauptm. Adams. — Kompagnieführer: Die Hauptleute Lequis und Hagenberg. Oberarzt Dr. Panwitz. Oberarzt Spangenberg.

Korps-Telegraphen-Abteilung. Kommandeur: Hauptm. Trott. Oberarzt Dr. Koch-Bergemann.

Eisenbahnbau-Kompagnie. Führer: Hauptm. Neumann. Oberarzt Dr. Kob.

Sanitäts-Kompagnie. Kommandeur: Rittm. v. Gabain. Stabsärzte: Dr. Langheld, Dr. Hanel. Oberärzte: Dr. Graf, Dr. Heuserler, Dr. Aulike. Assistenzärzte: Dr. Milisch, Dr. Adam, Dr. Merdas.

Munitions-Kolonnen-Abteilung. Kommandeur: Major Thiemig. Adjutant Lt. Krueger. Abteil.-Arzt: Stabsarzt Dr. Heuermann. Assist.-

Arzt: Dr. Eckert. — Infanterie-Munitions-Kolonne. Kommandeur: Rittm. Ritter. — Artillerie-Munitions-Kolonne. Kommandeur: Hauptm. Nordstieck. — Munition-Kolonne schwerer Artillerie des Feldheeres. Kommandeur: Hauptm. Brosig.

Grains. Proviant-Kolonne Nr. 1. Kommandeur: Hauptm. Wollseiffen.

Proviant-Kolonne Nr. 2. Kommandeur: Hauptm. Meincke.

Feldbäckerei-Kolonne. Kommandeur: Rittm. Haegese.

Felblazarett Nr. 1. Chefarzt: Oberstabsarzt 2. Kl. Dr. Reinbrecht. Stabsarzt Dr. Tornow. Oberarzt Dr. Koscher. Assistenzärzte: Dr. Beyer, Eisenhuth, Dr. Bormann.

Felblazarett Nr. 2. Chefarzt: Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Albers. Stabsarzt Dr. Waldeyer. Oberarzt Dr. Lindner. Assistenzärzte: Dr. Braasch, Dr. Spornberger, Dr. Busch.

Felblazarett Nr. 3. Chefarzt: Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Dedolph. Stabsarzt Dr. Cammert. Oberarzt Dr. Auburtin. Assistenzärzte: Dr. Hillebrecht, Dr. Haertel, Dr. Porzelt.

Felblazarett Nr. 4. Chefarzt: Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Herhold. Stabsarzt Dr. Danfauer. Assistenzärzte: Dr. Höfker, Dr. Langheld, Dr. Chop, Dr. v. Leupoldt.

Etappen-Formationen. Etappen-Kommando. Kommandeur: Major v. Serno. Adjutanten: Hauptm. Marcard, Oberlt. v. Massow. Pferdedepot. Kommandeur: Rittm. v. Fritsche.

Etappen-Munitions-Kolonne. Kommandeur: Hauptm. Lettre.

Kriegslazarett-Personal. Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Böttcher. Oberstabsarzt 1. Kl. Prof. Dr. Kohlstock. Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Roland. Oberstabsarzt 2. Kl. Dr. Bollbrecht. Stabsärzte: Dr. Dreischer, Dr. Harries, Dr. Zöllner, Dr. Berger, Dr. Kramm, Dr. Effelbrügge. Assistenzärzte: Dr. Bassenge, Dr. Mauersberg, Dr. Ahlenstiel, Dr. Krahn, Dr. Gelinshy, Dr. Peters, Schultz, Dr. Haedicke, Dr. Gruenhagen.

Bekleidungsdepot. Vorstand: Major Nicolai. Hauptm. v. Knobelsdorff.

Train-Aufsichtspersonal. Oberlt. Wegeli.

Lazarettsschiff des ostasiatischen Expeditionskorps. Oberstabsarzt 1. Kl. Dr. Haase. Stabsärzte: Dr. Green, Dr. Mertens, Dr. Eggert. Oberärzte: Dr. Rauschke, Dr. Brockelmann. Assistenzärzte: Dr. Harmel, Krüger, Dr. Saar, Dr. Maßlow.

Ansprache Sr. Maj. des Kaisers.

Nachdem die Truppen zusammengestellt, einegerziert, sowie an das Gewehr 98 (ein durch geringe Abweichungen verbessertes Modell 88), gewöhnt waren, und die schwierige Einkleidung — die Truppen mußten ja für tropisches Klima und für Winterkälte ausgestattet werden — beendet war, sammelten sich dieselben zur Abfahrt in Bremerhaven.

Am 27. Juli verabschiedete der Kaiser das ausziehende Expeditionskorps in Bremerhaven; ihn begleiteten Ihre Majestät die Kaiserin, die Prinzen Eitel Friedrich und Albalbert, der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, der Staatssekretär Graf von Bülow und der Kriegsminister von Gofler.

Zunächst wies der Kaiser auf die Aufgaben hin, die dem Deutschen Reiche in den letzten Jahrzehnten auf überseeischem Gebiete erwachsen seien, und führte dann aus, die Truppen sollten nunmehr vor dem Feinde Probe ablegen, ob die Richtung, in der Deutschland sich in militärischer Beziehung bewegt habe, die rechte sei. Die Kameraden von der Marine hätten bereits gezeigt, daß die Ausbildung und die Grundsätze, nach denen die militärischen Streitkräfte Deutschlands ausgebildet seien, die richtigen seien, Sache der jetzt nach Ostasien gehenden Truppen sei es, es ihnen gleich zu thun. Der Kaiser erwähnte dann, es erfülle alle Deutschen mit Stolz, daß gerade aus dem Munde auswärtiger Führer den deutschen Streitern das höchste Lob zuerkannt sei, und wies auf die Größe der Aufgabe hin, die die Truppen zu lösen hätten. Daß ein Volk, wie es die Chinesen gethan hätten, imstande gewesen sei, tausendjährige alte Völkerrechte umzuwerfen und der Heiligkeit der Gesandten und der Heiligkeit des Gastrechts in so abscheulicher Weise Hohn zu sprechen, sei in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen, noch dazu bei einem Volke, welches stolz sei auf eine vieltausendjährige Kultur.

Der Kaiser betonte hierauf, daß jede Kultur, die nicht auf dem Christentum aufgebaut sei, zu Grunde gehen müsse, und fuhr dann etwa fort: „So sende Ich Euch hinaus, daß Ihr bewähren sollt, einmal Eure alte deutsche Tüchtigkeit, zum zweiten die Hingebung, die Tapferkeit, das freudige Ertragen jedweden Ungemachs und zum dritten Ehre und Ruhm unserer Waffen und unserer Fahnen. Ihr sollt ein Beispiel abgeben der Manneszucht und Disziplin, der Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung. Ihr sollt fechten gegen einen gut bewaffneten und gut ausgerüsteten Feind. Aber Ihr sollt auch rächen,

nicht nur den Tod des Gesandten, sondern auch den vieler Deutscher und Europäer.“ Der Kaiser sagte dann noch ungefähr folgendes: Noch nach tausend Jahren möge der Name Deutschlands in China in solcher Weise bekannt sein, daß niemals wieder ein Chinese wage, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. Der Kaiser erwähnte weiter, daß die Truppen mit einer Uebermacht zu kämpfen haben würden. Das seien die deutschen Truppen aber gewöhnt, wie die Kriegsgeschichte beweise. Die Rede schloß dann folgendermaßen: „Der Segen des Herrn sei mit Euch, die Gebete eines ganzen Volkes begleiten Euch auf allen Euren Wegen. Meine besten Wünsche für Euch, für das Glück Eurer Waffen werden Euch folgen. Gebt, wo es auch sei, Beweise Eures Mutes. Möge sich der Segen Gottes an Eure Fahnen heften und er Euch geben, daß das Christentum in jenem Lande seinen Eingang findet. Dafür steht Ihr Mir mit Eurem Fahneneid ein. Und nun glückliche Reise. Adieu Kameraden!“

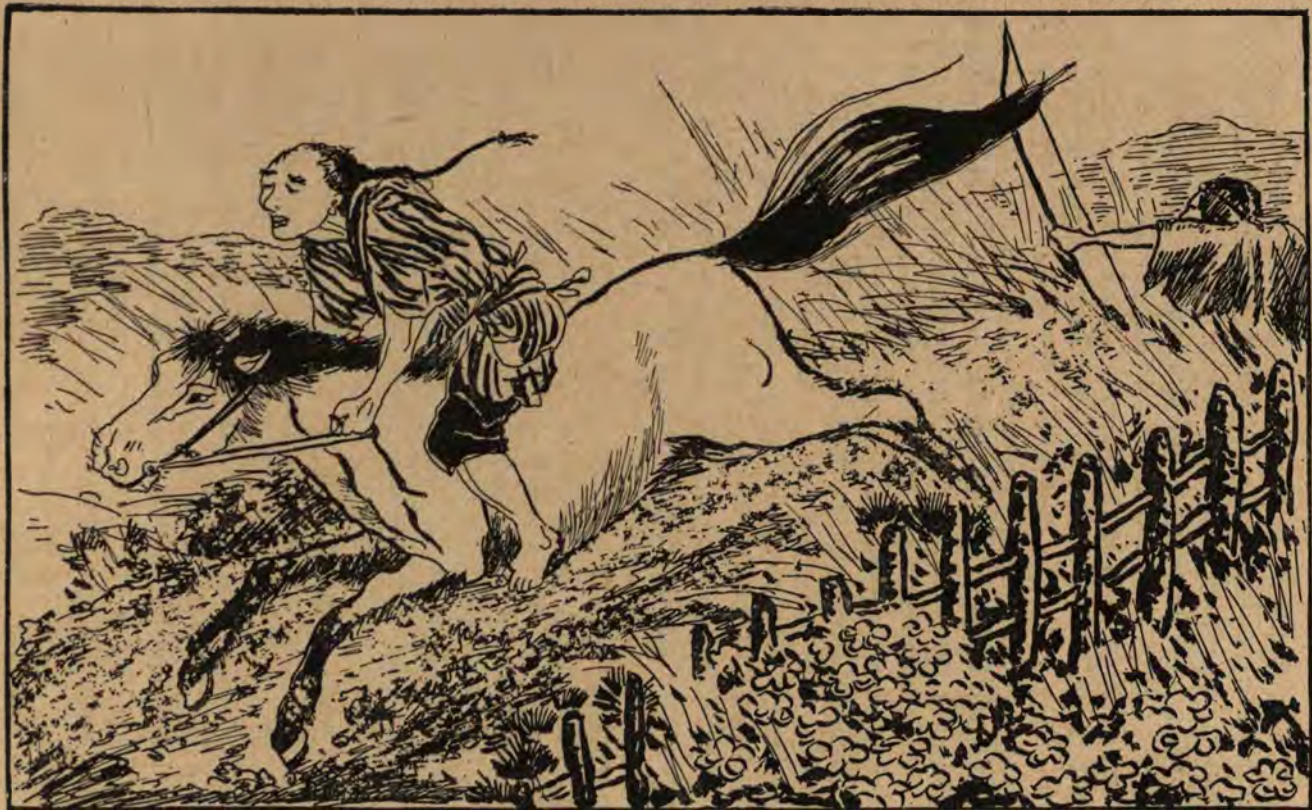
Abfahrt.

Am 27. und 30. Juli sowie am 2. und 4. August verließen die Dampfer des Norddeutschen Lloyd bezw. der Hamburg-Amerika-Linie: „Batavia“, „Halle“, „Dresden“ — „Sardinia“, „Nachen“, „Straßburg“ — „Rhein“, „Adria“ — „H. S. Meyer“ und „Phönizia“ mit der sogenannten See-Brigade, befehligt vom Generalleutnant v. Lessel, Bremerhaven, nachdem bereits ein Vorkommando unter Führung des Majors v. Falkenhayn sich über Land nach Genua und von dort mit dem Dampfer „Preußen“, welcher auch den neuen Gesandten für China, Mumm v. Schwarzenstein, hinausbrachte, nach Ostasien begeben hatte, um dort die wünschenswerten Vorkehrungen für den Empfang und die Unterbringung der See-Brigade zu treffen.

Pferde nahm der Transport nur einige wenige probenhalber mit. Das Gros derselben sollte in Australien und in den Vereinigten Staaten durch Kavallerieoffiziere aufgekauft und direkt nach China versandt werden.

Rundschreiben des Grafen Bülow.

In dieser Zeit der großen Spannung und Erwartung richtete die deutsche Regierung ein Rundschreiben (11. Juli) an die verbündeten Regierungen, das seiner Zeit schon seiner gemäßigten Haltung wegen allseitigen Beifall fand. Es lautete: Die jüngsten Vorgänge



Diener einer europäischen Gesandtschaft von Vogern verfolgt.

in China haben wie überall in der zivilisierten Welt, so auch in Deutschland in hohem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Anteilnahme des deutschen Volkes an dem Gang der Ereignisse in Ostasien findet ihre Rechtfertigung nicht allein in den hervorragenden kommerziellen und sonstigen Interessen, welche wir in Ostasien besitzen, sondern auch darin, daß durch die Ermordung des Kaiserlichen Gesandten in Peking die deutsche Nation in besondere Mitleidenschaft gezogen worden ist. Ich glaube, den Wünschen der dortigen Regierung entgegenzukommen, wenn ich über die in Frage kommenden Ereignisse und die denselben gegenüber von der Kaiserlichen Regierung eingenommene Haltung die nachstehenden Mitteilungen mache.

Die ersten amtlichen Nachrichten von einer aufrührerischen Bewegung in der Provinz Tschili stammen von Mitte Januar d. J. Zunächst wurde der Bewegung von den Vertretern der Mächte in Peking eine ernstere Bedeutung nicht beigemessen. Die Gesandten wurden in dieser ihrer Auffassung der Sachlage dadurch bestärkt, daß die von den chinesischen Geheimgesellschaften des „Großen Messers“ und der „Roten Faust“ (Boxer) im vergangenen Jahre in der Provinz Schantung verursachten Unruhen durch das energische Eingreifen des Kaiserlichen Gouverneurs von Kiautschou im Verein mit dem neu ernannten chinesischen Generalgouverneur der Provinz Nüan-schi-kai, ohne allzu große Anstrengungen hatten bewältigt werden können. Für den deutschen Vertreter kam hinzu, daß in der Provinz Tschili außerhalb von Tientsin und Peking, welche beide Orte damals noch für durchaus ungefährdet galten, weder deutsche Missionare noch sonstige Reichsangehörige lebten, jedenfalls also spezifische deutsche Interessen von nennenswertem Umfange nicht direkt bedroht waren.

Gleichwohl sahen sich die diplomatischen Vertreter in Peking bereits am 27. Januar d. J. veranlaßt, bei der chinesischen Regierung Vorstellungen zu erheben. Von dem deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Vertreter, denen sich später auch noch der Vertreter Italiens anschloß, wurden dem Tsung-li-Yamen gleichlautende Noten übergeben, in denen das Verlangen gestellt wurde, die chinesische Regierung solle durch ein Edikt die Sekten der „Roten Faust“ und des „Großen Messers“ als staatsgefährlich und fremdenfeindlich bezeichnen, und deren Mitglieder als dem Gesetze verfallen erklären. Da die chinesische Regierung die Gesandten durch unzureichende Maßnahmen hinzuhalten suchte, kündigten dieselben ihr persönliches Erscheinen auf dem Tsung-li-Yamen an. Unter dem Eindruck dieses Schrittes über-

sandte die chinesische Regierung den fremden Vertretern eine Note, der zufolge bereits ein dem verlangten identisches Edikt vom Generalgouverneur von Tschili veröffentlicht worden sei. Nachdem sich jedoch herausgestellt hatte, daß in diesem Edikt nur die Sekte der „Roten Faust“, nicht aber auch die vom „Großen Messer“ als staatsfeindlich namhaft gemacht worden war, stellten die fremden Vertreter von neuem die Forderung, daß auch letztere für gesetzwidrig erklärt und das betreffende Edikt in der amtlichen „Peking Zeitung“ publiziert werde. Das Tjung-li-Namen ließ erst nach langem Verhandeln die Veröffentlichung des Ediktes in der gewünschten Weise erfolgen.

Die unheilvolle Wirkung eines so offenbaren Mangels an gutem Willen und einer derartig zur Schau getragenen Lässigkeit der Peking Zentralregierung blieb nicht aus. Das endlich ergangene Edikt hatte keinen sichtbaren Erfolg. Vielmehr nahm die aufrührerische Bewegung immer größere Dimensionen an. Ende April d. J. wurden Anhänger der „Roten-Faust“-Sekte in der Umgegend von Tientsin beobachtet. Die Christenverfolgung nahm in bedenklicher Weise zu. Kapellen und Häuser französischer Missionare wurden zerstört und niedergebrannt. Der französische Vertreter in Peking machte vergebliche Versuche, die dortige Regierung zum Einschreiten für seine Schutzbefohlenen zu bewegen. Ende Mai zeigten sich in der Nähe von Peking aufrührerische Banden. Die Ausschreitungen derselben beschränkten sich nicht mehr auf die Chinesenchristen, sondern begannen einen allgemein fremdenfeindlichen Charakter anzunehmen. Die Aufrührer besetzten die beiden von Tientsin und Paoingsu nach Peking führenden Bahnen, so daß die Hauptstadt selbst bedroht erschien.

Nunmehr beantragten, da die chinesische Regierung augenscheinlich unwillig oder unfähig zu energischem Einschreiten sei, die Vertreter aller derjenigen Mächte, welche Kriegsschiffe in den chinesischen Gewässern stationiert hatten, bei ihren Regierungen die Entsendung von Marinedetachements in Stärke von je 50 Mann zum Schutz der Gesandtschaften und deren Schutzbefohlenen. Dem Antrag unseres Gesandten wurde von der Kaiserlichen Regierung sofort entsprochen, so daß das deutsche Detachement am 3. Juni in Peking eintraf. Nachdem dort auch die Detachements der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Rußlands, Osterreich-Ungarns, Englands, Japans und Italiens eingerückt waren, verfügten die Gesandten ohne Hinzurechnung der in Peking ansässigen waffenfähigen Europäer über eine Schutzwache von etwa 450 Mann, welche sie als für alle Eventualitäten ausreichend

angesehen und bezeichnet hatten. Es darf hierbei hervorgehoben werden, daß, als im Jahre 1898 bei den damaligen Ausschreitungen gegen die Europäer ein deutsches Detachement von 30 Seesoldaten und einem Offizier nach Peking gelegt worden war, dieses in Verbindung mit den übrigen etwa gleich stark bemessenen fremden Kontingenten dem gestellten Zweck vollkommen genügt hatte. Da die Gesandten angesichts des unterbrochenen Eisenbahnverkehrs nach Peking und der Zerstörung einer der beiden Telegraphenlinien, welche die Hauptstadt mit der See und dem Ausland verbanden, die Befürchtung hegten, der Aufstand könne gefährlichere Dimensionen annehmen, so wurde auf ihren Antrag von den Mächten den Geschwaderchefs die Weisung erteilt, mit den Gesandten geeignete Maßregeln zur Sicherung der Verbindung mit Peking zu vereinbaren.

Wenige Tage nach dem Eintreffen der Schutzdetachements in Peking schien sich die dortige Regierung darauf besinnen zu wollen, daß sie endlich Schritte zur Unterdrückung des Aufstands thun müsse. Die chinesischen Minister erklärten, die Kaiserin-Witve und der Kaiser seien sich ihrer Verantwortung bewußt und entschlossen, mit Waffengewalt einzuschreiten. Die von den fremden Instruktoren ausgebildeten Truppen erhielten Befehl, in die Hauptstadt einzurücken. Sie wurden jedoch nach kurzer Zeit wieder in ihre Lager außerhalb der Stadt zurückgeschickt, weil sie zu scharf gegen die Boxer vorgegangen seien. Diese Maßnahme und verschiedene andere Vorgänge zeigten, daß im Rat der Kaiserin-Witve die fremdenfeindliche Partei mehr und mehr die Oberhand gewonnen hatte. Immerhin scheint Frhr. v. Ketteler in offener Übereinstimmung mit seinen Kollegen noch am 10. Juni Grund gehabt zu haben, die persönliche Sicherheit des Gesandtschaftspersonals durch die schon getroffenen Vorkehrungen für hinreichend gewährleistet zu halten. An diesem Tage telegraphirte der Gesandte hierher, er habe die weiteren 350 Mann, welche der Chef des deutschen Geschwaders nach Tientsin gesandt und ihm für Peking zur Verfügung gestellt hatte, angewiesen, in Tientsin zu bleiben, da das Pekingener Detachement keiner Verstärkung bedürfe.

Die letzte Nachricht, die von unserem Gesandten hier eintraf, ist vom 12. Juni datiert und besagt, daß der fremdenfeindliche Prinz Tuan, der Vater des im Wege der Adoption zum Thronfolger erhobenen Prinzen Pu-chün, zum Mitgliede des Tsung-li-Yamens ernannt worden, und daß jetzt die Loslassung der regulären chinesischen Truppen gegen die Fremden zu befürchten sei. Seitdem sind keine

direkten Nachrichten von unserer Gesandtschaft in Peking eingetroffen, da seit dem 13. Juni jede telegraphische und sonstige Verbindung der chinesischen Hauptstadt mit der Außenwelt völlig unterbrochen ist. Nur vereinzelt sind seither noch chinesische Boten mit spärlichen Mitteilungen durchgedrungen. Eine Nachricht, an deren Wichtigkeit leider kein Zweifel mehr bleibt, war die erschütternde Kunde von der Ermordung des Kaiserlichen Gesandten Frhn. v. Ketteler in den Straßen von Peking durch chinesische Soldaten. Die Gerüchte von einer Niedermetzelung



Freiherr von Heyking. Der frühere deutsche Gesandte in Peking.

sämtlicher in der Hauptstadt befindlichen Europäer und der Zerstörung aller Gesandtschaften haben bis jetzt eine authentische Bestätigung nicht gefunden.

Der Versuch der vor Taku versammelten Geschwaderchefs, durch ein unter Admiral Seymour stehendes internationales Expeditionskorps von über 2000 Mann, von welchem mehr als 500 Mann der deutschen Marine einen gewichtigen Bestandteil bildeten, nach Peking vorzudringen, scheiterte an der Zerstörung der Bahn Tientsin-Peking und

an der gewaltigen numerischen Übermacht der Chinesen. Nur mit großen Anstrengungen gelang es, die umzingelte und schwer bedrängte Entsatzkolonne zu befreien. Mit den augenblicklich in China gelandeten Streitkräften einen nochmaligen Vorstoß auf Peking zu versuchen, ist nach der einstimmigen Ansicht der Admirale zur Zeit aussichtslos, da zwischen der Hauptstadt und Tientsin die bestausgebildeten und bestbewaffneten chinesischen Truppen stehen. Schweren Herzens haben sich daher die Geschwaderchefs entschlossen, um nicht vergeblich neue Opfer an Menschenleben zu bringen, mit weiteren militärischen Operationen zu warten, bis die nötigen Verstärkungen eingetroffen sein werden. Die jetzt an Ort und Stelle vorhandenen internationalen Truppen scheinen höchstens auszureichen, um Taku und Tientsin zu halten.

In dieser letzteren Stadt hatten sich gleichfalls seit Anfang Juni die Ereignisse in einer für die Europäer bedenklichen Weise zugespitzt. Am 4. Juni wurde ein Detachement des deutschen Geschwaders von einem Offizier und 25 Mann zum Schutze der deutschen Niederlassung dorthin gesandt, das später verstärkt wurde. Am 10. Juni waren in Tientsin 650 Mann fremder Truppen zum Schutze der Europäer zusammengezogen. Als die Chinesen begannen, im Peiho-Fluß Torpedos zu legen und in der Umgebung von Tientsin, sowie in den Forts von Taku reguläre Truppen zu konzentrieren, richteten die versammelten fremden Befehlshaber ein Ultimatum an den chinesischen Kommandanten der Taku-Forts, bis 2 Uhr nachmittags des 17. Juni seine Truppen zurückzuziehen. Der Kommandant antwortete damit, daß er um 1 Uhr Nachts am 17. Juni das Feuer auf die vor Taku liegenden fremden Kriegsschiffe eröffnen ließ. Nach siebenstündigem Geschützkampf waren die chinesischen Battereien zum Schweigen gebracht, so daß die Forts von den vereinigten europäischen Marinemannschaften erstürmt werden konnten. Den vereinten Anstrengungen der internationalen Truppen gelang es, nach heftigen Kämpfen das von Boxern und chinesischen Soldaten eingeschlossene und hart bedrängte Tientsin am 24. Juni zu entsetzen und am 27. Juni die Befestigungen des dortigen Arsenal zu nehmen. An diesen Kämpfen haben unsere Marinemannschaften hervorragenden und ruhmvollen Anteil genommen.

Die militärische Lage hat sich jetzt anscheinend dahin gestaltet, daß die Chinesen den Kaiserkanal bei Tientsin durchstoßen haben, um den Anmarsch auf Peking von Süden her durch Ueberschwemmung zu hindern, und daß Tientsin selbst von Norden und Osten her durch große andringende feindliche Heeresmassen ernstlich bedroht ist.

Was die zur Bekämpfung des Boxeraufstandes von seiten der Mächte bisher getroffenen Maßnahmen anbelangt, so waren bis zum 28. Juni in Taku deutscherseits gelandet: 46 Offiziere, 1500 Mann mit 4 Kanonen und 7 Maschinengewehren. Die Russen hatten zu derselben Zeit etwa 6000 Mann ausgeschifft, die Engländer 3000 Mann, die Japaner 4000 Mann, die Franzosen 400 Mann, die Amerikaner 350 Mann. Dazu kamen noch kleinere Kontingente der Oesterreicher und Italiener. Weitere, sehr erhebliche Nachschübe für die verschiedenen Kontingente treffen inzwischen fortgesetzt ein. Was insbesondere Deutschland anbelangt, so ist am 3. Juli von Wilhelmshaven auf den Dampfern „Wittekind“ und „Frankfurt“ des Norddeutschen Lloyd unter Führung des Generalmajors v. Hoepsner ein Expeditionskorps abgegangen, bestehend aus zwei kriegsstarke Seebataillonen, einer fahrenden Batterie (sechs 8,8 Zentimeter-Geschütze), 100 Pionieren und Telegraphisten, einem Sanitätsdetachement, zusammen 69 Offiziere und 2432 Mannschaften. Ferner hat die 1. Division des 1. Geschwaders unter Kontre-Admiral Geißler Befehl erhalten, nach Ostasien zu gehen. Dieselbe setzt sich aus den Linien Schiffen „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“, „Weißenburg“, „Wörth“ und dem Aviso „Gela“ zusammen. Die Gesamtstärke der Besatzung beläuft sich auf 91 Offiziere (einschließlich Ärzte, Ingenieure und Zahlmeister), 1522 Mann Matrosen und 789 Mann Heizerpersonal, insgesammt also auf 2402 Köpfe. Die Hinaussendung einer aus Freiwilligen zu bildenden kombinierten Brigade ist im Werke. Dieselbe wird aus 8 Bataillonen Infanterie, 3 Eskadrons Kavallerie, 4 Batterien Feldartillerie und den erforderlichen Spezialwaffen, Munitionskolonnen und Trains bestehen.

Die von uns getroffenen militärischen Maßnahmen sollen uns in den Stand setzen, an der von allen Mächten für notwendig erachteten militärischen Aktion in China in einer der politischen Bedeutung Deutschlands entsprechenden Weise teilzunehmen. Durch die Vorgänge in China sind das so erfolgreiche deutsche Missionswerk im fernen Osten, der blühende deutsche Handel in Ostasien und endlich die in der Provinz Schantung im Entstehen begriffenen großen deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen in gleichem Maße bedroht. Diese idealen und materiellen Interessen müssen wir mit allem Nachdruck schützen. Das Ziel, das wir verfolgen, ist die Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, Rettung der in Peking eingeschlossenen Fremden, Wieder-

herstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, Sühnung und Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschen keine Auftheilung Chinas; wir erstreben keine Sondervorteile. Die Kaiserliche Regierung ist von der Überzeugung durchdrungen, daß die Aufrechterhaltung des Einverständnisses unter den Mächten die Vorbedingung für die Wiederherstellung von Frieden und Ordnung in China ist, und wird ihrerseits in ihrer Politik diesem Gesichtspunkte auch ferner in erster Stelle Rechnung tragen.

Die im Vorstehenden dargelegten Gesichtspunkte haben die volle Zustimmung des Bundesrats-Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten gefunden.

(gez.) Bülow.



Appell mit Feldausstattungsgegenständen in Wilhelmshaven.

Stimmung in Deutschland.

Von der Stimmung, die damals in deutschen Kreisen herrschte, giebt ein großes Blatt folgendes Bild: In dem Augenblick, wo Deutschland zum ersten Male in seinem politischen Dasein im Begriff steht, eine größere militärische Expedition an eine ferne Küste zu entsenden, um sein Recht und seine Angehörigen gegen Vergewaltigung zu schützen, erscheint es in jeder Hinsicht geboten, sich über die Tragweite und die Schwierigkeiten des geplanten Unternehmens klar zu werden.

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er vollbringt mit seiner Hand.“

Eins zuvörderst steht fest: Das, was wir vorhaben, ist der erste Schritt auf einer ganz neuen Bahn, die wir beschreiten. Mit ihm werden wir unwiderrüflich in den Wirbel der Welt-Politik hineingerissen. Wir entsagen unserer Stellung als lediglich kontinentaler Macht und den mannigfachen, allerdings mehr negativen Vorteilen, die sie bot, um einem weiter gestalteten, dafür aber um so unbestimmbaren Ziele nachzustreben. Daß uns die Verhältnisse zu diesem Schritte getrieben haben, kann bis zu einem gewissen Grade als eine innere, durch den Gang unserer ganzen politischen und geschichtlichen Entwicklung bedingte Notwendigkeit betrachtet werden. Denn in der That: die stets zunehmende Ausbreitung und Bedeutung unseres überseeischen Handels, die Verbreitung des Deutschtums in allen Weltteilen, unsere militärische Machtstellung, unser steigender Reichtum — vor allem



Graf von Bülow.

die überragende Bedeutung deutscher Geistesarbeit und Kultur nicht nur für die europäische, sondern für die gesamte Menschheit — sind so weit über die Grenzen einer rein kontinentalen Macht hinausgewachsen, daß es nur als eine notwendige Folgeerscheinung betrachtet werden muß, wenn wir plötzlich gezwungen werden, nun auch mit realen Machtmitteln für die Behauptung einer solchen Interessensphäre einzutreten. Hoffen dürfen wir von diesem Ereignis, daß es den politischen Horizont unseres Volkes und unserer Parlamentarier erweitere, daß es die notwendige Weiterentwicklung unserer militärischen Kraft zu Lande und zu Wasser fördere, daß es unsere Machtsphäre befestige und er-

weitere, daß es alle lebendigen Kräfte unseres Volkes zu immer regerer Bethätigung ansporne, den Überschuß unserer Volkskraft ausnuße, um neue Stützpunkte des Deutschtums zu gewinnen, damit es nie wieder von uns heißen möge, wie schon so oft und wie es alle Philister im Lande und seiner vertretenden Körperschaft erstreben:

„Das ist eine von ihren größten Thaten,
Sich in ihrem eigenen Fett zu braten.“

Bedingung dafür, daß sich die Dinge thatsächlich in dieser wünschenswerten Weise entwickeln, ist allerdings der politische und militärische Erfolg. Einer Blamage, wie sie die Engländer in Transvaal erlebt haben, dürfen wir uns nicht aussetzen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, statt zu gewinnen, von der Stufe politischer Bedeutung wieder zurückgeworfen zu werden, die wir heute schon in Anspruch nehmen. Den Erfolg sicher zu stellen, ist demnach die verantwortungsvolle Aufgabe unserer leitenden Staatsmänner und Militärs, und um das zu können, muß man sich vor allem darüber klar sein, mit welchen Machtfaktoren man im Verlauf der Dinge in Konflikt geraten, vor welche Eventualitäten man gestellt werden kann — und was man auf alle Fälle — mögen die Dinge kommen wie sie wollen — erreichen will.

Bei der Beantwortung dieser wichtigen Fragen haben wir offenbar mit zwei Faktoren zu rechnen: Erstens mit den Chinesen und zweitens mit den anderen Mächten. Was zunächst die Chinesen anbetrifft, so ist ihre thatsächliche militärische Macht schwer zu taxieren, weil sich garnicht vollständig übersehen läßt, welche Kriegsvorbereitungen sie im Innern des Reiches getroffen haben und welche Kräfte ihnen aus der Revolution zuwachsen. Zu welcher ungeheurerer Macht eine solche Volksbewegung in China anschwellen kann, das lehrt der Taiping-Aufstand in der anschaulichsten Weise. Die Hoffnung, daß zwei Parteien in China selbst sich bekriegen könnten, wie damals, kann dabei nicht mehr in Frage kommen. — Allem Anschein nach bedarf es eines bedeutenden Entsatzkorps, um nur hier der Situation Herr zu werden. Von einem Vormarsch auf Peking aber kann unter solchen Umständen zunächst nicht die Rede sein. An einen solchen wird sich erst denken lassen, wenn es gelungen sein wird, die Stellung bei Tientsin in Besitz zu nehmen und die Chinesen von dort endgiltig zurückzuwerfen. Auch dann aber wird es aller Wahrscheinlichkeit nach sehr erheblicher Streitkräfte bedürfen, um den Vormarsch wagen zu können. Vor allem wird ein solcher auf das sorgfältigste vorbereitet sein müssen,

wenn er überhaupt gelingen soll. Die Wegbarkeit des Landes ist eine sehr geringe. Mit gewöhnlichem Fuhrwerk kommt man nicht vorwärts — aller Proviant muß durch Kulis nachgeschafft werden. Man wird ihrer 100 % der Heeresstärke zum mindesten bedürfen. Man sieht also, daß es keineswegs leicht werden dürfte, der Bewegung militärisch Herr zu werden. Es wird wohl zweifellos gewaltiger Anstrengungen von allen Seiten bedürfen, um dieses Resultat zu erreichen.

Hier nun tritt die politische Seite der Frage in den Vordergrund. Wie weit ein Einvernehmen der Mächte besteht, läßt sich augenblicklich noch nicht übersehen. Die Niedermehlung sämtlicher diplomatischer Vertreter in Peking wird die Solidarität der Interessen allerdings erhöhen. Immerhin aber muß man sich darüber klar sein, daß das Einvernehmen nur so lange als ein zuverlässiges wird betrachtet werden können, als es sich mit dem Interesse jedes einzelnen beteiligten Staates deckt. England und Japan haben nun aber ein sehr dringendes Bedürfnis, Rußlands Macht in China nicht allzusehr anwachsen zu lassen — Rußland seinerseits kann eine Machterweiterung Englands und Japans im nördlichen China nicht gerne sehen. Keinem von ihnen wird besonders viel daran liegen, zur Machterweiterung Deutschlands in dem Gebiete beizutragen. Sehr fraglich muß es jedenfalls erscheinen, ob die Mächte einmütig das Programm durchzuführen bereit sein werden — das der Graf Bülow entworfen hat: „Wiederherstellung der Sicherheit von Person, Eigentum und Thätigkeit der Reichsangehörigen in China, Rettung der in Peking eingeschlossenen Fremden, Wiederherstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung, Sühnung und Genugthuung für die verübten Unthaten.“ Das klingt ja ganz einfach und maßvoll, und doch welches Riesenprogramm ist darin enthalten, wenn man erwägt, daß es sich um ein Volk von etwa 400 Millionen handelt und ein Land, das größer ist als ganz Europa.

Angesichts dieser Verhältnisse wird man sich der sanguinischen Hoffnung auf rasche Erfolge und baldige Erledigung der ganzen Angelegenheit gewiß nicht hingeben dürfen. Man wird vielmehr auf eine verhältnismäßig lange Dauer gefaßt sein müssen — und man kann sich eigentlich schon jetzt sagen, daß die bisher in Aussicht genommenen Streitkräfte nicht ausreichen, um den Erfolg auf alle Fälle sicher zu stellen, um unsere freie militärische und politische Entscheidungsfähigkeit in Asien zu wahren. Eine sehr wesentliche Verstärkung wird daher aller

Wahrscheinlichkeit nach bald folgen müssen, und man wird gut thun, ihre Vorbereitung schon jetzt in Angriff zu nehmen. Die Franzosen haben in Tonting die allerschlechtesten Erfahrungen mit dem tropfenweisen Einsetzen von Verstärkungen gemacht. Einen entscheidenden militärischen Erfolg haben sie insolgedessen überhaupt nicht errungen. Wir müssen uns also hüten, in denselben Fehler zu verfallen — und uns entschließen, rechtzeitig die erforderliche Kraft einzusetzen. —

Während dieser ganzen Zeit schwebte die gebildete Welt zwischen Hangen und Bängen. Die Nachrichten widersprachen sich zwar, besonders suchte Si Hung Tschang die Gemüther zu beruhigen, indem er wiederholt versicherte, daß die Gesandten noch lebten, und nur der Freiherr von Ketteler ermordet sei.

Dieser Bizekönig aber hatte sich schon vorher als nicht ganz zuverlässig erwiesen, so daß man seinen Versicherungen keinen Glauben schenkte, auch war anderseits kein Lebenszeichen von den Gesandtschaften nach außen gelangt, trotzdem die Entfernung von Peking nach Tientsin so kurz ist, daß ein chinesischer Läufer sie in wenig Tagen zurücklegen kann. So mußte der Glaube sich immer mehr befestigen, daß die ganze auswärtige Diplomatie mit allen Frauen und ihren geringen Schutzwachen (zusammen etwa 450 Mann) unter den Streichen oder durch die Kugeln der Boyer umgekommen oder gar gemartert worden sein. Dieser Glaube steigerte sich fast zur Ueberzeugung, als es sich immer mehr herausstellte, daß die chinesische Regierung selbst nicht nur zu schwach war, dem Aufstand ein Halt zu gebieten, sondern daß auch sie eine durchaus unzuverlässige Rolle in der ganzen Geschichte spielte; indem man sie, selbst in hohen diplomatischen Kreisen, vielfach sogar beschuldigte, mit den Mordgesellen unter einer Decke zu stecken. Die Leser wird es daher interessieren zu erfahren, was inzwischen in Peking geschehen war.



Die Tage der Schrecken in Peking.

Das Anwachsen der Boxer-Bewegung.

Von Schantung aus waren die Boxer in die Nachbarprovinz Tschili eingedrungen. Ihre Lehre „die Fremden essen das Land auf; ihre Religion hat den Zorn des Himmels über China heraufbeschworen; die verfluchten Eisenbahnen und Telegraphen haben die guten Einflüsse von oben zerstört“ verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Prinz Tuan, der Vater des Thronfolgers, wurde das Haupt der Boxerpartei; andere hervorragende Würdenträger wie der Herzog Lau, der jüngere Bruder Tuans, Hüftung, der Vormund des Thronfolgers, Kangyi, der ärgste Fremdenfeind, machten gemeinschaftliche Sache. Im April bereits traten die Boxer ganz offen in Peking auf.



Prinz Ching.

das Haupt der fremdenfreundlichen Partei in China.

Junge Burschen wurden durch Lehrer, die aus Schantung gekommen, gedrillt und mit Schwertern und Messern bewaffnet. Messer waren schon um das Doppelte im Preise gestiegen und die Messerschmiede hielten reiche Ernte. In den Straßen wurden fremdenfeind-

liche Flugschriften verkauft und christliche Bediente wurden gewarnt, sie seien verfehnte Leute. Es wurde verbreitet, acht Millionen Krieger würden vom Himmel herabsteigen und die Fremden vernichten; erst dann werde es regnen. Die Christen hätten die Götter beleidigt, indem sie die Religion des Teufels verehrten, deshalb hätte der Himmel den Regen zurückgehalten und Tausende müßten Hungers sterben. Um die Unwissenden noch mehr gegen die Fremden aufzubringen, wurde ausgestreut, die Fremden vergifteten die Brunnen.

Am 15. Mai berichteten die katholischen Väter und Msgr. Fabier, die Christenverfolgung sei die größte, die China seit dem Ausbruch in Szechuan gesehen habe.

Am 28. Mai traf in Peking ein Bote ein, der berichtete, daß zwischen Sakutschiau und PaoTINGSU die Luhan-Eisenbahn zerstört worden sei, und daß das Leben der französischen Ingenieure in Tschanghsientin, 8 km über Sakutschiau hinaus, bedroht sei. Die Station war niedergebrannt worden, und die Ingenieure wurden in ihren Wohnungen belagert. Später wurde erzählt, Fengtai, die erste Eisenbahnstation auf der Strecke Peking-Tientsin, sei von den Boxern angegriffen und die Gebäulichkeiten niedergebrannt worden; die Maschinenschuppen ständen in Flammen und die ganze Umgebung sei in Aufruhr. Man erkannte sofort als bezeichnend, daß General Lungfuhjian von der Kaiserin-Wittve in Audienz empfangen worden war. Es war einige Tage vorher in allen Dörfern der Umgebung bekannt gegeben worden, daß die Station an dem Tage verbrannt werden sollte. In der Erwartung des Brandes waren Boxer oder Gleichgesinnte am Morgen nach Fengtai aufgebrochen, wobei sie ankündigten, sie wollten Augenzeugen des Zusammenstoßes sein. Von Peking und von allen Tempeln auf den westlichen Hügeln konnte man die Rauchwolken sehen. Zum Glück war eine Lokomotive in Fengtai in Bereitschaft gehalten worden, sodaß die Ingenieure und das sonstige Personal, fast ausschließlich Briten, noch vor dem Angriff nach Tientsin zu entkommen vermochten.

Die Ankunft der Gesandtschaftswachen in Peking.

Die Aufregung in Peking wuchs nun von Tag zu Tag, und die Fremden wurden von den chinesischen Soldaten, die zu ihrem „Schutz“ bestellt waren, mit Steinen angegriffen, sodaß man sich endlich entschloß, von den Marinestationen europäische Truppen zum Schutz heranzuziehen.

Am 31. Mai sandte Freiherr v. Ketteler einen ausführlichen Bericht an die deutsche Regierung, in der er die Schwierigkeit der Lage schilderte. Am Abend desselben Tages trafen bereits die ersten Schutzwachen: Russen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, Italiener und Japaner, im ganzen etwa 340 Mann, ein. Wie es bei solchen internationalen Unternehmungen zu gehen pflegt, waren ernsthafte Mißgriffe begangen worden. In erster Linie war die britische Streitmacht beim Ausmarsch von Tientsin 100 Mann stark; Rußland sandte nur 75 Mann. Der britische Konsul nahm daher 25 Mann weg, damit die Zahl der Briten der der Russen entspräche. Er schien der Ansicht zu sein, daß die Truppen nur zu einer Demonstration nach Peking gehen würden; auch gab man ihnen nur ein veraltetes fünfsläufiges Nordenfeldtgeschütz Modell 87 mit, das bei jedem vierten Schuß regelmäßig versagte. Noch schlimmer waren die Russen daran. Sie hatten ihr Zwölfpfündergeschütz in Tientsin zurückgelassen, aber 80 Geschosse mitgebracht, die sie, als die Verbindung in der Folge abgeschnitten wurde, in einen Brunnen versenkten, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen.

Am 3. Juni folgte das deutsche Detachement in einer Stärke von 50 Mann und das österreichische, das nur 30 Mann zählte. Wenige Tage später war die Verbindung zwischen Peking und Tientsin abgeschnitten.

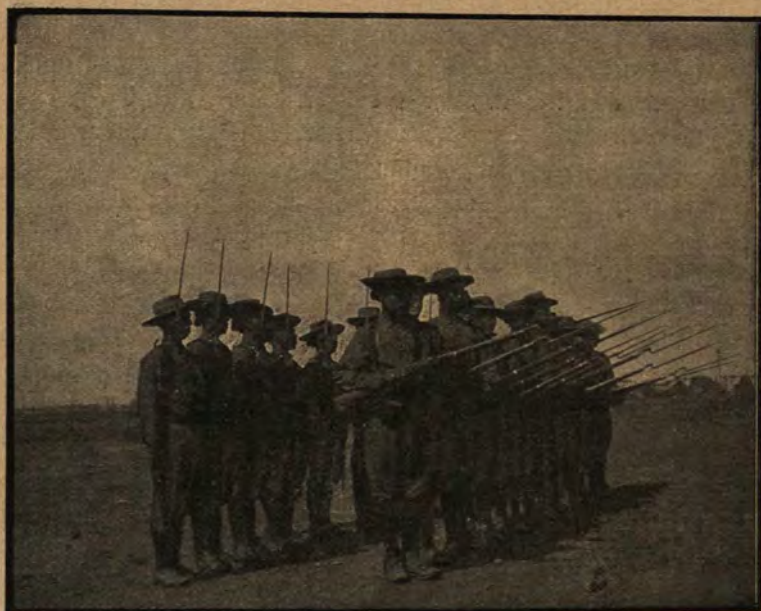
Jetzt erst erhielten die Gesandten und auch die höheren chinesischen Offiziere den Beweis, daß die chinesische Regierung sich auf Seiten der Boyer stellte. Der chinesische General Nieh-schih-cheng hatte eben die Boyer geschlagen, als ihm ein Wink zuging, daß die Stimmung an kaiserlichen Hofe umgeschlagen sei. Er richtete insolgedessen am 6. Juni folgendes kuriose Telegramm an den Großsekretär Junglu:

„Soeben zerstörten zahlreiche Übelthäter in ihrer unruhigen Verücktheit die Bahnhöfe von Huang-tsun bis Lang-fan einschließlich. Vertrauend auf ihre große Zahl, fürchteten sie nicht die Geseze und unterbrachen den Verkehr auf der Eisenbahn Peking—Tientsin. Ohne sie gefangen zu nehmen oder zu schlagen, war die Sache nicht zu erledigen. Ich erhielt den kaiserlichen Befehl, zu schützen. Dies war meine Verantwortlichkeit. Meine Gewissenhaftigkeit in Staatsgeschäften geht bis zur Furcht und Krankheit. Im Angesicht der gegenwärtigen Frechheit der Übelthäter habe ich meine Kavallerie und Infanterie selbst gegen jene geführt und sie mit der äußersten Energie geschlagen. Ich hatte keine Zeit übrig, vorher Befehle einzuholen. Wenn die

hohe Regierung später beschließen wird, mich dafür zu bestrafen, so werde ich nicht wagen, mich dagegen aufzulehnen.“

Die Antwort darauf war, daß Niehs Truppen, weil sie auf „die treue und patriotische Brüderschaft“ gefeuert hätten, nach Tientsin und Lutai zurückberufen wurden. Die chinesische Regierung hatte also damit den zweifellosen Beweis ihrer Sympathieen für die Boxer gegeben.

Die Minister nahmen nun auch gar keine Veranlassung mehr, ihre Abneigung gegen die Fremden zu verheimlichen. Als am 9. Juni



Mannschaften des regulären chinesischen Weisheitweil-Regiments.

der amerikanische Gesandte die Zerstörung der Eisenbahn zwischen Peking und Tientsin zur Sprache brachte, gab man ihm frech zur Antwort: „Was liegt daran, daß die Eisenbahn zerstört ist? Was that Ev. Excellenz, ehe die Eisenbahn erbaut war; wie kamen Sie damals hierher?“

Die Ermordung des japanischen Sekretärs.

Am 11. Juni morgens ritten viele Europäer nach Matschiapu, weil man die Ankunft des Entsatzkorps unter Seymour erwartete, doch

mußte man sich nach stundenlangem vergeblichen Warten zur Rückkehr bequemen.

Am Nachmittag sandte der japanische Gesandte den Kanzleivorsteher Sugiyama nochmals nach Matschiapu. Als dieser unbewaffnet und allein in seinem Karren Jungtingmen, das äußere Thor auf dem Wege zur Station, hinter sich hatte, ward er von Soldaten Tungfuhjians aufgegriffen, aus seinem Karren gezerrt und in Gegenwart eines chinesischen Hausens, der unbarmherzig und mit offenbarem Vergnügen diesen Vorgängen zusah, niedergemacht. Einem Mafu (Pferdeknecht), der im Dienste der amerikanischen Gesandtschaft stand und in Matschiapu



Japanische Patrouille in den Straßen Peking's.

vergeblich die Ankunft des Zuges erwartete, wurde geraten, sich schleunigst davon zu machen unter Verwünschungen, weil er im Dienste der Fremden stehe. Er ritt nach Jungtingmen, wo er den Sekretär tot und verstümmelt liegen sah; da es ihm aber nicht erlaubt wurde, hindurchzureiten, ritt er in scharfem Trab nach einem andern Thor und kam atemlos in der Gesandtschaft an. Herr Narahara, der zweite Sekretär, begab sich sogleich zum Yamen, doch wurde kein Versuch gemacht, die Leiche zu bergen. Das Herz war aus ihr herausgeschnitten und höchstwahrscheinlich als Trophäe an den grausamen Tungfuhjian selbst gesandt worden. Am folgenden Morgen fand ein Diener den ver-

stümmelten Körper oberflächlich mit Erde bedeckt an dem Platze, wo der Mord geschehen war. Ein Bein war bloßgelegt und Kinder vergnügten sich zur Erheiterung ihrer Eltern damit, mit Stöcken daran herumzustoßern. Ein Erlaß, der nach dem Mord veröffentlicht wurde, schrieb die Unthat Verbrechern zu, die außerhalb der Stadt ihr Wesen trieben, während es offenbar war, daß der Mord von Soldaten Lungfuhjians begangen worden war, der begünstigten Leibwache der Kaiserin-Regentin.

Folgenden Tags sandte Freiherr v. Ketteler eine Depesche mit nachstehendem Wortlaut an das Auswärtige Amt — es ist das letzte offizielle Schriftstück von seiner Hand:

„Die Minister des Tsungli-Yamens verlangen, daß die Entsendung von 1000 Matrosen nach Peking aufgehalten werden soll; die beteiligten Vertreter haben dies jedoch abgelehnt. Die Matrosen müssen auf dem Wege von Tientsin hierher Behinderung oder Waffenwiderstand gefunden haben, da sie sonst schon eingetroffen wären. Telegraphische Verbindung mit Tientsin ist unterbrochen.

Der fremdenfeindliche Prinz Tuan, der Vater des Thronfolgers, ist neben Prinzen Ching zum Mitleiter des Tsungli-Yamens ernannt. In der Nacht zum 10. d. Mts. ist die Sommerresidenz der englischen Gesandtschaft, nahe bei Peking, die unter chinesischer Obhut war, niedergebrannt. Gestern wurde der japanische Attaché auf dem Wege zum Bahnhof ermordet und seiner Leiche der Kopf abgeschlagen. Es besteht die Befürchtung, daß die Soldaten gegen die hiesigen Fremden losgelassen werden.“

Am 13. Juni griff Freiherr v. Ketteler selbst einen Boxer mitten aus einem Haufen in der Gesandtschaftsstraße auf. Dieser trug die geheiligte Haube und war mit einem Schwert bewaffnet. Um seine Hüften hatte er einen Gürtel mit einem Talisman aus gelbem Papier, auf dem geheimnisvolle rote Zeichen standen, die ihn gegen fremde Kugeln unverwundbar machen sollten.

Am Abend kamen die Boxer in größerer Stärke aus dem Norden der Stadt, und die Niederbrennung der von Fremden bewohnten Gebäude nahm ihren Anfang. Man rief: Die Boxer kommen! Jedermann begab sich auf seinen Posten; um das Fremdenquartier wurde ein Kordon gezogen und niemand durfte ihn überschreiten. In allen Gesandtschaften wurden Wachen ausgestellt, doch war ihre Zahl, da sie verzettelt werden mußten, unzulänglich und sie wurde noch mehr beschränkt durch die Wache, die für die Peitangkathedrale nötig wurde,

wo Bischof Javier, die Missionare, die barmherzigen Schwestern und eine große Zahl christlicher Flüchtlinge, etwa 2000 Köpfe, versammelt waren. Eine Wache von 5 Oesterreichern wurde nach der belgischen Gesandtschaft gesandt. Die Oesterreicher beherrschten mit ihrem Maschinengeschütz die Zollstraße, die nach Norden führt, die Italiener mit einem Einpfünder die Gesandtschaftsstraße nach Osten. Die Engländer hielten mit ihrem Nordenfeldt die Kanalstraße nach Norden und die Nordbrücke, die Russen waren an der Südbrücke, während die Amerikaner mit ihrem Coltgeschütz die Gesandtschaftsstraße nach Westen bis zum kaiserlichen Palast bestrichen.

Die Niedermehlung der eingeborenen Christen.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juni hörte man allenthalben in der Stadt entsetzliche Schreie, Angstrufe und Röcheln der Sterbenden. Boyer strichen durch die Stadt, machten die eingeborenen Christen nieder oder verbrannten sie bei lebendigem Leibe in ihren Häusern. Zuerst ward die Kapelle der Methodisten in der Hatamenstraße niedergebrannt. Dann flammte es an vielen Punkten der Stadt auf. Mitten im betäubendsten Lärm schossen Flammen aus der Ostkathedrale, Lungtang, gen Himmel. Die alte griechische Kirche im Nordosten der Stadt, die Gebäude der Londoner Mission, das hübsche Haus der amerikanischen Board-Mission und alle fremden Gebäude, die zum kaiserlichen Seezollamt in der östlichen Stadt gehörten, brannten während der ganzen Nacht. Gegen Morgen wurde auch die Südkathedrale, Nantang, ein Raub der Flammen. Es war ein entsetzlicher Anblick.

Die Boyer begingen schreckliche Grausamkeiten: Frauen und Kinder wurden in Stücke gehackt, Männern wurden Nasen und Ohren abgehauen und die Augen ausgestochen. Von den tausenden chinesischer Soldaten trat nicht einer für die armen Opfer ein; vielmehr erzählt man, daß der Herzog Lau und Tschautschutschiao sich in ihren Sänften herumtragen ließen und an dem Schauspiel weideten.

Zum Glück vermochten viele Männer, Frauen und Kinder, wenn auch teilweise verwundet oder arg verbrannt, sich zu verstecken und konnten von den Patrouillen der Europäer, die sich während der beiden folgenden Tage nach den Brandherden begaben, gerettet werden. Insgesamt fanden über 1200 chinesische Christen Schutz und wurden im Palast des Prinzen Su, nahe der englischen Gesandtschaft, untergebracht.

Am Abend des 16. Juni brach wieder ein Feuer aus, das von Boyern angelegt worden war, um einen fremden Materialwarenladen,

der sich in der Stadt befand, zu vernichten. Das Feuer blieb aber nicht auf seinen Herd beschränkt, sondern legte einen ganzen Stadtteil in Asche und zerstörte Millionen. Zuerst sprang es auf die Buchhändlerstraße über und vernichtete diese interessanteste Straße von Peking mit ihren unschätzbaren Rollen, Manuskripten und gedruckten Büchern. Von dort ergriff es Haus um Haus und bald lag (ein Unglück, wie es in China noch nicht dagewesen) der reichste Teil von Peking in Asche, die Perlen- und Juwelensläden, die Seiden- und Pelzwerkfläden, die Atlas- und Stickereisläden, die großen Kunsthandlungen, die Gold- und Silberläden, die Schmelzhütten und fast alles sonst, was in der Hauptstadt sich von hohem Wert befand. Dann sprang das Feuer auf das Tschienmenthor über, das vor dem kaiserlichen Palast liegt und das nur geöffnet wird, wenn der Kaiser durchfährt. Ein imposanter Tempel krönt diese Mauer, auch er fiel der Zerstörung anheim. Das große Ziegeldach mit seinen hohen Giebeln fiel krachend zusammen, während dicke Rauchwolken wie ein Leichentuch den kaiserlichen Palast umhüllten — ein unvergeßliches Schauspiel. Während hier das Feuer immer fortschritt, brach ein anderes in den Häusern am Ende der Gesandtschaftsstraße aus und der Triumphbogen war hin. So häufte sich Feuer auf Feuer!

Die Ausweisung der fremden Gesandten aus Peking.

Am Morgen des 19. Juni sandte Freiherr v. Ketteler den Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft, Cordes, nach dem Tsungliamen, um zu fordern, daß die Kanstruppen Tzungfuhians, die sich nur wenige Schritte von den deutschen Posten entfernt in den Elektrizitätswerken befanden, zurückgezogen würden.

Der chinesische Sekretär befand sich in größter Aufregung und erzählte, daß infolge des Vorgehens der fremden Admirale gegen die Takuforts eine große Änderung in der Lage eingetreten sei. Da eine weitere Erörterung unmöglich war, hinterließ Cordes seine Botschaft mit dem Auftrage, dieselbe dem Oberbefehlshaber Junglu zu übermitteln.

Am Nachmittag gegen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde den fremden Gesandten nachstehendes Ultimatum überreicht:

„Es ist eine Depesche des Vicekönigs Yulu eingetroffen, der eine Note des Doyens des Konsularcorps in Tientsin, des französischen Grafen du Chaylard, übermittelt des Inhalts, daß die Forts von Taku beschossen werden würden, falls den fremden Truppen nicht

sofort gestattet würde, in Tientsin zu landen. Da das einer Kriegserklärung gleichkommt, so teilt das Tsungliyamen hierdurch den fremden Gesandten mit, daß sie Peking binnen 24 Stunden zu verlassen haben. Geschieht das nicht, so kann ihnen weiterer Schutz nicht gewährt werden. Sie sollen freies Geleit und Transportmittel erhalten."

Es entsprach so recht dem chinesischen Brauch, daß in dieser Note gesagt wurde, die Besetzung der Forts von Taku sei angedroht worden, während man wußte, daß sie schon erfolgt war. Was dem Chinesen unangenehm ist, sagt er eben überhaupt nicht. Eine sofort berufene Versammlung des diplomatischen Korps beschloß, das Ultimatum an-



Russische Wagen, bereit zur Fortführung der Gesandtschaft.

zunehmen. Die chinesische Regierung hatte den Gesandten die Pässe zugestellt; was war also anderes zu thun? Sie setzten folgenden Brief auf und sandten ihn in das Yamen:

Peking, 19. Juni 1900.

Hoheiten und Excellenzen! Die fremden Gesandten haben mit großem Erstaunen die Note erhalten, die das Tsungliyamen ihnen unter dem heutigen Datum zugestellt hat. Sie wissen durchaus nichts von dem, was die Note über die Begebnisse bei den Forts von Taku erwähnt. Die fremden Gesandten können nichts thun als die Erklärung und die Forderung des Tsungliyamen annehmen, und sie sind

bereit, Peking zu verlassen. Es ist indessen unmöglich, die Abreise binnen 24 Stunden vorzubereiten. Die chinesische Regierung muß in Betracht ziehen, daß eine große Anzahl Frauen und Kinder bei uns sind und daß ein sehr großer Wagenzug zusammengestellt werden muß. Das Tsungliyamen sagt uns, es würde uns Sicherheit für den Weg verbürgen. Die Gesandten möchten indessen gern wissen, worin diese Sicherheiten bestehen, da die Gegend voller Rebellen ist. Wir zweifeln nicht, daß die chinesische Regierung uns gegenüber vom besten Willen beseelt ist, da aber fremde Truppen auf dem Wege nach Peking sind, um bei Wiederherstellung der Ordnung freundschaftlich mit den Truppen der Regierung zusammenzuarbeiten, so wünschen die Gesandten, daß jene Truppenabteilungen eiligst benachrichtigt werden, daß sie sich mit uns vereinigen sollen, damit wir zusammen abziehen. Die Gesandten müssen ferner um Transportmittel, Karren, Boote und Vorräte bitten und wünschen, daß einige Minister des Tsungliyamen sie begleiten. Um alle diese Fragen zu regeln, bitten die Gesandten, daß die Prinzen Ching und Tuan sie morgen, Mittwoch, 9 Uhr morgens empfangen möchten. Das diplomatische Korps erwartet umgehend Antwort. —

Die erhoffte Antwort traf jedoch nicht ein, und Freiherr von Ketteler als einziger Gesandter, der des Chinesischen völlig mächtig war, sandte daher abends noch eine Note an das Tsungliyamen, daß er sich bestimmt am folgenden Morgen um 9 Uhr zu einer Besprechung dort einfänden würde und um die Anwesenheit eines der Prinzen ersuche, um mit diesem Rücksprache nehmen zu können.

Die Ermordung des Freiherrn v. Ketteler.

Früh am Morgen des 20. Juni hielt das diplomatische Korps eine Zusammenkunft in der französischen Gesandtschaft. Ein Antrag, sich gemeinsam in das Tsungliyamen zu begeben, wurde abgelehnt, doch hielt sich Freiherr v. Ketteler, da er seinen Besuch angezeigt und keine Ablehnung erhalten hatte, für verpflichtet, nunmehr allein den Weg anzutreten.

Zwischen 8 $\frac{1}{2}$ und 9 Uhr begab er sich, begleitet von dem Dolmetscher Cordes, nach dem Tsungliyamen; und über das, was nunmehr erfolgte, wollen wir die wörtliche Aussage des Herrn Cordes folgen lassen:

„Herr v. Ketteler und ich begaben uns nach der Beratung mit den übrigen Gesandten in zwei Sänften auf den Weg. Eine bewaffnete Bedeckung, bestehend aus einem Unteroffizier und vier Mann,

stand zu unserer Begleitung bereit. Herr v. Ketteler entschied aber, daß die Leute besser zurückblieben, theils weil es Aufregung verursachen möchte, wenn die bewaffneten fremden Soldaten sich in den Straßen zeigten, besonders aber, weil das Tsungliyamen ja wußte, daß der Gesandte kam und folglich ihm auch den einem fremden Vertreter schuldigen Schutz angedeihen lassen würde. Wir hatten beide keine Waffen; unsere Sänften begleiteten zwei reitende chinesische Boten der Gesandtschaft. Wir gingen von der französischen Legation, wo die Beratung stattgefunden hatte, aus, kamen an der österreichischen Gesandtschaft vorüber und bogen, nachdem wir die Tschanyanstraße hinter uns hatten, in die Hatamenstraße ein. Unsere Stuhlträger gingen auf dem erhöhten Wege in der Mitte der Straße, wie üblich ritt ein Masu (Pferdeknecht) voraus, der andere hinter uns.

Wir hatten den Ehrenbogen bei der belgischen Gesandtschaft durchschritten und waren ganz nahe bei der Polizeistation zur Linken. Ich beobachtete eine Karre mit einigen Lanzenträgern, die eben vor der Sänfte des Gesandten vorüberkam, als sich mir ein Anblick bot, der mir das Herz zum Stocken brachte. Der Tragstuhl des Gesandten war drei Schritte vor mir. Da sah ich einen Soldaten der Bannertruppen, offenbar ein Mandschu, in voller Uniform, den Mandarinshut mit dem Knopf und einer blauen Feder auf dem Kopf, vorwärts springen, seine Flinte etwa einen Meter von dem Fenster der Sänfte entfernt heben, auf den Kopf des Gesandten zielen und Feuer geben. Starr vor Schrecken schrie ich „Halt!“ In demselben Augenblick krachte der Schuß und die Sänften wurden niedergesetzt.

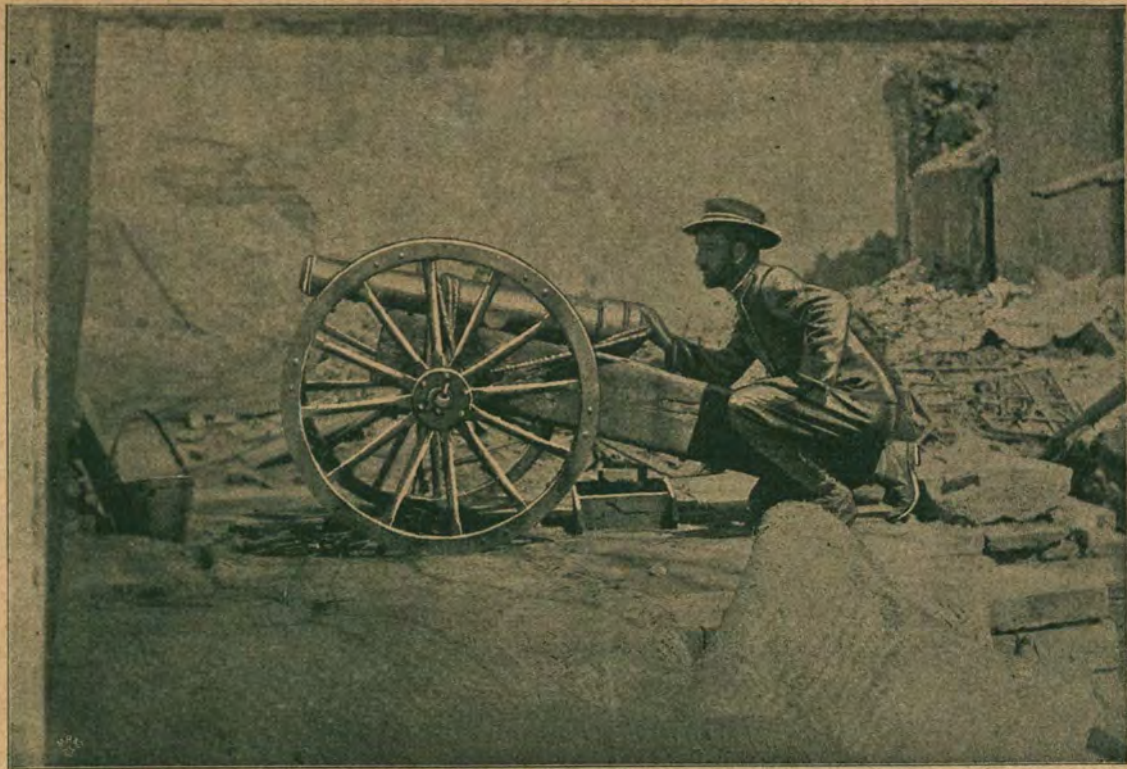
Ich sprang auf die Füße, erhielt aber einen Schuß in den Unterleib. Mehr Schüsse wurden auf mich abgegeben. Ich sah, daß der Stuhl des Gesandten stehen blieb, daß sich aber nichts darin bewegte. Jeder Augenblick längern Zögerns wäre mir verhängnisvoll geworden. Verwundet, wie ich war, rannte ich 50 Schritte in nördlicher Richtung und bog dann in die Straße nach Osten ein, während lebhaft hinter mir her geschossen wurde. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß der Stuhl des Gesandten immer noch an der Stelle stand; ein Lebenszeichen war nicht zu bemerken. Da ich glaubte, ich befinde mich in der zum Tsungliyamen führenden Straße, so lief ich weiter, um dort zu berichten, was geschehen war und vielleicht Schutz zu finden. Aber es war die Straße nicht. Zwei mit Lanzen bewaffnete Leute verfolgten mich, standen aber bald, wahrscheinlich weil sie fürchteten, daß ich Waffen bei mir führe, von der Verfolgung ab.

Ich beschloß nun, zu versuchen, ob ich die amerikanische Mission beim Katamen erreichen könne. Blutüberströmt schleppte ich mich vorwärts, oft durch Straßen voll von Chinesen, die meinen Zustand ohne Mitleid oder Bewegung ansahen und nicht einmal meine Fragen nach dem Wege beantworteten. Ich hörte, wie einer sagte: „Das ist ein Fremder, der seinen Lohn weg hat.“ In einer stillen Straße endlich gab mir ein Hausierer, der menschlicher fühlte als seine Landsleute, Bescheid und eine halbe Stunde nach der Ermordung des Gesandten erreichte ich die amerikanische Mission, wo ich am Eingang ohnmächtig zusammenbrach. Meine Wunden wurden verbunden und ich wurde zur deutschen Gesandtschaft zurückgetragen.



Ein anamitischer-französischer Wachtposten in Peking.

Die Sänfenträger sowohl wie die beiden Reitknechte kehrten heil nach der Gesandtschaft zurück; einer der letzteren war unmittelbar nach der Ermordung zum Tsungliyamen geritten und hatte dort einem ihm bekannten Sekretär die Kunde von dem Morde mitgeteilt. Keiner der Prinzen oder Minister war im Yamen zugegen gewesen, an sich schon ein verdächtiger Umstand, denn es war feststehender Brauch, daß die Minister, wenn sie einen fremden Gesandten nicht empfangen konnten, ihm vorher einen Boten sandten und ihn baten, nicht zu kommen. Daß dieser Bote an jenem Morgen nicht geschickt wurde, der Gesandte also in einen Hinterhalt gelockt wurde, beweist die Mitschuld der



Die Kanone der englischen Gesandtschaft in Peking während der Belagerung.

chinesischen Regierung an dem Morde. Die Mörder selbst aber waren nicht etwa Räuber oder Irreguläre, sondern kaiserliche Bannertruppen in voller Uniform. Die Leute, die für den Mord ausgesucht waren, nahmen überdies in der Nähe einer Polizeistation Aufstellung, die unter der Aufsicht Tschunglis, des militärischen Kommandanten von Peking, steht.



Chinesische Unterhändler in der deutschen Gesandtschaft.

Belastende Schriftstücke, die in einem Boxerlager gefunden wurden, beweisen zudem, daß Tschungli gemeinsame Sache mit den Boxern gemacht und die Bewegung gegen die Fremden, die sein Amt ihm zu schützen befahl, ermutigt hatte. Diese Papiere sind im Besitz der deutschen Gesandtschaft. Die Beamten auf der Polizeistation sahen dem Morde zu; sie wußten wohl, daß die Person, die ermordet werden sollte, der deutsche Minister war, nicht etwa ein Privatmann; wäre letzters beabsichtigt gewesen, so hätte ich nicht entkommen können. Die

That wurde auch nicht von Boxern verübt, denn es wurde nicht einmal versucht, den Chinesen, die uns begleiteten, Leids anzuthun und das widerspricht vollständig der Gepflogenheit der Boxer, deren Wut sich in gleicher Weise wie gegen die Fremden gegen die Chinesen richtet, die den Reis der Fremden essen. Zum Schluß bekräftigte ich, daß die Ermordung des deutschen Gesandten ein sorgfältig geplanter, vorbedachter Mord war, der in Vollstreckung der Befehle hoher Regierungsbeamten von kaiserlichen Bannertruppen verübt wurde."

Beginn der Belagerung der Gesandtschaften.

Kurz nach der Ermordung des Freiherrn v. Ketteler ging dem diplomatischen Korps eine Note der chinesischen Regierung zu, worin es hieß, die Gegend zwischen Peking und Tientsin wimmelte von Räubern, und es sei nicht ratsam, daß die Gesandten dorthin gingen. Sie möchten also in Peking bleiben!

4 Uhr nachmittags war die Stunde, die in dem Ultimatum den Gesandten für die Räumung der Legationen angesagt war, aber das Ultimatum war zurückgezogen worden. Trotzdem wurden chinesische Soldaten im Laufe des Vormittags an allen Punkten aufgestellt, welche die Außenposten beherrschten, und um 4 Uhr, genau auf die Minute, eröffneten sie das Feuer auf die österreichischen und französischen Posten. Ein Franzose fiel, durch den Kopf geschossen, tot nieder, ein Österreicher wurde verwundet.

Fast sträubt sich die Feder, es niederzuschreiben — und doch ist es leider nur allzu wahr — daß in einem solchen Augenblicke, der das Zusammenhalten aller Fremden zur unbedingten Pflicht machte, nationale Eifersüchteleien und persönlicher Ehrgeiz die gemeinsame Sicherheit in Frage stellten.

Die Gesamtstärke der fremden Truppen war folgende:

Amerikaner: 3 Offiziere (Kapitän Myers als Kommandant, Kapitän Hall, Chirurg Lippett) und 53 Matrosen von der Newark.

Österreicher: 5 Offiziere (Kapitän Thomann, Kommandant der Zenta, Flaggleutnant v. Winterhalder, Leutnant Kollar, 2 Fähnriche) und 30 Mann von der Zenta.

Briten: 3 Offiziere (Kapitän B. M. Strouts als Kommandeur, Kapitän Halliday, Kapitän Bray) und 79 Seesoldaten von S. M. S. Orlando und 49 Seesoldaten aus Weihaiwei.

Franzosen: 2 Offiziere (Kapitän Darcy und Fähnrich Herbert) und 45 Mann vom d'Entrecasteaux und Descartes.

Deutsche: Leutnant Graf v. Soden und 51 Seesoldaten vom 3. Seebataillon aus Kiautschou.

Italiener: Leutnant Paolini und 28 Matrosen von der Elba.

Japaner: Leutnant Hara und 24 Mann vom Atago.

Russen: 2 Offiziere (Leutnant Baron v. Rahden und Leutnant v. Dehn) und 79 Mann, nämlich 72 Matrosen vom Sissoj Weliki und 7 Gesandtschaftskosaken; zusammen 18 Offiziere und 389 Mann.

Hierzu gesellte sich eine Freiwilligentruppe von 75 Mann, unter denen sich einige sehr tüchtige Leute befanden. Die Japaner hatten mit 31 Mann darin die Überhand und der japanische Militär-Attaché, Oberstleutnant G. Schiba, übernahm sofort das Kommando. Er war erst kürzlich nach Peking zurückgekehrt. Er kannte China recht gut, da er in dem japanisch-chinesischen Kriege mitgefochten hatte. Oberstleutnant Schiba war einige Jahre Militär-Attaché in London gewesen und hatte den kubanischen Feldzug an der Seite des Generals Schafter verfolgt. Vor seiner Rückkehr nach Peking hatte er die Befestigungen der Nordwestgrenze Indiens studiert. Der ihm beigegebene Hauptmann Morita war seit sechs Jahren in Peking. Hauptmann Ando, der aus japanischen Freiwilligen eine sehr leistungsfähige Truppe bildete und kommandierte, war erst zwei Tage in Peking, als der Abbruch der Verbindungen ihn zwang, hier zu bleiben. — Herr v. Strauch, ein früherer deutscher Gardeoffizier, lebte hier als Beamter der Seezollverwaltung; er hatte den Vorteil, chinesisches zu sprechen, da er früher militärischer Instrukteur bei Tschantschitungs Armee war. — Hauptmann Perry Smith, zuletzt in Südstaffordshire-Regiment, befand sich in Peking zu Besuch, als seine Mitwirkung angerufen wurde. Hauptmann F. G. Poole vom Dstjorkshire-Regiment, der in Mittelafrika gefochten hatte, weilte hier zum Studium der chinesischen Sprache. Herr Nigél Oliphant, der bei den Scots Greys gedient hatte, war bei der kaiserlichen chinesischen Bank angestellt. — Hauptmann Labrousse, von der französischen Marine-Infanterie, hatte erst kürzlich nach Ablauf seines Kommandos Tonking verlassen und befand sich in Peking in der Absicht, über Sibirien heimzureisen. — Leutnant Wrublewski vom 9. ostjibirischen Schützenregiment war ebenfalls zum Studium der chinesischen Sprache anwesend. —

Der rangälteste Offizier der gemeinsamen Truppen war der österreichische Kommandant, Kapitän Thomann, und dieser übernahm mit Fug und Recht am Abend des 21. Juni den Oberbefehl. Damit war der britische Gesandte Sir Claude Macdonald jedoch keineswegs ein-

verstanden, sondern wollte sich selbst an die Spitze stellen. Um dies bewirken zu können, versuchte er, alle Fremden zu bewegen, in den englischen Gesandtschaftsgebäuden Schutz zu suchen, um dann in seiner Eigenschaft als Hausherr, und da man sich auf britischem Grund und Boden befand, die Herrschaft ausüben zu können.

Die Ungeschicklichkeit, wenn nicht gar Feigheit des amerikanischen Kapitäns Newton Hall kam seinen Plänen schon am Morgen des 22. Juni zu Hilfe. Um 9 Uhr begannen die Chinesen ein Bombardement, und ohne jeden ersichtlichen Grund gab Hall plötzlich eine wichtige Stellung an der Stadtmauer auf und zog sich nach der englischen Gesandtschaft zurück. Dadurch gerieten Österreicher, Italiener, Franzosen, Russen und Japaner ebenfalls in Bedrängnis und schließlich mußte auch das deutsche Kontingent, um nicht abgeschnitten zu werden, den Rückzug antreten, obschon es gar nicht beschossen wurde.

Als nun alles in der britischen Gesandtschaft angelangt war, erhob Macdonald großes Geschrei über die Unfähigkeit des österreichischen Kommandanten, der angeblich den Rückzug befohlen haben sollte, und spielte sich selbst als Feldherrn auf. Graf Soden, der als letzter die deutsche Gesandtschaft verlassen hatte, wartete die schöne Rede aber gar nicht ab, sondern rückte, sobald er merkte, daß die ganze Sache auf Intrigue oder Mißverständnis zurückzuführen sei, in Eilschritt wieder auf den alten Posten zurück, den er zum Glück noch unbesetzt fand. Nur eine von ihm zur Besetzung einer Barrikade am Seezollamt ausgesandte Seitenpatrouille in Stärke von einem Unteroffizier und sieben Mann erhielt Feuer, und der Seesoldat Matthies fand hierbei seinen Tod. Vier Mann trugen den toten Kameraden nach der Gesandtschaft zurück, in deren Garten er am Nachmittage beerdigt wurde.

Auch die übrigen fremden Truppen vermochten sich wieder in den Besitz ihrer früheren Stellungen zu setzen, nur die österreichische und die italienische Gesandtschaft waren den Chinesen zugefallen und von ihnen bereits in Brand gesteckt worden. Die Österreicher folgten einer Einladung des französischen Gesandten und blieben dort während der weiteren Belagerung. —

Von österreichischer Seite ist über diese betäubende Angelegenheit, die ja leicht einen noch viel schlimmeren Verlauf hätte nehmen können, folgendes veröffentlicht worden:

„Die Disziplinlosigkeit der Amerikaner hat uns in eine arge Teufelei gebracht. Es sind höchst verwegene und tüchtige Burschen, aber in

ihrer freien Zeit stets toll betrunken. Wo sie hier den Whisky erhalten haben, wissen wir nicht, aber bei dem geringsten Versäumnis von seiten ihrer Offiziere wurde einfach gestrikt.

Der Fall war einfach. Die Posten auf einer Barrikade, welche quer über die Mauer, südlich der italienischen Gesandtschaft, gezogen war, hatten durch Vergeßlichkeit der Vorgesetzten keine Nahrung erhalten. So verließen sie ganz ruhig die Barrikade, nahmen ihre Kameraden von der westlich davon gelegenen Barrikade auch noch mit und wollten nach Hause gehen. Kaum hatten aber diese pflichtbewußten Leute die Mauer geräumt, als die Chinesen ihre Nasen und dann ihre Gewehre herübersteckten und lustig auf die italienische Ge-



Eine Barrikade zum Schutze der Gesandtschaften.

sandtschaft schossen, die aufgegeben werden mußte. In der ersten Verwirrung glaubte man allgemein, die ganze Mauer sei in der Hand des Gegners, und so brachten wir unsere Familien nach der britischen Gesandtschaft für einige Stunden in Sicherheit.

Die italienische Legation konnte nicht mehr zurückerobert werden, aber die Wälle kamen wieder in unseren Besitz. Es ist ganz unbegreiflich, wie die Chinesen so vollkommen ihren Vorteil außer acht lassen konnten, und sich darauf beschränkten, die Barrikade in Brand zu stecken.

Sie drangen außerdem in die französische Legation ein, aber kaum waren wir eine Stunde in der englischen Gesandtschaft, als

gemeldet wurde, Deutsche sowie Amerikaner hätten den Wall wieder gesäubert. Es gelang auch uns, den Gegner aus der Gesandtschaft hinauszumerfen, aber die Kerle hatten Zeit gehabt, in der kleinen Gasse, welche östlich der Legation mündete, ein Geschütz in Stellung zu bringen, welches ein wirksames Feuer auf uns eröffnete und in unsere Mauer eine tiefe Bresche legte.

Die Position schien unhaltbar zu werden, und Kapitän d'Arcey, der französische Detachementskommandant beschloß, die Gesandtschaft aufzugeben. So zogen wir uns in das anschließende Hotel zurück, nachdem die Soldaten durch Trompetensignale zum Sammeln gerufen worden waren; wir hatten nun erwartet, die Chinesen würden sofort die Legation nehmen und in Brand stecken. Als eine Stunde veronnen war, ohne daß das Mindeste dort vorging, überredete Kapitän Thomann den französischen Kommandanten, die Gesandtschaft wiederum zu besetzen. Da das chinesische Geschütz in einer engen Gasse stand, so konnte es nur eine ganz kleine Front bestreichen, und wenn man diese gefährliche Position umging, so war die Gesandtschaft noch auf die Dauer zu halten.

D'Arcey wollte vorerst nicht unsere Ansicht teilen, als wir uns aber erboten, allein mit unserem Detachement das Gebäude wieder zu besetzen, konnte er nicht zögern und wir gingen hinüber.

Eine grenzenlose Überraschung erwartete uns dort. Das chinesische Geschütz war zurückgezogen und die Umgebung verödet. Es ist dies nicht anders erklärlich, als daß unsere Gegner das Signal zum „Sammeln“ für das Sturmsignal hielten und, ohne erst dessen Folgen abzuwarten, Reißaus nahmen. Wir konnten unsere Positionen wieder ungestört einnehmen, und die Bresche ein wenig ausbessern.

In kurzer Zeit kamen aber die Chinesen wieder zurück und mit ihnen ihr Geschütz. Gar großen Schaden richteten sie im Materiale nicht an, aber unseren braven Kapitän Thomann traf eine Granate mitten durch die Brust, als er über die Stiege der Veranda herabstieg, um sich zu seinen Leuten zu begeben, am Morgen des 8. Juli. —

Am Abend griffen die Chinesen nochmals die Amerikaner an, wurden aber mit einem Verlust von 100 Toten zurückgeschlagen. Die niederländische Gesandtschaft war ebenfalls niedergebrannt.

Dieser Tag kostete den Italienern, Amerikanern, Engländern und Russen auch je einen Toten, und die Zahl der Verletzten und Verwundeten, welche alle im Spital der britischen Gesandtschaft untergebracht wurden, war recht beträchtlich.

Die Kämpfe der Deutschen im Monat Juni.

Es würde zu weit führen, alle Kämpfe der einzelnen Schutzwachen während der folgenden Tage eingehend zu schildern, und wir wollen daher für den ferneren Verlauf der Belagerungszeit ein im Berl. Lok.-Anz. veröffentlichtes Tagebuch eines deutschen Mitkämpfers als Grundlage für unsere Schilderung benutzen und nur die wichtigsten Kämpfe der anderen Kontingente einschalten.

23. Juni: Wieder tobte der Kampf. Uns bedachten die Chinesen mit Kruppschen Geschützen, zum Glück schossen sie schlecht. Ihre Artilleristen scheinen das Zielen für ebenso überflüssig zu halten, wie ihre Infanteristen. Am Nachmittag kreprierten sieben Granaten mitten in unserer Gesandtschaft, doch wurde niemand verwundet. Dagegen erhielt der Seesoldat Krauß auf einer Barrikade einen Schuß zwischen die Rippen. Im Hause des Legationssekretärs v. Bergen ist oben auf dem Dachboden ein großes Fernrohr aufgestellt, durch welches man den auf dem 1500 Meter entfernten Chiemen stehenden Feind trefflich beobachten kann. — Wo bleiben nur die Entsatztruppen?! Es ist in der That rätselhaft. Tientsin ist doch nur 120 Kilometer von hier entfernt, und wie lange sollen sie schon unterwegs sein? . .

24. Juni: Das war ein kampfesheißer Tag! Schon in den Nachmittagsstunden hatten wir uns eines heftigen Angriffs von der Mauer aus zu erwehren. Am heutigen Vormittag erhielt aber unser Detachement eigentlich erst die richtige Feuertaufe, und zwar auf der direkt hinter der Gesandtschaft vorbeiführenden Stadtmauer. Dieselbe ist ungefähr 13 Meter hoch und 10 Meter breit und nur an ihren Aufstiegen zu besteigen. Ein solcher Aufstieg befindet sich dicht hinter der Gesandtschaft und ein zweiter etwas mehr seitwärts hinter der amerikanischen Gesandtschaft.

Gegen 8 Uhr gingen nun die Chinesen von Westen und Osten auf der Mauer vor und eröffneten ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer speziell gegen die deutsche Gesandtschaft. Es gelang ihnen auch, bis auf zirka 200 Meter von beiden Seiten heranzukommen und, ehe wirs uns versahen, wehten zwei mächtige chinesische Fahnen über uns. Die Chinesen aber schossen wie die Wahnsinnigen; das Pfeifen der Kugeln war geradezu unheimlich.

Wie der Wind segten wir — Graf Soden allen voran, nach dem Aufstieg und wenige Minuten später waren wir an die vordersten Chinesen heran und stachen sie über den Haufen.

Gleich darauf kamen auch die Italiener und Franzosen im Laufschritt angerückt. Sie nahmen den östlichen, wir den westlichen Feind vor.

Raum war uns durch dieses Arrangement der Rücken gedeckt, da ertönte auch schon die Pfeife des Grafen Soden. „Sprung auf, Marsch= Marsch — Hurrah,“ . . . und mit kräftigem Hurrah stürmten wir hinter unserm tapfern Führer her!

„Hinlegen; Schnellfeuer.“ Einige Minuten knatterten unsere Gewehre. Dann hieß es „Stopfen“, und von neuem: „Sprung auf, Marsch= Marsch — Hurrah!“ . . . Als wir jetzt wieder auf sie los sausten, wurde es den Langzöpfen zuviel. Sie flohen. Wir ihnen nach! Noch einmal versuchten sie sich hinter einer Barrikade festzusetzen,



Graf Soden nahe Chiemen.

aber sie mußten heraus, und nun gabs für sie kein Halten mehr. Wie eine erschreckte Hammelherde liefen die feigen Gefellen davon. Wir aber nahmen die Herren jetzt mit Ruhe aufs Korn und brachten noch eine ganze Menge zur Strecke. Sie hätten noch viel mehr verloren, leider aber war es ihnen geglückt, dicht unterhalb der Mauer zwei Häuser in Brand zu stecken, wodurch auf der Mauer ein solcher Qualm entstand, daß man kaum atmen konnte.

Wir brachen also das Gefecht ab und gingen zum Aufstieg zurück. Da aber wurde uns eine rechte Überraschung zu teil. Nachdem es nämlich den Franzosen und Italienern gelungen war, den Feind ebenfalls zu werfen, hatten sie einfach kehrt gemacht und die Mauer ver-

lassen, ohne uns davon irgendwie zu benachrichtigen. Hätten die Chinesen aufgepaßt und das ausgenutzt, würden wir zwischen zwei Feuer gekommen und sicherlich zusammengeschossen worden sein.

Gegen 10 Uhr gings abermals vor. In Gemeinschaft mit den Amerikanern sollten wir den hinter deren Gesandtschaft gelegenen Maueraufstieg nehmen. Kapitän Myers von den Amerikanern übernahm die Führung. Durch das die obere Breite der Mauer ausfüllende Gestripp schlichen wir uns bis zum Aufstieg heran. Er wurde besetzt;



Einbringen Verwundeter in das englische Hospital zu Peking.

dann gings weiter vor. Schon waren wir bis auf 250 Meter an das Chiemen herangekommen, da prasselte plötzlich ein ungeheurer Kugelhagel auf uns nieder. Zum Glück war eine kleine, niedrige Barrikade in der Nähe. Hinter sie warfen wir uns und gaben Gegenfeuer. Wir waren aber nur zwanzig Mann und uns gegenüber standen mindestens fünfhundert Chinesen, die wie toll feuerten; und dazu hinter uns 300 Meter glatte Maueroberfläche ohne jede Deckung. Da war auch kaum an einen leidlichen Rückzug zu denken. Wir hielten

also aus und feuerten fürs erste einmal Salve auf Salve, aber die Salven fluschten nicht recht. Nicht weniger als viermal schossen sie uns die leichte Barrikade über den Köpfen zusammen, die aber immer wieder von uns ausgeflickt wurde.

Anfangs hatte uns ein amerikanisches Maschinengewehr begleitet. Am Aufstieg aber war es zurückgeblieben und hatte dort Deckung gefunden. Jetzt wurde es herabbefohlen. Die drei Mann Bedienung waren nicht gerade zu beneiden, denn mit solchem Maschinengewehr 300 Meter ohne Deckung durch solchen Kugelregen vorzukommen, ist wahrlich kein Vergnügen. Sie schienen auch zuerst keine Lust dazu zu haben, als aber Kapitän Myers zum zweiten Male pfiß, da kamen sie richtig angefezt. Und nun begann das Maschinengewehr zu arbeiten, schoß sich schnell ein, und dann ging's los; pro Minute jagte es 450 Kugeln in des Feindes Barrikaden. Trotzdem wichen die Chinesen nicht, wohl aber verminderte sich ihr Feuer. Stoppte das Maschinengewehr, wurde das Chinesen-Feuer gleich wieder stärker.

Unter solchen Umständen war jede Aussicht auf Vorwärtstommen ausgeschlossen, zumal nun auch noch zwei chinesische Geschütze angingen, uns mit Schrapnels zu regalieren. So gab denn Kapitän Myers den Befehl zum Rückzuge. Erst ging die eine Hälfte zurück, während die andere Schnellfeuer abgab. Bei diesem Rückzug mußten wir aber noch eine ziemlich hohe Barrikade passieren. Über die setzten wir aber so elegant hinweg, wie sonst im Zirkus ein Clown über ein Pferd! Herr Gott! Hätten die Langzöpfe wirklich gezielt, uns wäre es nett ergangen! So aber hatten wir während der ganzen Geschichte auch nicht einen Verwundeten. Wenn nämlich die Chinesen im feindlichen Feuer Schüsse abgeben, so legen sie sich entweder platt auf den Boden, so daß sie buchstäblich mit der Nase im Schmutz stecken, heben das Gewehr mit beiden Händen hoch über den Kopf und drücken los; dagegen hinter einer Barrikade liegend, heben sie es über dieselbe, so daß man nur das Gewehr und ihre beiden Hände sieht, und drücken ab.

Wir hatten an diesem Vormittag viele von ihnen ins Jenseits befördert; wie viele, ist schwer zu sagen, aber von unserm ersten Kampfe fanden wir später in unserem Rücken noch über 100 Tote liegen. Verschiedentlich waren die Uniformstücke dieser Toten angebrannt. Ich kann mir das nur so erklären, daß die Verwundeten selbst ihre Kleider anzündeten, um uns nicht lebend in die Hände zu fallen!

Und solche Kämpfe um Sein oder Nichtsein gab es nun Tag für Tag, Nacht für Nacht. Wochen vergingen, aber die Entsatztruppen

kamen noch immer nicht; dagegen schmolzen die Munition und die Lebensmittel täglich mehr zusammen! . . .

Vom 30. Juni berichtet das Tagebuch nur ganz kurz: „Es war ein besonderer Unglückstag; wir verloren drei Tote und fünf Verwundete! Wenns so weiter geht, dann sind wir bald verloren“. — Wir wollen daher diesen kurzen und bescheidenen Bericht durch die ausführliche Schilderung ergänzen, welche die englische Zeitung „Times“ über den Verlauf dieses Tages brachte:

Die amerikanische Barrikade, mit ihrer gemischten Besatzung von Amerikanern, Russen und Briten mußte auf alle Fälle gehalten werden, sonst konnten die chinesischen Kruppgeschütze das größte Unheil über die Gesandtschaften bringen. Noch größerer Gefahr als die amerikanische Barrikade waren aber die Vorposten ausgesetzt, die die Deutschen auf der Mauer aufgestellt hatten. Zuerst waren sie durch Franzosen und Österreicher verstärkt worden, allein die Bedrängnis der französischen Gesandtschaft war gleich groß, so daß die französische Abteilung zurückgezogen und durch eine britische ersetzt werden mußte. Als diese den Deutschen zu Hilfe kam, hatten letztere bereits schwer gelitten, denn der Posten befand sich in einem Abstand von nicht 250 Meter von der Gesandtschaft, und die Hilfstruppen waren auf dieser Entfernung dem Feuer von etwa 100 Schützen ausgesetzt.

100 Meter gegenüber der deutschen Barrikade war die chinesische malerisch aufgebaut mit den Bannern der Armee Junglus. Hier stand eine Kruppsche Kanone, deren Geschosse über der deutschen Barrikade kreppten und 2 von den 6 Briten, die dort Wache standen, schwer verwundeten. An demselben Tage wurden auf der Barrikadenwache 2 Deutsche durch den Kopf getroffen, und blieben sofort tot, ein dritter erhielt ebenfalls einen Schuß durch den Kopf, lebt aber noch — wie durch ein Wunder davon gekommen. Ein vierter wurde durch eine Granate im Gesicht verwundet, ein fünfter wurde in derselben Todesecke durch das Gelenk geschossen. Zwei Leute, welche die Wache ablösen sollten, wurden gleichfalls von chinesischen Scharfschützen getroffen; der eine erhielt dabei eine leichte Verwundung an der Hand, der andere einen tödlichen Schuß durch den rechten Schenkel — er starb nach 11 Tagen am Starrkrampf. Um das Unglück des Tages voll zu machen, wurde auch der Gefreite Robert Göllig, Inhaber der Kriegsmedaille, die ihm erst im vergangenen Jahr für eine Heldenthat bei Kiautschou verliehen worden war, durch den Kopf geschossen und war auf der Stelle tot.

Kämpfe im Juli.

Am 1. Juli wurde unsere arg zusammengeschmolzene deutsche Schar durch die Chinesen von der Mauer gedrängt. Dadurch wurde unsere Situation doppelt böse, denn nun konnte der Feind auf der Mauer dicht über dem Gesandtschaftsterrain Geschütze auffahren und alles in Grund und Boden schießen. Jedenfalls war vorläufig die Verteidigung auf die Gesandtschaftsgebäude beschränkt. Am 1. und 2. Juli hatten wir zwei Tote zu beklagen. —

Am diesem Tage wurde auch der unseligste Ausfall während der ganzen Belagerung versucht und zwar durch den italienischen Kapitän Paolini, der sich an der Spitze von 16 Italienern und unterstützt durch eine Anzahl Freiwillige anderer Nationen einer chinesischen Kruppkanone bemächtigen wollte, deren Stellung er nicht einmal genau ermittelt hatte. Paolini und zwei seiner Soldaten fielen, ein Offizier und 15 Mann wurden verwundet. —

Viel Glück hatte am 3. die im Klubhause stationierte deutsche Wache. Sie bemerkte vom Wachtlokal aus eine starke Bewegung unter den Chinesen und stürzte hinaus. In fast demselben Moment kreppten drei Granaten in dem eben verlassenen Wachtlokal und machten es zu einem wirren Trümmerhaufen.

Am 11. Juli erhielt Seesoldat Rentmeister einen Schuß in den Unterleib. „Ach Gott, so jung und jetzt schon sterben“, waren seine letzten Worte, ehe er am Abend die Augen für ewig schloß.

Ein sehr verhängnisvoller Tag hätte uns der 13. Juli werden können. In einem Morgengefecht war bereits der Gefreite Günther verwundet worden; etwas später erhielt der Seesoldat Gramlich mehrfache Verletzungen durch Steinplitter, dann hörte die Schießerei bis Nachmittag auf.

Da plötzlich gegen 5 Uhr unternahmen die Chinesen einen allgemeinen Sturmangriff, wie wir ihn bisher noch nicht erlebt. Ihre Hornisten machten auf ihren zwei Meter langen Hörnern einen furchtbaren Lärm. Sie bliesen Sturm, ihre Geschütze donnerten dazwischen, und in Massen und permanent feuernd drangen die stürmenden Kolonnen auf uns paar Männer ein und zwar auf der ganzen Gefechtslinie. Es half alles nichts, wir mußten uns langsam zurückziehen, zumal gleich anfangs die Seesoldaten König, Klaus und Seifert von Granatplittern verwundet wurden. So gewannen die Chinesen festen Fuß, besetzten beide Klubhäuser und zündeten das eine

sofort an. Dann brachen sie in die Umfassungsmauern der eigentlichen Gesandtschaft Schießscharten und feuerten auf uns wie wahnsinnig. Zum Glück mußten jetzt aber ihre Geschütze schweigen, um nicht ihre eigenen Leute zu treffen.

Es war ein sehr kritischer Moment, aber unser Graf (Soden) nutzte ihn zu einem tollkühnen, famosen Handstreich aus. Er ergriff ein Gewehr und stürmte, gefolgt von zwei gerade neben ihm stehenden Seesoldaten, durch eine Maueröffnung direkt auf die ganz verblüfften Chinesen zu. Natürlich riefen die drei Stürmenden aus Leibeskräften Hurrah, und — die Chinesen machten Kehrt! Dabei entriß ihnen der



Deutsche Seesoldaten requirieren Schlachtvieh.

Seesoldat Horn auch noch trotz heftiger Gegenwehr ihre mächtig große Fahne. So war doch wenigstens etwas Lust geschafft, und wir wieder Herren des Tennisplatzes. Mehr konnten wir aber nicht erreichen, denn wir waren im Augenblick nur noch 19 Mann und mußten auch die Ställe auf der anderen Seite verteidigen. Circa 60 Chinesen haben heute daran glauben müssen. Viel haben sie mit diesen Opfern nicht erreicht; immerhin aber sind ihre Barrikaden jetzt nur noch 20 Meter von den unseren entfernt und ihre Geschütze haben sie nun schon acht Tage auf 100 Meter Entfernung von uns aufgefahren.

Das Schlimmste ist unser Mangel an Munition. Heute hat sicherlich jeder von uns seine 25 Schuß abgegeben und es sind nur

noch 90—100 pro Kopf vorhanden. Sonst haben wir nur noch 1000 Platzpatronen, die man allenfalls mit Bleikugeln zu scharfen umgestalten könnte, und außerdem ein Gewehr Modell 88 mit 400 Patronen, das durch Zufall in unsere Hände kam.

Waffenstillstand.

Nachdem noch am 16. Juli der älteste englische Offizier, Kapitän Strouts, durch einen Schuß getötet worden war, begann am folgenden Tage ein Waffenstillstand, dem die Fremden aber zunächst nicht trauten, sondern ihn nur als eine Falle betrachteten. Diese Befürchtung erschien um so berechtigter, als die Chinesen von ihren Schanzen auf der Mauer bei der deutschen Gesandtschaft nach Westen vorrückten, so daß sie gerade in die deutsche Gesandtschaft hinein feuern und die Leute, welche die Treppe zur Wohnung des Gesandten hinaufgingen, wegschießen konnten. Man verstärkte also alle Mauern und Zufluchtsorte, um sie möglichst bombensicher zu machen, und verdoppelte noch die Wachsamkeit.

Allmählig drängte sich aber doch die Überzeugung auf, daß irgend etwas „draußen“ sich ereignet habe, das diesen Wechsel herbeiführte. Zunächst erhielt man folgendes wunderliche Schriftstück zugestellt:

In den letzten zehn Tagen haben Soldaten und Miliz gekämpft, und es bestand zu unserer großen Besorgnis keine Verbindung zwischen uns. Vor einiger Zeit hatten wir eine amtliche Kundgebung ausgehängt, die unsere Ansichten wiedergab, aber wir erhielten keine Antwort, und entgegen unsern Erwartungen machten die fremden Soldaten erneute Angriffe und verursachten Lärm und Argwohn unter den Soldaten und dem Volk. Gestern nahmen die Truppen einen Christen mit Namen Tschinssuhei gefangen und erfuhren von ihm, daß alle fremden Gesandten wohl seien, was uns mit großer Genugthuung erfüllt. Aber es hat sich Unerwartetes ereignet. Die Verstärkungen der fremden Truppen sind schon lange von Boyern aufgehalten und zurückgetrieben worden, und wenn wir auch gemäß frühern Vereinbarungen Ew. Excellenzen aus der Stadt geleiten ließen, so sind doch so viele Boyer auf dem Wege nach Tientsin und Taku, daß wir ein Unglück befürchten mußten. Wir ersuchen nun Ew. Excellenzen, zunächst mit Ihren Familien und den verschiedenen Mitgliedern der Gesandtschaften die Legationen in Abteilungen zu verlassen. Wir würden vertrauenswürdige Offiziere auswählen, die ausreichenden Schutz gewähren würden, und Sie könnten zeitweilig im Tsungliyamen wohnen, während hier

weitere Maßnahmen für Ihre Abreise getroffen werden, um so die freundschaftlichen Beziehungen vom Anfang bis zum Ende unverfehrt aufrechtzuerhalten. Beim Verlassen der Gesandtschaften aber darf nicht ein einziger bewaffneter Soldat mitgenommen werden, um Zweifel und Furcht bei den Truppen und dem Volke zu vermeiden, denn das könnte zu leidigen Zwischenfällen führen. Wenn Ev. Excellenz damit einverstanden sind, bitten wir Sie, sich mit allen fremden Gesandten in Peking in Verbindung zu setzen — die Frist reicht bis morgen Mittag — und uns eine Antwort zu übermitteln, damit wir den Tag für die Abreise der Gesandtschaften festsetzen können. Es ist dies der einzige Weg, die Beziehungen aufrechtzuerhalten, den wir angesichts der unzähligen Schwierigkeiten erdenken konnten. Erfolgt bis zu der festgesetzten Frist keine Antwort, so wird selbst unsere Gewogenheit uns nicht ermöglichen, Ihnen zu helfen. Unsere Grüße. 14. Juli 1900.

gez.: Prinz Ching und andere.

Dann kam ein Bote mit der kurzen chiffrierten Depesche „Gebet eure Nachrichten dem Überbringer“ an den amerikanischen Gesandten Conger. Dieser antwortete in derselben Chiffre: „Seit einem Monat sind wir in der englischen Gesandtschaft unter fortgesetztem Feuer von chinesischen Truppen belagert. Nur schnelle Hilfe kann eine allgemeine Mezelei verhindern“. — Diese Depesche Congers war die erste, die von der Lage in Peking der Außenwelt berichtete, aber sie wurde damals allgemein, da sie kein Datum trug, als Fälschung betrachtet. Die besonderen Umstände, unter denen sie aufgesetzt wurde, erklären jetzt nachträglich die Formlosigkeit.

Die offizielle chinesische Regierung sah nun doch wohl ein, daß sie einlenken müsse. Sie bekam es mit der Furcht zu thun und suchte alle Schuld von sich abzulenken. Am 18. Juli, also genau vier Wochen nach den Mordthaten, brachte die „Pekinger Zeitung“ folgende offiziöse Auslassung: „Im vorigen Monat wurde der Kanzler der japanischen Gesandtschaft getötet. Die That geschah gänzlich unerwartet. Ehe die Angelegenheit beigelegt war, wurde der deutsche Gesandte getötet. Daß wir auch dieser Sache Uns so plötzlich gegenüber sahen, verursachte Uns großen Kummer. Wir bemühten uns nach Kräften, den Mörder ausfindig zu machen, um ihn zu bestrafen.“

Die Rädelshührer der Fremdenfeinde ließen sich durch diese friedlichen Herzensergüsse des offiziellen Chinas aber durchaus nicht in ihren Maßnahmen beirren. Sie bauten eine Mauer mit Schießscharten quer über die Gesandtschaftsstraße, etwa 16 Meter von der russischen

Barrikade. Der Feind kam den Gesandtschaften fast so nahe, daß man in die Gewehrmündungen hätte schießen können, die aus den Schießscharten hervorragten. Der Kreis wurde immer mehr eingeengt, um etwaiges Eingreifen der Belagerten beim Anmarsch der Entsatzkräfte zu verhindern. Es wurde den Fremden nicht erlaubt, Lebensmittel zu kaufen, nur ein paar Eier für die Frauen und Kinder konnten heimlich von chinesischen Soldaten erworben werden. Die Eingeschlossenen wurden auf kleinere Rationen gesetzt, und die Kost für die 2750 eingeborenen Christen, für die man zu sorgen übernommen hatte, genügte



Japaner versuchen Proviant zu beschaffen.

gerade, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Ihre Leiden waren groß, die Sterblichkeit unter den Kindern und den alten Leuten schrecklich. Trotzdem war es wunderbar genug, daß mit den vorhandenen kargen Mitteln, außer den unter Gewehr stehenden Truppen, 473 Zivilisten, 2750 Flüchtlinge und etwa 400 eingeborene Diener während der ganzen, zwei Monate währenden Belagerung unterhalten werden konnten. Zum Glück befand sich in der Gesandtschaft selbst eine Mühle und eine größere Menge Getreide; man mahlte täglich über 8 Zentner Mehl und teilte es zwischen der Gesandtschaft und

dem Gasthose. Einmal empfing man auch vom Tsungliamen tausend Pfund Mehl nebst etwas Eis und Gemüse; doch wagte niemand, von dem Mehl zu genießen, aus Furcht es könnte vergiftet sein.

Trotzdem gelang es noch am Abend des 18. Juli einem von den Japanern abgeordneten Boten, mit einem Haufen neuer Nachrichten durch die feindlichen Reihen zu gelangen und den Eingeschlossenen Trost zu bringen. Zunächst erfuhren dieselben, daß General Fufuschima



Alarmierung des französischen Wachkommandos.

mit 4000 japanischen Soldaten am 29. Juni in Tientsin eingetroffen sei, daß ferner 4000 Russen, 2000 Briten, 1500 Franzosen, 1500 Amerikaner und 500 Deutsche gelandet seien, daß die Chinesenstadt von Tientsin am 14. genommen worden und daß das Arsenal in den Händen der Verbündeten sei. Derselbe Bote überbrachte dem französischen Gesandten einen Brief, der ihm kund that, daß er mit einer höhern Klasse der Ehrenlegion ausgezeichnet worden sei, daß Frankreich dem chinesischen Gesandten die Pässe zugestellt habe und daß China

ihm schleunigst neue Beglaubigungsschreiben gesandt und ihn angewiesen habe, den Beistand der befreundeten Republik anzurufen, deren Gesandtschaft in Peking zu derselben Zeit durch kaiserliche Truppen unter dem Befehle Junglus durch Schießpulver in die Luft gesprengt wurde. Auch dem belgischen Gesandten brachte der Bote eine Depesche seines Konsuls in Tientsin. Nur nicht ängstlich, hieß es darin, bleiben Sie ruhig. Sollte Ihnen ein Unglück zustoßen, so werden die Interessen Belgiens darunter nicht leiden; Herr de Cartier, der Geschäftsträger in Peking gewesen und schon auf dem Wege nach Hause war, ist in Schanghai angehalten worden und hat Weisung erhalten, im Falle Ihres Todes als Gesandter aufzutreten. Für den Gesandten Herrn Joostens war das eine recht erbauliche Kunde.

Einige Tage später trafen dann wieder Botschaften vom Prinzen Ching ein:

25. Juli 1900.

Von Anfang bis zu Ende haben wir nicht versäumt, die Gesandtschaften zu schützen, aber in Anbetracht der Thatsache, daß das rebellische Volk täglich an Zahl zunimmt, fürchten wir sehr, daß plötzlich etwas geschehen möchte, vor dem wir nicht schützen können, und daß sich dann ein großes Unglück ereigne. Deshalb haben wir das Gesuch, die Gesandten möchten für eine Zeit lang Peking verlassen, erneuert. Was die Frage über den Unterschied zwischen dem Schutze in der Stadt und unterwegs betrifft, und weshalb er unterwegs gewährt werden kann, so giebt es einen offenbaren Unterschied, denn das Verweilen in der Stadt ist dauernd, der Aufenthalt auf dem Wege nur zeitweilig. Wenn alle fremden Gesandten einwilligen, eine Zeit lang Peking zu verlassen, würden wir den Weg nach Tungtschau und von dort in Booten stromabwärts nach Tientsin vorschlagen, das in zwei Tagen erreicht werden könnte. Welche Schwierigkeiten dann auch auftauchen mögen, es würde eine große Zahl Truppen gesandt werden, die halb zu Wasser, halb zu Lande eine geschlossene Bedeckung bilden und alle auf einem langen Wege auf beiden Flußufeln schützen würden. Da die Zeit nur kurz wäre, so würden wir uns verbürgen können, daß kein Unglücksfall sich ereignete. Andererseits, bei dauerndem Aufenthalt in Peking, ist es unmöglich, vorauszusagen, wann ein Unglück eintreten kann. Bei Tage oder bei Nacht kann eine einzige Stunde, ja, ein Augenblick der Nachlässigkeit einen Alarm zur Folge haben, und dann wäre keine Zeit mehr, Vorkehrungen zu treffen. Das ist leicht zu verstehen und enthält keinen Widerspruch. Da Ew. Excellenz und die andern Gesandten die

Wiederherstellung des Statusquo zu vereinbaren haben, so scheint es besser, diese Dinge in Tientsin zu regeln, und deshalb wiederholen wir unsere Forderung, daß Sie baldigst Ihre Sachen packen und einen bestimmten Tag bezeichnen, damit wir für Boote und Vorräte sorgen können. Unsere Grüße!

In dem Umschlag, der diesen Brief enthielt, waren noch zwei andere, nicht minder harmlose Mitteilungen. Die erste lautete:

Am 24. Juli teilte uns Herr Warren, der britische Generalkonsul in Schanghai, telegraphisch mit, daß seit der Zeit, wo China die Gesandtschaften schütze, kein Telegramm des britischen Gesandten mehr eingetroffen sei und deshalb das Jamen gebeten werde, ein Telegramm Sir C. M. Macdonalds nach Schanghai zu übermitteln. Wir übermitteln das Obige pflichtgemäß und bitten Sie, ein Telegramm in offener Schrift dem Jamen zur Übermittlung zuzustellen.

Der zweite Brief besagte:

Seit länger als einem Monat sind die militärischen Angelegenheiten sehr dringlich gewesen. Ew. Excellenz und die übrigen Gesandten sollten aber nach Hause telegraphieren, daß ihre Familien sich wohl befinden, um Besorgnisse zu zerstreuen. Für den Augenblick ist jedoch der Friede noch nicht wiederhergestellt, Ihre Gesandtschaftstelegramme müssen daher in offener Schrift abgefaßt sein und betonen, daß Alles wohl ist, ohne militärische Dinge zu berühren. —

Bald darauf kamen Nachrichten von dem englischen Konsul in Tientsin an. Ihr Inhalt war jedoch so sonderbar, daß wir darüber dem englischen Berichterstatter der „Times“ das Wort erteilen:

Am 28. Juli traf ein Brief von Herrn W. R. Charles ein, dem britischen Konsul in Tientsin, einem Manne, der beträchtliche Erfahrungen im Konsulatskreise hatte. Mit Lebensgefahr hatte der Bote den Brief durch die feindlichen Linien gebracht. Als der Brief an dem Glockenturm angeschlagen wurde, stürzte alles herbei, ihn zu lesen. Er sagte Wort für Wort folgendes:

Tientsin, 22. Juli.

Ihr Brief vom 4. Juli. Jetzt sind 24 000 Mann gelandet und 19 000 hier. General Gaselee morgen Taku erwartet. Russische Truppen sind in Peitsang. Die Chinesenstadt Tientsin ist unter fremder Verwaltung und die Macht der Boxer hier gebrochen. Es sind viele Truppen unterwegs, wenn Sie sich nur Vorräte verschaffen können. Fast alle Frauen haben Tientsin verlassen. Das Konsulat wird ausgebejert.

W. R. Charles.

Die Männer lasen diesen Brief und wandten sich dann ab, um außer Hörweite der Frauen ihre Ansicht darüber zu äußern, und es war erbaulich zu hören, mit welcher Schadenfreude sie die Briten zwangen, einzugestehen, daß dieses zusammenhanglose Erzeugniß thatsächlich aus der Feder eines Konsuls stamme, der noch in britischen Diensten sei. An der Hand dieses Schriftstücks war es uns unmöglich, zu erraten, ob die Truppen auf dem Wege von Tientsin nach Peking oder von Europa nach Tientsin seien, welche Truppen gemeint seien, wie viele es waren, und ob die Zahl der Gelandeten 24 000 oder 43 000 betrug, während die Bemerkung, daß die Truppen kommen würden, wenn unsere Vorräte reichten, zu besagen schien, daß, wenn uns die Vorräte ausgingen, die Truppen nach Tientsin zurückkehren würden.

Ein oder zwei Tage später traf ein gleich lehrreicher Brief des Herrn Ragsdale, des amerikanischen Konsuls in Tientsin, ein. Nachdem es Herrn Conger gelungen war, den Brief zu entziffern, wurden Auszüge daraus am Glockenturm angeschlagen. Er begann: „Ich hatte in der vergangenen Nacht einen bösen Traum, in dem Sie die Hauptrolle spielten.“ Er enthielt auch nicht ein Tüttelchen von der Auskunft, nach der wir uns so sehnten, dagegen gab der Konsul in ganz überflüssigerweise seinen Gefühlen Ausdruck: „Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß Sie alle gerettet werden möchten“, sagte er. Das war auch unser Wunsch, und daraus eben entsprang unser Verlangen, Nachricht von der Entsatztruppe zu erhalten.

Die letzten Tage vor dem Eintreffen der Entsatztruppen.

Unter dem „Waffenstillstand“, wie wir ihn geschildert haben, darf man sich jedoch keineswegs ein vollständiges Aufhören der Feindseligkeiten vorstellen. Nicht nur, daß fast unausgesetzt einzelne Schüsse fielen, sondern oft genug flogen auch Granaten durch die Luft und fast alle Schutzwachen hatten nicht nur Verwundete, sondern sogar Tote zu beklagen.

Das Tagebuch des Deutschen berichtet nun weiter:

Am 10. August brachen die Chinesen plötzlich den Waffenstillstand und begannen zu schießen. Dann jedoch erschienen Mandarinen und entschuldigten dieses „Versehen“. Das hielt sie aber keineswegs ab, vielleicht wieder aus Versehen, am Abend des 11. August eine ganze Stunde lang ein sehr heftiges Feuer von allen Seiten auf uns loszulassen. Doch jetzt kümmerte das unsere Braven sehr wenig. Jetzt

endlich wußten sie bestimmt, daß wirklich das Entsatzkorps schon in nächster Nähe war, und tauschten dem aus der Ferne herüberschallenden Kanonendonner.

12. August: Es fallen nur vereinzelte Schüsse. Leider bekommt unser lieber Kamerad Berger noch einen schweren Schuß am Kopf. Er hatte sich so auf die Entsatztruppen gefreut, und nun muß er vielleicht noch im letzten Augenblick dran glauben.

13. August: Morgen früh um 8 Uhr soll es also losgehen. Wir erwarten den Kampf mit begreiflicher Spannung. In Machia-pu, eine Stunde von hier, sollen sich bereits Reiterpatrouillen gezeigt haben.



Barrikade zwischen der russischen und amerikanischen Gesandtschaft.

Am Nachmittag ist es ruhig. Um halb acht Uhr steigt im Kaiserpalast eine weiße Rakete auf — das Angriffssignal für die Chinesen, die dann auch sofort ein Feuer von allen Seiten eröffnen, wie wir es während der ganzen Belagerung nicht zu hören bekommen haben. Es war stockfinster, und ein schweres Gewitter ging gerade nieder. Der Regen goß in Strömen, der Donner rollte und mischte sich mit dem Donner der zahlreichen Geschütze und dem Knattern des Kleingewehrfeuers. Wir konnten uns nur mit einander verständigen, wenn wir uns in die Ohren brüllten. Wir selbst gaben übrigens keinen Schuß ab, da die Chinesen nicht vorgingen. Bei dem fürchterlichen Getöse war einem doch eigentümlich zu Mute. Jedermann fühlte, nunmehr nahe die Entscheidung.

Als endlich ein wenig Ruhe eintrat, ließ Graf Soden eine Weile Schnellfeuer geben, um doch auch einmal die Chinesen zu „uzen“, und richtig, sofort fing der Spektakel von neuem an. Leider hatten wir in dieser Nacht noch einen Toten zu beklagen.

14. August: Die Verbündeten müssen gestern Abend das tolle Schießen in Peking gehört haben, denn schon um 2 Uhr früh wurden ihre Maschinengewehre laut. Um 6 Uhr begannen sie dann mit ihrem großen Angriff, den ihre 130 Geschütze so energisch einleiteten, daß die Erde erdröhnte.

Gegen 2 Uhr nachmittags hörten wir plötzlich lautes Hurrah auf der Straße. Es war die Begrüßung für die indischen Sikh-Reiter, welche, ganz in der Nähe unserer Gesandtschaft, durch einen offenen Kanal in die Stadt gelangt waren. Unsere Freude war einfach unbeschreiblich. Wir schüttelten einander die Hände, die Frauen und die Kinder aber tanzten vor Freude auf offener Straße. Dann gingen in die feindlichen Stellungen, welche die Chinesen verlassen hatten. Wir besetzten sie und stießen noch bis zum Hatamen vor, wo wir die amerikanische Kavallerie antrafen, die auf den dortigen Dächern spazieren ritt. Später gabs noch ein kleines Scharmügel mit versprengten Chinesen; dann aber fanden wir keinerlei Widerstand. Wir waren endlich befreit, und als der Abend nahte, konnten wir uns zum ersten Male wieder nach 64 Tagen zur vollen Nachtruhe niederlegen. —

Erst später ergab sich, daß es trotz der eiligen Flucht der chinesischen Truppen aus der Hauptstadt beim Herannahen der internationalen Truppen ihnen gelungen war, einen Teil ihrer Artillerie und Munition zu vergraben, um sie den Fremden nicht in die Hände fallen zu lassen.

Dem Präfekten des von den Deutschen besetzten Teiles von Peking, Dolmetscher Cordes, war aufgefallen, daß in allen Boxerverhören der hiesige Buddhatempel Titsangan oft erwähnt wurde; während der Belagerung war dieser Tempel mit Boxern und Soldaten belegt. Cordes vermutete dort ein Waffendepot und beschloß, Nachsuchung zu halten. Als er hinkam, gestanden die Tempelwächter sofort ein, es seien daselbst Geschütze verborgen. Man fand unter Schutthaufen drei auseinander genommene Gebirgsgeschütze, Hinterlader neuer Konstruktion nebst Munition, welche die Truppen des General Junglu auf ihrem eiligen Abzuge zurückgelassen hatten. Ferner Waffen, Boxerfahnen, Pulver, Uniformen, sowie viele Schriftstücke. Die Geschütze waren komplett, sie wurden zusammengesetzt und der deutschen Artillerie überwiesen.

Gesundheitszustand der Eingeschlossenen.

Über den Gesundheitszustand der Fremden in Peking äußerte sich nach den im „Reichsanzeiger“ veröffentlichten Mitteilungen der Gesandtschaftsarzt der Deutschen Botschaft, Stabsarzt Dr. Belde, wie folgt:

Die Zahl der eingeschlossenen Fremden betrug ungefähr 1000, darunter 400 Offiziere und Mannschaften der Schutzwachen und 200 Frauen und Kinder. Dazu kamen an einheimischen Dienern und chinesischen Christen etwa 3000 Personen. Die Witterung war den Belagerten günstig. Nur an wenigen Tagen war die Luftwärme übermäßig hoch, höher als die Blutwärme gesunder Menschen; auch heftige Regengüsse, welche sonst um diese Jahreszeit fast täglich einzutreten pflegen, kamen nur in geringer Zahl vor. Sie hätten sowohl den aufgeworfenen Befestigungen gefährlich, als auch bei den zerstossenen Dächern sonst sehr lästig werden können. Konserven, Weizen und Reis waren reichlich vorhanden, doch mangelte es an Schlachtvieh und Futter für die vorhandenen Tiere. Die Ernährung erfolgte vorwiegend durch Pferdefleisch, Reis und Brot. Milch und frische Gemüse fehlten vollständig und Eier konnten erst in der zweiten Hälfte der Belagerung in geringer Anzahl eingeschmuggelt werden. Die augenfällige Herabsetzung des Körpergewichts, welche bei allen Belagerten eintrat, ist neben der seelischen Erregung weniger auf Unzulänglichkeit der Nahrungsstoffe, als auf den Mangel an Abwechslung in den Speisen zurückzuführen. Für die Chinesen war schließlich Reis nur noch in Ausnahmefällen vorhanden; dieselben erhielten in der letzten Woche täglich 50 g Weizen, welchen sie grob geschrotet und mit Baumblättern vermischt zu harten Kuchen verarbeiteten. Viele lebten in den letzten Tagen nur von einem Gemüse von Baumblättern; es waren Personen, welche unangemeldet in dem von den Fremden besetzten Bezirk wohnen geblieben waren und bis dahin von den Abfällen und Almosen ihrer Landsleute ihre Nahrung bereitet hatten. Am Ende der Belagerung waren in den Gesandtschaften noch Lebensmittel für etwa 14 Tage vorrätig, während im Peitang im Augenblick des Entsatzes für 3000 Menschen noch ein Bestand von — 50 Pfund Reis vorhanden war.

In der deutschen, französischen, russischen und englischen Gesandtschaft waren Begräbnisplätze eingerichtet, in welchen die Leichen in der Regel einzeln, ausnahmsweise bis zu 3 in einem gemeinsamen Grabe, beigesetzt wurden. Die Japaner begruben die Leichen der Ihrigen

hinter ihrer Gesandtschaft nur vorläufig; nach der Befreiung wurden die Überreste verbrannt und die Asche nach der Heimat übergeführt. — Der Gesundheitszustand bei den Belagerten war unter Berücksichtigung der Verhältnisse recht günstig; nur die Erkrankungen der Verdauungswerkzeuge erreichten eine nennenswerte Verbreitung. Der Mangel an frischer Kuhmilch und der dadurch bedingte Wechsel in der Ernährung erwies sich für die Kinder unter zwei Jahren verhängnisvoll, da von ihnen der größte Teil an schwerem Brechdurchfall erkrankte und die Hälfte (5) starb. Ruhr kam ungefähr 15 mal vor, und zwar fast ausschließlich bei den Matrosen einer bestimmten Nation,



Zerschossenes Zimmer im Hause des Herrn von Below.

von welchen 2 starben. Hier hatte der Offizier, trotz erfolgter Warnung, den Mannschaften den Genuß schlecht schmeckenden Wassers aus einem verdächtigen Brunnen in ungekochtem Zustande gestattet, „um dieselben daran zu gewöhnen“.

Die ganze Ausstattung des Lazarett's war improvisiert. Die ärztliche Behandlung im Hospital lag in den Händen des englischen Gesandtschaftsarztes Dr. Poole und Dr. Beldes. Der französische Gesandtschaftsarzt Dr. Matiguon versah den Dienst in der französischen und deutschen Gesandtschaft, der russische in der russischen, der japanische (am letzten Tage verwundet) in dem Su wang su bei Japanern und Italienern. In der amerikanischen Gesandtschaft war zuerst ein mit der Schutzwache angekommener Assistenzarzt, und, als dieser am 30. Juni durch einen Knochenschuß in den Oberschenkel schwer ver-

wundet worden war, ein Missionsarzt thätig. An gutem Pflegepersonal war kein Mangel. Ein englischer, ein deutscher, ein italienischer und ein amerikanischer Lazarettgehilfe wechselten sich in den Dienstleistungen ab. An der Spitze des weiblichen Personals stand eine wohlgeübte englische Krankenpflegerin, welcher 4 englische bezw.



Der Mörder des Freiherrn von Ketteler.

amerikanische weibliche Ärzte und 6 andere Damen, sowie 2 katholische Schwestern französischer Nationalität beigegeben waren. Alle kamen ihren Obliegenheiten mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach und wurden auch bei der heftigsten Beschießung und unter der unmittelbaren Wirkung des feindlichen Feuers von ihrer Besonnenheit

und Ruhe nicht verlassen. Man kann ihrer Thätigkeit nur mit der höchsten Achtung und Anerkennung gedenken. In dem Lazarett fanden die Verwundeten von 8 Nationen mit 6 verschiedenen Sprachen (englisch, deutsch, französisch, italienisch, russisch, japanisch) Aufnahme; außerdem mußte mit dem Unterpersonal chinesisches gesprochen werden. Um die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten nach Möglichkeit zu vermeiden, waren russische und japanische Dolmetscher zu bestimmten Stunden anwesend; insbesondere hielt sich ständig eine der russischen Damen, welche sämtlich mehrere Sprachen beherrschten, im Lazarett auf.

Die Gesamtziffer der in das Hospital aufgenommenen Personen betrug 166; davon waren tot eingeliefert 5; an Wunden starben innerhalb 24 Stunden 13, nach längerer Zeit 4; schließlich gingen an Krankheiten (Ruhr) zu Grunde 2, sodaß die Zahl aller Gestorbenen 24 beträgt. Von den Aufgenommenen litten an Wunden 126, an Krankheiten 40. Den verschiedenen Nationalitäten gehörten an:

	Militär	Zivil	Zusammen
Amerikaner	16	1	17
Deutsche	20	1	21
Engländer	43	12	55
Franzosen	13	4	17
Holländer	—	1	1
Japaner	10	4	14
Italiener	17	—	17
Österreicher	6	—	6
Russen	17	1	18
Summe	142	24	166

Von den im Hospital behandelten Verwundungen waren hervorgerufen:

durch Gewehrkugeln	97
„ Artilleriegeschosse	18
„ abgepregte Steine	10
„ die blanke Waffe (Speer)	1

Der Verlust, den die 450 Mann starke Schutzwache der Gesandtschaften unter den Angriffen der Chinesen in Peking erlitt, betrug 70 Tote und 145 Verwundete. Das 50 Mann starke Detachement Graf Sodens zählte allein 11 Tote und 16 Verwundete.

Von Schusswaffen und Geschossen kamen auf chinesischer Seite so ziemlich alle Arten zur Verwendung, welche seit Erfindung des Schießpulvers angefertigt worden sind: Luntenslinten, Perkussionsgewehre,

Wallbüchsen, Mausergewehre M. 71, 88 und 98, Mannlichergewehre u. s. w., Feldschlangen und Vorderladegeschütze mit eisernen Vollkugeln von $\frac{1}{2}$ bis 10 kg Gewicht, Kruppsche Geschütze von 3 bis 9 cm und Schnellfeuergeschütze, und schließlich als merkwürdigste Waffe Brandraketen. Am meisten Eifer wurde von den Chinesen auf Brandstiften verwendet, das sie u. a. auch mit Handgranaten betrieben; wo irgend möglich, wurden von gedeckter Stellung aus die brennenden Gebäude noch mittels einer Feuerspritze mit Petroleum berieselt (?). Außerdem sprengten sie an der französischen Gesandtschaft 2, am Peitang 5 Minen, von denen die größte einen Trichter von 20 m Durchmesser am oberen Rande und 8 m Tiefe aufwarf. Glücklicherweise schossen die Chinesen mit den Gewehren meist ohne zu zielen und viel zu hoch, sodaß eine erhebliche Zahl der Geschosse in ihre eigenen, von der entgegengesetzten Seite angreifenden Reihen eingeschlagen sein muß. Ihre Geschütze verstanden sie offenbar nicht zu bedienen und richteten auch damit verhältnismäßig wenig Unheil an; ihre Minen waren gleichfalls teilweise recht schlecht angelegt. Die am Peitang gelegten Minen waren indessen einwandsfrei; durch eine derselben wurden 5 Italiener und etwa 75 chinesische Christen verschüttet, von denen nur ein italienischer Offizier nach $\frac{3}{4}$ Stunden lebend ausgegraben werden konnte. Zu erwähnen ist schließlich noch, daß nicht nur regelrechte Geschosse, sondern auch gehacktes Blei, Stücke von Thürschlößern, Schrauben u. dergl. aus den Kanonen und Wallbüchsen gefeuert wurden.

Nachrufe für die gefallenen Verteidiger der deutschen Gesandtschaft.

Der Kommandeur des III. Seebataillons in Kiautschou, Major Christ, ehrte das Andenken der in den Peking Kämpfen gebliebenen Seesoldaten durch folgende beiden Nachrufe:

„Während der Einschließung von Peking in der Zeit vom 21. Juni bis 14. August starben den Heldentod für Kaiser und Vaterland der Gefreite Böllig, die Seesoldaten Kentmeister, Strauß, Matthies, Tölle, Hentschel, Ebel, Gugel, Kaußen, Hohnke und Meinhardt. In schweren, aufreibenden Kämpfen gegen einen tausendfach überlegenen Gegner haben sie ihre im Fahneneide gelobte Treue mit ihrem Blute besiegelt. Als ein bewundernswertes Beispiel für deutschen Heldennut, deutsche Tapferkeit und treue Pflichterfüllung bis zum Tode, werden sie unvergessen bleiben in den Herzen der Offiziere,

Unteroffiziere und Mannschaften und werden fortleben als leuchtendes Beispiel in der Geschichte des III. Seebataillons.“

Der zweite Nachruf ist dem am 26. August in Peking seinen Verletzungen erlegenen Seesoldaten Paul Reinhold Hermann Berger gewidmet, von dem gesagt wird: „Er folgte seinen im Tode vorausgegangenen Kameraden und besiegelte durch seinen Tod die Treue, welche das ganze deutsche Detachement während der Kämpfe in Peking in heldenmütiger Ausdauer gezeigt hat. Der Verstorbene, in welchem das Bataillon einen eifrigen, tüchtigen, sehr beliebten Kameraden verloren hat, wird unvergessen bleiben.“ —

Wir wollen hieran noch einen Brief schließen, den der Seesoldat August Schönherr aus Iserlohn am 17. August, also drei Tage nach der Befreiung, an seine Angehörigen in der Heimat richtete. Er gehörte zur Schutzwache, die unter Befehl des Grafen von Soden stand, den Se. Majestät der Kaiser bald darauf durch Verleihung des Ordens *pour le mérite* auszeichnete:

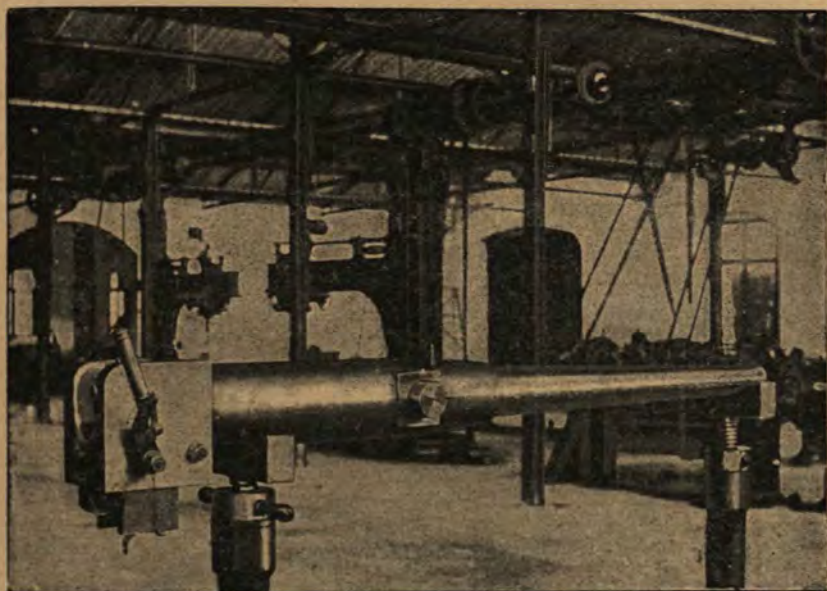
„Von uns sind von unseren 50 Mann 11 Mann gefallen und 12 Mann zu Krüppeln geschossen. Jetzt ist Peking von unseren Europäern eingenommen und wird total in Grund und Boden geschossen... Wir lagen vom 21. Juni bis 17. Juli ständig im Feuer der Chinesen und mußten auch hin und wieder die Barrikaden der Chinesen stürmen. Ich kann Euch, Ihr Lieben, allen schreiben: Barrikadenkämpfe sind doch etwas zu Schreckliches. Bei einem Angriff auf eine Barrikade habe ich es Gott allein zu danken, daß ich noch lebe. Wir hatten unserer zehn eine Barrikade erstürmt. Als wir weiter vorgingen, fiel ich über eine Kiste und kam so zu Fall. Da lagen unter den Brettern und Kisten drei Chinesen, mit noch geladenen Gewehren, auf uns anschlagend. Wir pflanzten auf und durchstachen sie mit dem Bajonett. Als der eine schoß, schoß er mir durch meinen Rock über das rechte Bein hinweg und zerriß Hose und Unterzeug, auch brannte der Streifen, worüber die Kugel gegangen, eine Blase...“

Die Hinrichtung des Mörders des Freiherrn v. Ketteler.

Am 23. September sandte die deutsche Gesandtschaft in Peking nachstehende Meldung über das vorläufige Ergebnis der wegen der Ermordung des Gesandten Freiherrn von Ketteler angestellten Untersuchung:

„Nachdem der chinesische Unteroffizier, der den tödlichen Schuß auf Freiherrn von Ketteler abgegeben hatte, bei dem Versuch, die Uhr

des Ermordeten zu verkaufen, erkannt und von japanischen Soldaten festgenommen war, wurde er auf Antrag der deutschen Vertretung unseren Truppen ausgeliefert. Am 21. d. Mts. fand seine letzte Vernehmung statt. Darin sagte der Verhaftete aus, am 19. Juni Nachmittags hätten er und seine Leute von einem Prinzen den Befehl erhalten: „Schießt die Fremden nieder, wenn Euch welche zu Gesicht kommen“. Der Mörder bestreitet, daß der Befehl gelautet habe, auf einen Gesandten oder im besonderen auf den deutschen Gesandten zu



Herstellung eines 75 mm Schnellfeuer-Rohrs in einem chinesischen Arsenal.

schießen. Ebenso will der Mörder nicht angeben können, von welchem Prinzen der Befehl, auf die Fremden zu schießen, erteilt worden sei.“

Die eigentliche Sühne konnte erst mehrere Monate später erfolgen, doch wurde es so eingerichtet, daß der Mörder noch in demselben Jahre — wenn auch erst am letzten Tage desselben — seine Schandthat büßte. Eine Depesche berichtete hierüber:

Enhai, der Mörder des Freiherrn von Ketteler, wurde heute Nachmittag 3 Uhr in Gegenwart der Generale Vessel und Trotha, sowie vieler Offiziere in der Kettelerstraße auf der Stelle, wo der Mord geschehen war, enthauptet. Der Verurteilte wurde 20 Minuten vorher auf einem chinesischen Gefängniswagen, in Eisen gefesselt, auf den

Richtplatz gebracht. Dort wurden ihm die Fußfesseln, aber nicht die Handschellen gelöst, man ließ ihn zurücktreten und nach chinesischer Gerichtsgewohnheit niederknien. Enhai zeigte keine Furcht, schaute öfters rund umher und lächelte einige Male höhnisch. Plötzlich sagte er einige Worte zu dem Publikum, das von ihm kaum drei Schritt entfernt stand. „Was hat er gesagt?“ fragte ein Offizier seinen des Chinesischen mächtigen Nachbar, welcher (wie ich hinterher erfuhr) zur Umgebung Sir Robert Harts gehörte. „Enhai hat gesagt: Ich bin bestochen.“ Wenige Minuten später lachte der Mörder in gezwungener Weise laut auf und blieb dann eine Weile ruhig. Plötzlich sagte er wieder einige Worte, welche, wie folgt, übersetzt wurden: „So schaut, wie mein Herz ruhig ist!“ Pünktlich um 3 Uhr erschien General v. Lessel auf dem Platze, das Urtheil wurde in chinesischer Sprache verlesen, der Mörder wurde den chinesischen Beamten übergeben und sogleich trennte der Scharfrichter mit seinem einem Brotmesser ähnlichen Richtschwerte durch einen Hieb das Haupt vom Körper. Der Kopf wurde in eine in der Nähe bereitstehende Kiste, der Körper in einen Sarg gelegt und hinweg gefahren.

Der Einzug in Peking.

Einem noch am 14. August von englischer Seite abgesandten Telegramm entnehmen wir folgendes:

Der Einzug in die Stadt war kein Schaustück. General Gaselee mit seinem Stabe und einer Kompagnie Sikhs drang vor durch das Bett des Abzugskanals unter der tatarischen Mauer, die Belagerten beseitigten die Barrikaden, und als die Thorflügel nach innen aufschlugen und die britischen Fahnen erschienen, erscholl auf beiden Seiten ein gewaltiges, anhaltendes Hurrah. Generale und Soldaten erklimmen die Ufer des Kanals, immer durch den Schmutz hindurch unter Stoßen und Drängen. Jeder wollte der erste in der Gesandtschaft sein. Männer und Frauen umringten die Befreier. Jedermann eilte in höchster Erregung in die Gesandtschaft hinein, um die Fahnen hochzuziehen. Die Soldaten umringten den Brunnen, der die Stütze der Belagerten gewesen ist, während die Gesandten und Offiziere einander über die letzten Erlebnisse befragten.

Eine Stunde später marschierte General Chaffee an der Spitze des 14. Infanterieregiments die tatarische Mauer hinauf; von oben rief die amerikanische Marine: „Die kommen gerade zur rechten Zeit.

die werden hier gewünscht!“ „Wo kommen wir hinein?“ fragte General Chaffee; die Antwort lautete: „Durch den Kanal, die Engländer waren schon vor zwei Stunden dort.“ Chaffee sah enttäuscht zu und rückte hinter den letzten englischen Streitkräften in das Thor ein, doch wurde er so enthusiastisch empfangen als ob er der erste gewesen wäre. Der Missionar Turkerburg rief: „Hoch die amerikanische Flagge!“, die Damen winkten mit ihren Taschentüchern, die Soldaten brachten Hochs auf die Damen aus; die in die Gesandtschaft einrückenden Truppen fragten erstaunt, ob es sich um eine Gartengesellschaft handle, sie erwarteten, die Belagerten in schlummerem Zustande vorzufinden, doch war der Kontrast im Aussehen der Befreiten und Befreier erstaunlich.

Auf der letzteren Seite Soldaten, abgemagert, mit zerzausten Bärten. Sie schleppten sich dahin, dem Umsinken nahe. Ihre Uniformen triefen vor Schweiß und waren mit einer Schmutzkruste bedeckt. Näher besehen, waren auch die Belagerten entsetzlich bleich und abgemagert; sie sahen aus, wie Invaliden. Jeder Teil der Einfriedigung zeugte von dem, was sie durchgemacht hatten. Besonders fiel eine mit frischen Gräbern bedeckte Stelle auf, überragt von hölzernen Kreuzen, darunter fünf Kindergräber. Das Haus des zweiten Sekretärs war ein Hospital, das mit Verwundeten angefüllt war. Dieselben wurden von französischen Nonnen gepflegt. Zu einer Zeit lagen alle Verwundete, mit einer Ausnahme von vier Mann vom japanischen Kontingent, in diesem Hospital. Auch mehrere Keller gab es da, die mit Balken überdacht und mit Erde bedeckt waren. Diese sollten als bombensichere Zufluchtsstätten dienen, wurden aber selten aufgesucht. Ein „schwarzes Brett“ war mit bezeichnenden Warnungen bedeckt, wie zum Beispiel: Heute wahrscheinlich heftiges Feuer, das Betreten des Gartens für Frauen und Kinder verboten! Wegen Mangels an Vorräten wird der Gemüse- und Kornmarkt künftig nur von 9 bis 10 stattfinden! Alles Pferdesfleisch wird vom Arzt untersucht. —

Die Japaner, die noch gegen die Mauer im nordöstlichen Teil der Stadt anstürmen, sind noch nicht in die Stadt eingedrungen. Die Chinesen haben dort wahrscheinlich ihre Streitkräfte konzentriert und dadurch den Engländern und Amerikanern den Weg verhältnismäßig leicht gemacht.

Die Engländer rückten durch das Shabo-Thor in der Mitte der Ostmauer, nahe bei der Gesandtschaftsstraße, ein und erreichten daher die Gesandtschaft zuerst. Die Amerikaner rückten links vom Kanal unter vorzüglicher Deckung vor, Hauptmann Keilly beschloß vom Hügel

aus die Pagode über dem Chahna-Thor, bis die Infanterie sich dicht davor befand. Unter dem Feuer der chinesischen Scharfschützen erklomm eine Kompagnie die Ecke der Mauer beim Thor, sodann drängten Amerikaner und Russen in das Thor hinein, ohne auf weiteren Widerstand zu stoßen, doch war jede Seite der Straße zur tatarischen Mauer, durch welche die Soldaten vorrückten, dem Gewehrfeuer vom Walle herab ausgesetzt, und die Truppen stürmten, einer hinter dem anderen, durch die Straßen.



Deutscher, Russe und Franzose auf der Eisenbahnstation bei Peking.

Zum Gedächtnis der Belagerung von Peking wird eine Medaille mit der Umschrift „Menschen, nicht Mauern machen eine Stadt“ geschlagen werden. Auf dem Terrain der britischen Gesandtschaft, wo eine Handvoll Menschen 58 Tage lang den Streitkräften der chinesischen Hauptstadt widerstanden hat, wird heute Abend eine Feier zur Befundung jener Medallenumschrift gefeiert. Die Missionare sind um den Glockenturm versammelt und singen Gott Lobgesänge. Raketen



Reguläres chinesisches Militär marschiert durch das Hauptthor in Peking ein.



steigen flammend empor, und Soldaten und Nichtsoldaten aller Nationalitäten sind brüderlich vereint. Dazwischen hört man die Kanonade fortsetzen. Granaten aus den Geschützen der Verbündeten zerschmettern das gelbe Dach der „Verbotenen Stadt“. Erschöpft von den Mühsalen schlagen Shiks auf dem Rasen ihre Zelte auf. Auf der Grasfläche jenseits der Tatarenmauer zünden das amerikanische und das russische Kontingent ihre Lagerfeuer an. Durch die Trümmer der



Ein von den Wällen Peking's herabgestürzter Vorderlader.

Fremdenniederlassungen hindurch drängt sich eine aus den verschiedenen Völkern zusammengesetzte Menge: Indier, Kosaken, die den Gesandtschaften angehörenden Damen, Diplomaten, Amerikaner von den Philippinen und Franzosen aus Saigon. Nur die Japaner, die die Ehre hatten, die erste Stelle bei den Kämpfen zu haben, sieht man nicht. Die Bewohner Peking's erfreuen sich der Freiheit, einhergehen zu können, ohne heransausende Geschosse fürchten zu müssen. Die neuen Ankömmlinge sind eifrig darauf bedacht, die historische Verteidigungsstätte zu besichtigen.

Der Marsch des Entsatzkorps von Tientsin nach Peking.

Die ersten Erwägungen.

Haben wir unseren Lesern bisher die Vorgänge innerhalb der Mauern der chinesischen Hauptstadt geschildert, so liegt uns nunmehr ob, das Vorrücken des Entsatzkorps zu betrachten, dem schließlich die Befreiung der Gesandtschaften gelang, und zwar wollen wir uns hierbei an die trefflichen Schilderungen des M. W. B. halten.

Mit der Einnahme von Tientsin durch die Verbündeten mußte die Frage einer Weiterführung der Offensive bis Peking naturgemäß in den Vordergrund treten. Allein so sehr man auch die Bedeutung der glücklichen Durchführung eines solchen Unternehmens für die Niederwerfung des Aufstandes gelten ließ und anerkennen mußte, daß die Wegnahme von Peking und die Klärung der dortigen, völlig in Ungewißheit gehüllten Verhältnisse den wirkungsvollsten Schritt bezüglich der Begrenzung und Bekämpfung der Boxer-Bewegung bilden würden, ebenso gewichtige Gründe sprachen gegen eine übereilte, vom militärischen Standpunkte nicht genügend gesicherte Fortführung der Offensive.

Zunächst fiel, wie schon erwähnt, nach dem damaligen Standpunkte der Nachrichten ins Gewicht, daß an eine Rettung der Gesandten und Fremden in Peking kaum gedacht werden konnte, nachdem in der Zeit vom 16. bis 20. Juli von verschiedenen Seiten Bestätigungen dafür einliefen, daß die Vertretungen der Mächte und alle Fremden in Peking etwa um den 9. Juli den fortgesetzten Angriffen der Boxer und der Tuanischen Truppen zum Opfer gefallen seien. Hiermit entfiel jener Grund, der einen nochmaligen Vorstoß gegen Peking hätte rechtfertigen können, mochte letzterer auch noch so sehr als ein tollkühnes Wagnis erscheinen. An seine Stelle mußte vielmehr die

nüchterne, auch die Wirkungen eines allenfallsigen Mißerfolges in Betracht ziehende Erwägung treten, ob die Aufnahme der Offensive vom militärischen Standpunkte mit genügender Aussicht auf Erfolg durchführbar sei.

Diese Frage wurde in einem am 18. Juli zu Tientsin abgehaltenen Kriegsrat verneint. Hierfür war zunächst das numerische Mißverhältnis maßgebend, in dem sich die Verbündeten gegenüber den feindlichen Kräften befanden. Die Kämpfe in Tientsin hatten nicht allein nach der Zahl der aufgetretenen Gegner, sondern auch nach deren Kampfleistungen den Eindruck hervorgerufen, daß die Fortsetzung der Offensive mit den etwa 20 000 Mann, die hierfür zur Zeit in Tientsin verfügbar waren, viel zu gewagt sei, um den gehofften Erfolg zu gewährleisten. Man mußte darauf rechnen, daß mit dieser außerordentlich schwachen Streitkraft nicht allein ein weit überlegener Gegner in der Richtung auf Peking zurückzuwerfen war, sondern daß starke Entsendungen zur Deckung der Flanken gemacht werden mußten. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die sich infolge der außerordentlich mangelhaften Transportwege, der von den Chinesen hervorgerufenen teilweisen Überschwemmung, unter den Einflüssen der heißen Jahreszeit und der zu gewärtigenden Regenperiode, selbst dem Vormarsche eines organisierten, mit allen Bedürfnissen ausgerüsteten Truppenverbandes entgegenstellen mußten, und denen die der sachgemäßen Ausstattung entbehrenden Kontingente kaum gewachsen waren. Und selbst nach glücklicher Überwindung aller während des Vormarsches sich ergebender Hindernisse war unter den Mauern von Peking, wo sich die Scharen des von Tientsin aus zurückgeworfenen Gegners mit der die Verhältnisse in Peking beherrschenden Macht vereinigen mußten, ein Widerstand zu erwarten, dem gegenüber die Streitkräfte der Verbündeten durchaus unzulänglich erscheinen mußten.

Nach der Beurteilung der Lage durch den Kriegsrat am 18. Juli erschien es also ratsamer, vor einer Weiterführung der Operationen das Eintreffen weiterer Verstärkungen abzuwarten und die Zwischenzeit zur Herstellung geordneter Verhältnisse in Tientsin und zur Aufklärung der Umgebung zu verwenden. Die Beschränkung auf diese Aufgaben machte es möglich, auch die Landungsdetachements zum größten Teile wieder auf die im Golf von Petchili ankernden Geschwader zurückzuziehen, was sich bald um so notwendiger erweisen sollte, als die demnächst eintretenden Meinungsverschiedenheiten wegen der Landung fremder Truppen in Schanghai und dem Jantse-Gebiet

den Abgang eines großen Theils der verschiedenen Geschwader nach Schanghai zur Folge hatten. Auch das deutsche Landungsdetachement unter Befehl des Kapitäns zur See v. Ugedom kehrte nach Belassung des Kapitanleutnants Weniger mit 300 Mann in Tientsin am 20. Juli zum Geschwader zurück; ihm folgte Tags darauf der bisher mit der Leitung des Etappendienstes in Taku betraut gewesene zweite Admiral des Kreuzergeschwaders, Konteradmiral Kirchhoff, mit dem ihm beigegebenen Personal. Bis zum Eintreffen des 1. und 2. Seebataillons unter Generalmajor v. Hoepfner, der ersten Staffel seiner abgesandten Verstärkungen, war Deutschland mithin nur in bescheidenem Maße an der weiteren Entwicklung der Verhältnisse in Petchili beteiligt.

Gegen Ende Juli tauchte nun abermals das Gerücht auf, daß die Gesandten, mit Ausnahme des deutschen, noch am Leben, aber im Kampfe mit den ausländischen Elementen begriffen seien. Dieses Gerücht, das schon früher wiederholt verbreitet, ebenso oft aber auch widerlegt worden war, gewann allmählig durch Bestätigung aus unterrichteten und unanfechtbaren Kreisen so volle Glaubwürdigkeit, daß dadurch die Sachlage eine vollständige Verschiebung erlitt. Allerdings erfuhren die Aussichten einer neuen Unternehmung gegen Peking an sich keine Verbesserung. Allein die Thatsache, daß es sich nun um einen ernstesten Entsatzversuch für die schwer bedrohten Vertreter der Mächte und die sonstigen Fremden in Peking handelte, mußte vom rein menschlichen Standpunkte aus jede diesen Zweck verfolgende Unternehmung gerechtfertigt und notwendig erscheinen lassen, selbst wenn sie auf die Gefahr eines Mißerfolges hin eingeleitet wurde. Das Verdienst, in diesem Sinne auf die übrigen Mächte eingewirkt und sie entgegen der anfangs teilweise bestandenen abweichenden Auffassung zur Aufnahme des Entsatzversuches bewogen zu haben, dürfen Amerika und besonders Japan für sich in Anspruch nehmen.

Dieser Entsatzversuch ließ den Mangel eines einheitlichen Oberbefehls schwer empfinden. Schon die Erkundungen, die Ende Juli zur Aufklärung der Vormarschverhältnisse hauptsächlich von den Russen, Japanern und Amerikanern ausgeführt wurden und zur Feststellung von starken chinesischen Vortruppen bei Ting-tze-ku (5 km nördlich von Hsi-ku), führten, machen mehr den Eindruck selbständiger Unternehmungen der betreffenden Kontingente als zielbewußter, nach dem Willen einer und derselben höheren Führung ausgeführter Vorbereitungen. Immerhin hatten sie den Erfolg, in verschiedenen unbedeutenden Gefechten den Weg bis Peitsang, wo die von den Chinesen herbei-

geführten Überschwemmungen und Geländeverstärkungen eine starke Verteidigungsstellung schufen, zu öffnen und die nötigen Anhaltspunkte über Ort und Stärke des voraussichtlich zu erwartenden Widerstandes zu liefern.

Auch die Einleitung des Vormarsches selbst, zu dem etwa 12 000 Japaner, 4500 Russen, 2300 Engländer, 1600 Amerikaner, 1000 Franzosen, 300 Deutsche und je ein Zug Österreicher und Italiener zur Verfügung standen, ließ die Einheitlichkeit der Vorbereitungen vermissen. Obwohl ursprünglich für den 31. Juli oder 1. August in Aussicht genommen, mußte er verschoben werden.

Erkundung gegen Peitsang.

In der Nacht zum 5. August endlich wurde unter Zurücklassung einer etwa 6000 Mann starken Besatzung mit 14 Geschützen in Tientsin und ungeachtet der Bedrohung des letzteren durch eine in der Gegend des Ta-po-Sees südöstlich von Tientsin auftretende Streitmacht von 15 000 Chinesen, der Vormarsch, an dem zunächst auch zwei deutsche Kompagnien unter Kapitänleutnant Philipp beteiligt waren, angetreten. Die Leitung übernahm der russische General Lenewitsch als rangältester Offizier. Seinem Berichte über das am gleichen Tage stattgehabte



Russ. General Lenewitsch.

Gefecht bei Peitsang folgend, werden wir wohl das zutreffendste Bild von den einschlägigen Vorgängen erlangen, da die übrigen besonderen Meldungen außerordentlich knapp sind, die anderer Herkunft aber an großen Unklarheiten und Widersprüchen leiden.

Der Angriff auf die bei Peitsang gelegene chinesische Stellung bot nicht allein wegen der Geländeverstärkungen, sondern in noch höherem Maße durch eine ausgedehnte, große Teile der feindlichen Verteidigungsfront deckende Überschwemmung bedeutende Schwierigkeiten. Der rechte Flügel der auf 25 000 Mann geschätzten, unter dem Befehle des Vizekönigs Tschung-tschu stehenden Chinesen scheint sich an den Peiho angelehnt zu haben, während die Front unter Einbeziehung der Stadt Peitsang sich bis zur Bahnlinie Tientsin—Yang-tsun in einer Länge von etwa $3\frac{1}{2}$ km hinzog. Den Bedürfnissen eines allen-

falligen Rückzuges, der mit der auf dem anderen (westlichen) Peiho-ufer laufenden Straße nach Yang-tsun zu rechnen hatte, trug eine nördlich Peitsang befindliche Schiffbrücke Rechnung. Auch auf dem östlichen Peiho-ufer, zwischen Fluß und Bahnlinie, führt ein — wenn auch weniger brauchbarer — Weg nach Yang-tsun.

Die Überschwennung der feindlichen Front zwang General Lenerwitsch offenbar dazu, den Angriff gegen die beiden Flanken der Stellung ins Auge zu fassen. Zu diesem Zwecke gingen die Russen mit Ausnahme der 3. Ostsibirischen Schützenbrigade längs der Bahn, die Japaner, Engländer und Amerikaner sowie die genannte Brigade unter General Stöbel gegen die rechte feindliche Flanke vor.

Um 10 Uhr früh waren bereits die linke Flanke der feindlichen Stellung und zwei Eisenbahnbrücken von den russischen Truppen, bei denen sich nach General Chaffee auch Franzosen eingeteilt befanden, genommen. Gleichzeitig hatte die linke Flügelkolonne die rechte feindliche Flanke umgangen und (also nach Durchschreitung des Peiho) die Stadt Peitsang besetzt. Dadurch waren die Chinesen ihrer Flügelstützpunkte beraubt, flankiert und mußten sich zum Rückzug entschließen. Letzterer wurde mit solcher Beschleunigung durchgeführt, daß die Zerstörung der Schiffbrücke hinter den fliehenden Chinesen unterblieb, so daß die Japaner, die sich nach übereinstimmendem Zeugnis während des ganzen Vormarsches nach Peking durch ungewöhnliche Ausdauer und eine ungezügelter Tapferkeit hervorthaten, die unmittelbare Verfolgung übernehmen konnten. Hierbei scheinen sie jedoch beim Überschreiten der Schiffbrücke in das Kreuzfeuer der Chinesen gekommen zu sein, die teilweise auch auf dem östlichen Peiho-ufer zurückwichen. Dadurch werden auch die namhaften Verluste der Japaner erklärt, die General Lenerwitsch auf mehr als 300 Mann angiebt, während nach der gleichen Quelle die Russen nur 6 Mann, die Engländer und Amerikaner je 20 Mann an Toten eingebüßt haben sollen. Die Chinesen hatten dagegen angeblich bedeutende Verluste und büßten 13 Geschütze ein. Außer den Japanern beteiligten sich auch noch Russen und Engländer an der Verfolgung, um am 6. August bei der Fortführung der Offensive die Vorhut der Verbündeten zu übernehmen.

Weitermarsch auf Yang-tsun.

Bei dem Zwecke, der dem Vormarsche zu Grunde lag, konnte auf die Gefahr einer Bedrohung der Verbindungen, für die im Laufe des

5. August durch Feststellung einer weiteren chinesischen Truppenmacht südwestlich von Tientsin neue Anhaltspunkte gewonnen worden waren, nur wenig Rücksicht genommen werden. Lencwitsch mußte sich mit der Sicherung durch die in Tientsin zurückgelassene Besatzung begnügen, der nun mit den zurückkehrenden Deutschen, Österreichern und Italienern eine schwache Verstärkung zufloß, und nahm am 6. August morgens 4 Uhr auf beiden Ufern des Peiho den Vormarsch gegen Yang-tsun auf. Es waren schwere Anforderungen, die dieser Tag an die Verbündeten stellte. Es galt zunächst die Zurücklegung eines Marsches von 18 km in glühender Sonnenhitze, die bereits zahlreiche Verluste an Sonnenstich hervorrief, und dann die Vertreibung der Chinesen, die sich in einer Stärke von 15 000 bis 20 000 Mann vor Yang-tsun zu neuem Widerstande gesetzt hatten und durch Herstellung verschiedener Reihen von Schanzwerken, deren hinterste die Stadt Yang-tsun in sich schloß, die Absicht einer zähen, ausdauernden Verteidigung befundeten.

Nach Mitteilungen aus einer japanischen Quelle, die wir bei der Knappheit der einschlägigen offiziellen Meldungen zu Hilfe nehmen müssen, wurde der Angriff auf dem westlichen Peihoufer von Truppen sämtlicher Kontingente ausgeführt, während die auf dem östlichen Ufer vorrückende Kolonne aus Engländern und Japanern bestand, wegen der Schwierigkeit der Vorwärtsbewegung auf dem schlechten Wege jedoch zu spät eintraf, um noch in den Kampf eingreifen zu können. Zum Glück für die durch die Hitze ermüdeten Truppen scheint jedoch der Widerstand der Chinesen kein sehr nachhaltiger gewesen zu sein. Unter dem Feuer der gegen sie aufgefahrenen und allmählich vorrückenden Artillerie räumten sie eine Stellung nach der anderen und schließlich auch die Stadt Yang-tsun. Immerhin war die gefechtsmäßige Zurücklegung einer Strecke von etwa 5 km in heftigem Gewehr- und Geschützfeuer notwendig, die einen Zeitraum von drei Stunden beanspruchte, bis Yang-tsun, die auf dem östlichen Ufer gelegene Bahnstation, die beiden zu letzterer führenden Schiffbrücken und die oberhalb Yang-tsun den Peiho überspannende Bahnbrücke in Händen der Verbündeten waren. Die Chinesen, die schwere Verluste erlitten hatten, zogen sich längs des Peiho in der Richtung auf Ho-hsi-wu zurück, von einer Kolonne Japaner, die unter den Anstrengungen des Tages und der Hitze am wenigsten gelitten hatten, bis in die Gegend von Nan-tsai-tsun verfolgt. Die übrigen Truppen der Verbündeten lagerten sich bei Yang-tsun.

Nach einem Daily Mail-Telegramme aus Tschifu bestand die chinesische Position bei Yang-tsun aus im ganzen sieben Reihen von Schanzwerken, die in Zwischenräumen von 200 Yards hintereinander angelegt waren. Eine Linie nach der anderen wurde von dem Feinde preisgegeben, jedoch unter beständigem starken Feuer, bis er schließlich sich auch aus der letzten zurückzog. Seine Verluste betrug 200 bis 250 Mann. Auch die Japaner verloren empfindlich. Die englischen Lyddit-Granaten sollen sich beim Bombardement der Schanzen wirksam



Gruppe chinesischer Soldaten.

erwiesen haben. Die Chinesen erklärten, sie gingen zurück, weil die Briten sie mit Gift beschossen.

Verfolgung auf Peking.

Obwohl für den 7. August ein Rasttag in Aussicht genommen war, um den sehr ermüdeten Truppen einige Erholung zu gönnen, sprach sich ein am Morgen dieses Tages berufener Kriegsrat auf die Nachricht hin, daß die japanische Verfolgungskolonne bei Man-tjai-tsun die gegnerische Nachhut ohne Schwierigkeit in 1½ stündigem Kampfe

zur Flucht gezwungen habe, doch für die alsbaldige Fortsetzung des Vormarsches aus. - Es gewann den Anschein, daß die Chinesen, durch die Mißerfolge von Peitsang und Yang-tsun stark erschüttert, sich vor Peking kaum mehr zu entscheidendem Kampfe herbeilassen würden, und deshalb galt es, aus dieser Verfassung des Gegners Vorteil zu ziehen.



Oesterreichische Matrosen bei einem russischen Marktender.

Selbst bis Tientsin hin äußerte diese Auffassung ihre Wirkung. Der französische General Frey, der wegen Störungen im Verpflegungsnachschub, die das französische Kontingent an der Fortsetzung des Marsches über Yang-tsun hinaus hinderten, nach Tientsin zurückeilte, teilte dort die an der Front gewonnenen Eindrücke mit. Die Folge davon war, daß sich alle Truppen, die durch inzwischen eingetroffene

Verstärkungen (ein russisches Regiment, ein Bataillon Franzosen und zwei Kompagnien Italiener) entbehrlich geworden waren, zur sofortigen Aufnahme des Marsches nach Peking entschlossen. Die in Tientsin zurückgebliebenen Teile des französischen Kontingents, die Österreicher, Italiener und die beiden deutschen Landungskompagnien Pohl und Secht gingen insolgedessen am 9. und 10. August zur Verstärkung des zum Entsatze der Gesandten bestimmten Korps ab.

Letzteres erreichte inzwischen am 9. Ho-hsi-wu und hatte damit die Hälfte des Weges von Tientsin nach Peking zurückgelegt. Die scheinbar geringe Marschleistung von 11 bis 12 km täglich, die bisher das Entsatzkorps aufzuweisen hatte, verdient alle Anerkennung, wenn man die außerordentliche, die Truppen schwer belästigende Hitze, den ungemein schlechten Zustand der Vormarschstraße, eines ausgewaschenen, holperigen Steindammes, den durch die Kämpfe von Peitsang und Yang-tsun bereiteten Aufenthalt und die Schwierigkeit des Nachschubs berücksichtigt, der auf dem feichten Peiho mittels flachgehender Dschunken erfolgen mußte. Auch die Wegnahme von Ho-hsi-wu hatte nur mit geringem feindlichen Widerstand zu rechnen gehabt und neue Anzeichen für die tiefe Entmutigung und die Demoralisierung der zurückweichenden Chinesen ergeben. Diese hatten zwar Verteidigungsstellungen, in deren fortifikatorischer Verstärkung sie überhaupt eine beachtenswerte Geschicklichkeit beweisen, angelegt, räumten dieselben jedoch schon unter den ersten Schüssen der verbündeten Artillerie, wie es scheint in so zügelloser Verfassung und so großer Kopflosigkeit, daß die sofort eingeleitete Verfolgung, bei der sich vorzugsweise bengalische Reiterei hervorgethan zu haben scheint, ihnen noch schwere Verluste beibrachte und zahlreiche Trophäen sammelte. Dagegen stimmten die Führer sämtlicher Kontingente in schweren Klagen über den Einfluß der Hitze auf die Leistungsfähigkeit ihrer Truppen überein. Nur die Japaner scheinen unter der Hitze weniger gelitten zu haben, da sie sich nach Beendigung der täglichen Marschleistung stets noch mit der Ausbesserung der Wege beschäftigten. —

Von anderer Seite wird ergänzend berichtet:

Die letzten fünf Tage des Marsches waren die schlimmsten, und die Truppen hatten unter entsetzlichen Beschwerden zu leiden. Das Thermometer hielt sich auf nahezu 100 Grad Fahrenheit, zuweilen stieg die Temperatur sogar darüber hinaus. Der Marsch ging durch tiefen Sandboden über schattenlose, mit hochhalmigem, dünnstehendem Getreide bewachsene Felder. Die Japaner zeigten sich am widerstands-

fähigsten; ihr Transportdienst war der beste und sie marschierten daher an der Spitze; nach ihnen zeigten sich die Russen als den Beschwerden am meisten gewachsen. Die Engländer und Amerikaner leisteten ihr äußerstes, um es ihnen gleich zu thun. General Fufuschima sagte später, die Japaner hätten Peking zwei Tage früher erreichen können, als der Entschluß thatsächlich stattgefunden hat, und dies ist wahrscheinlich richtig. Die Japaner schienen nie zu ruhen; ihre Reiter und ihre Aufklärungsparatrouillen durchschweiften das Land vorwärts und nach der Flanke hin. Ihre Vorposten hielten sich in beständiger Fühlung mit dem Feinde und setzten ihm so nah zu, daß die Chinesen ihre Schlafmatten und Kochgeräte sowie Kleidungsstücke wegwarfen. Täglich blieben mehrere hundert Amerikaner wegen der Hitze hinter ihrem Truppenteil zurück; sogar die eingeborenen Truppen aus Indien litten nahezu ebenso sehr.

Die internationale Truppe ließ auf ihrem Wege eine Spur, die durch Leichen von Soldaten und Pferden bezeichnet wurde, hinter sich. Die Soldaten tranken fortgesetzt aus dem schlammigen Fluß und den Brunnen am Wege, mit dem Ergebnis, daß eine Dysenterie-Epidemie unter ihnen zum Ausbruch kam. Die Japaner und Russen hatten vor den übrigen Kontingenten sehr viel voraus; sie marschierten in den kühlsten Morgen- und Abendstunden. Da vier Armeen eine einzige Straße entlang marschierten, war der Unternehmendste der Herr des Weges, die anderen hatten dem Wege jener zu folgen, wenn sie konnten, oder mußten hinter ihnen zu Grunde gehen. Die Amerikaner litten am stärksten unter den Beschwerden und gegen Schluß vermochten die Offiziere die Leute nur noch zur Thätigkeit anzutreiben, indem sie an ihren Stolz appellierten und sie anfeuerten, den Engländern und Russen nachzueifern.

Alles, was Räder hatte, vom Bauernwagen bis zur Equipage, wurde zum Transportdienst herangezogen. Jeder Chinese, jedes Pferd und jedes Maulthier am Wege wurde requiriert. Die Japaner ließen ihr Gepäck von Kühen tragen, die Russen von Kameelen. Chinesen zogen Gepäckfarren und verzagten unter den schweren Lasten. 200 Dschunken und Boote mit Schießvorräten wurden durch Kulis an Seilen den Fluß hinaufgeschleppt. Wenn die Chinesen die Offensive ergriffen hätten, wäre der größte Teil des Transportzuges der internationalen Truppe mit Leichtigkeit durch kleine, nach den Flanken gesandte Abteilungen weggenommen und die Begleitungsmannschaft niedergemacht worden.

Marſch über Tung-tſchou.

Die Frage, ob von Ho-hſi-wu aus die weſtlich abzweigende über Ma-fü-kiau nach Peking führende neuere Straße einzuschlagen oder trotz ihres beſonders ſchlechten Zuſtandes die alte, den Lauf des Peiho und des von Peking nach Tung-tſchou führenden Tongchow-Kanals begleitende Straße beizubehalten ſei, war für das Entſatzkorps leicht zu entſcheiden. Der Rückzug der bei Ho-hſi-wu vertriebenen Chineſen in der Richtung auf Tung-tſchou ſprach trotz des Umſtandes, daß man auf dieſem Wege auch noch mit den Befefigungswerken von Tung-tſchou zu rechnen hatte, ebenſo ſehr zu Gunſten der letzteren Marſchlinie als der Umſtand, daß man hier den biſher durch den Lauf des Peiho ermöglichten Verpflegungsnachſchub auch fernerhin durch Benutzung des Waſſerweges geſichert ſah. Der Marſch wurde demzufolge am 10. in der Richtung auf Tung-tſchou aufgenommen und am 11. bis Ma-tou durchgeführt, von wo ſich ſtärkere feindliche Kräfte bei Annäherung der Verbündeten auf Tſhang-kia-wan zurückzogen. Auch an letzterem Orte, den man am 12. Auguſt erreichte, war jedoch der Widerſtand nur ein geringer, da die von den Chineſen verſuchte Herſtellung eines Fronthinderniſſes durch Überflutung der Gegend mißlungen war und ein Flankenangriff der die Vorhut bildenden Japaner wirksam zu werden drohte. Nach einem auf 500 Tote angegebenen Verluſte, den die Chineſen durch das den Angriff auf Tſhang-kia-wan einleitende Geſchützfeuer erlitten, wandten ſie ſich zur Flucht, theils in der Richtung auf Tung-tſchou, theils gegen Peking. Am 13. Auguſt vollzog ſich auch die Beſetzung von Tung-tſchou, wie es ſcheint, ohne jeden Widerſtand. Die Chineſen zogen ſich in völliger Auflöſung und entmutigt gegen Peking zurück. Die noch am 13. in der Richtung auf Peking vorstoßende Kavallerie trieb die Fliehenden mühelos vor ſich her und erbeutete acht Geſchütze.

Bei dem am 14. aufgenommenen Vormarſche gegen Peking trat eine Teilung der Kräfte ein, indem die Japaner und Ruſſen die von Tung-tſchou nördlich des Tongchow-Kanals nach Peking führende Straße wählten, während die Engländer und Amerikaner auf der Straße unmittelbar ſüdlich des genannten Kanals gegen Peking vorſtießen.

Die Besetzung Peking's.

Der von West nach Ost fließende Tongchow-Kanal teilt Peking in die südlich desselben gelegene Chinesenstadt und in die durch Mauern abgegrenzte Mandschu- oder Tatarenstadt. Die Mandschustadt schließt in ihrer Mitte die ebenfalls unmauerte Kaiserliche Stadt, und diese in ihrer südöstlichen Ecke die heilige oder verbotene Stadt ein, die den Kaiserlichen Palast birgt. Die ungewöhnlich große räumliche Aus-



Japanische Truppen in einer Vorstadt Peking's.

dehnung der Stadt gibt kein zutreffendes Bild über die Bebauungsverhältnisse im Innern, vielmehr finden sich innerhalb derselben große Strecken unbebauten Geländes. Die Umwallung Peking's wird durch eine über 6 m hohe und 7 m breite Mauer gebildet, auf die nach außen hin zum Schutze der auf diesem Walle kämpfenden Verteidiger noch eine eigene Schutzmauer aufgesetzt ist. Die Stärke der Befestigung wird durch einen die gesamte Umwallung umziehenden nassen Graben erhöht. Den Zugang zur Stadt vermitteln auf der Ostseite vier Hauptthore, von denen zwei nördlich des Tongchow-Kanals in die

Mandschustadt führen, während die südlich des Kanals zunächst den Zutritt in die Chinesenstadt vermittelnden beiden Thore neben dem Kanal gelegen sind. Für den durch letztere in die Chinesenstadt Eingedrungenen bleibt jedoch der Zutritt zu den Gesandtschaften noch durch die südliche Umwallung der Mandschustadt gesperrt, die durch drei verteidigungsfähige Thore unterbrochen wird. In dem Raume, der durch die Südumwallung der Mandschustadt zwischen dem östlichen und mittleren Thore derselben und der Südmauer der Kaiserlichen Stadt bezeichnet wird, lagen die Gesandtschaften.

Der Vormarsch der einzelnen Kontingente gegen Peking hat sich durchaus selbständig und auch zeitlich keineswegs übereinstimmend vollzogen. Während die Japaner, die das nördlichste Thor zum Angriffsziel genommen hatten, erst am 14. nachmittags 2 Uhr vor demselben eintrafen und auf hartnäckigen Widerstand stießen, den sie im Verlaufe des Tages nicht mehr zu brechen vermochten, hatten die Russen ihre Bemühungen, sich den Weg durch das nördlich des Tongchow-Kanals gelegene Thor zu öffnen, bereits am Vormittage aufgenommen. Auch sie stießen auf lebhaften Widerstand, dem gegenüber es bis zum Einbruch der Dunkelheit nur gelang, sich des äußeren Thorabschnittes zu bemächtigen. Glücklicher waren die Engländer, die hart südlich des Kanals, und die Amerikaner, die gegen das südlichste Thor vorgingen, indem sie an der Umwallung der Chinesenstadt unter nur leichten Kämpfen eindringend, sich den Weg zum östlichen und mittleren Thor der Mandschustadt zu öffnen suchten. Hier setzten sich aber die auf den Wällen kämpfenden Chinesen thatkräftig zur Wehr. Es gelang jedoch dem englischen General Gaselee, mit einer Kompagnie Sikhs sich durch einen Abzugskanal unter der Mauer der Mandschustadt hindurch Bahn zu den Gesandtschaften zu brechen und so einen Weg zu zeigen, den später auch die übrigen Engländer und die amerikanischen Truppen einschlugen, um die Verteidiger der Südmauer von rückwärts anzugreifen und zu vertreiben.

Der Freude des Wiedersehens mit den hierdurch geretteten Gesandtschaften, die gerade während der letzten Tage besonders heftigen Angriffen ausgesetzt waren, konnten sich die eingedrungenen Truppen jedoch nur kurze Zeit hingeben. Es galt, den Kampf im Innern der Stadt weiterzuführen und dadurch die Angriffe der Russen und Japaner auf die beiden nördlichen Thore zu erleichtern. Dank dieser Unterstützung gelang kurz nach Einbruch der Dunkelheit auch das Eindringen der russischen Kolonne, während die Japaner im Laufe der Nacht sich

durch Sprengung des nördlichen Thores ohne fremde Beihilfe den Eintritt in die Mandschustadt erzwingen. Das Rettungswerk, das den Zweck des Entsatzversuches bildete, war hiermit vollbracht, und sein Gelingen stellte auch in militärischer Beziehung einen wesentlichen Erfolg dar, obwohl man sich nicht verhehlte, daß es bei der Bedrohung der Verbindungen und der gänzlichen Zerstörung der Bahn zwischen Yang-tsun und Peking des Aufgebots aller Kräfte bedürfen werde, sich in der eroberten, jedoch noch Scharen bewaffneter Feinde bergenden Hauptstadt zu behaupten. Der politische Erfolg aber, den man sich von der Festsetzung in Peking versprochen hatte, blieb aus. Denn die Regierung hatte mit dem Prinzen Tuan und dem größten Teil der Truppen und Boger Peking verlassen, um sich nach Tayuenfu, der Hauptstadt der Provinz Schansi, zu flüchten. Sie bestätigte dadurch, daß die ganze gegen die Fremden gerichtete Bewegung von der chinesischen Regierung unterstützt wurde.

Die Flucht des chinesischen Hofes.

Daß der Kaiserin-Mutter an der ganzen Entwicklung der Dinge ein großer Teil der Schuld beizumessen ist, steht außer Frage. Es scheint aber zweifelhaft, ob sie das Vorgehen gegen die Gesandtschaften nicht aus Klugheit und im eigenen Interesse gehindert haben würde, wenn sie nicht von ihrer Umgebung fortwährend über die wahre Sachlage getäuscht worden wäre. Es wird behauptet, daß ihr, während die Verbündeten schon im Vormarsch auf Peking begriffen waren, täglich Mitteilungen über chinesische Siege gemacht wurden, so daß sie, sich in Sicherheit wägnend, ruhig im Palast blieb. Erst als die Verbündeten bereits in die Stadt einrückten, floh sie am 15. August, begleitet vom Kaiser, in wilder Hast aus der Kaiserstadt. Der Kaiser wollte angeblich Peking nicht verlassen, sondern sich den Verbündeten anvertrauen, doch man hörte nicht auf ihn.

Prinz Su, welcher später von Tayuenfu zurückkehrte, erzählte, als der Hof aus Peking floh, reisten sie in landesüblichen Lastwagen bis Kuanschi, 20 Meilen nördlich, eskortiert von 3000 Soldaten, welche auf der ganzen Route alles plünderten und mordeten. Kaiser und Kaiserin trugen ganz gewöhnliche baumwollene Gewänder und reisten so verkleidet mit ganz kleinem Gefolge. Unterwegs hatten sie mit mancherlei Entbehrung zu kämpfen. Drei Tage lang waren sie ausschließlich auf Hirse als Nahrung angewiesen und schliefen auf nacktem Lehmboden in unsauberer Herbergen. Es war ein für sie höchst ent-

würdigender Zustand. Von Kuanschi aus erhielt der kaiserliche Wagen Maultiergespanne. Bis Hsuanhuafu wurden dann täglich zwanzig Meilen zurückgelegt. Dort, hundertundzwanzig Meilen von Peking, wurde drei Tage gerastet; bis dahin war die Flucht panikartig. Viele Ratgeber der Kaiserin rieten, dort zu bleiben; die Mehrheit fürchtete die Verfolgung und gab den Ausschlag. Vor der Abreise aus Hsuanhuafu schlossen sich noch 10000 Soldaten unter Tungfuhsiang der Eskorte an, vermehrten aber nur die Zwietracht. Die Kaiserin that fast nichts als weinen und klagte diejenigen an, welche sie in solche Lage gebracht hätten. Der Kaiser schmähte jeden ohne Rücksicht auf seine Meinung. Die Flucht nach Tayuenfu dauerte 26 Tage; man nahm die längste Route aus Furcht vor Verfolgung. Obwohl viele Edikte erlassen wurden, konnte die Befolgung nicht erzwungen werden, und die Verhältnisse wurden bald fast unhaltbar.



Die Audienzhalle im Peking'ser Kaiserpalast.



Tsai-ken, der jugendliche Kaiser von China.



Das Deutsche Reich greift ein.

Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberkommandeur der ostasiatischen Expedition.



Die Schmach, die durch die Ermordung des Gesandten v. Ketteler dem deutschen Reiche angethan war, erheischte schnelle Sühne, damit der deutsche Name und das Ansehen der Nation nicht unheilbaren Schaden erleiden sollte.

Der Kaiser wußte, daß er sein Volk hinter sich hatte, als er mit schneller Hand eingriff. Um keine Verzögerungen durch etwa

langwierige Kammerverhandlungen eintreten zu lassen, berief Se. Maj. nicht erst den Reichstag ein, sondern ließ sofort ein Expeditionskorps von der Stärke einer Division ausrüsten und zwar wurde diese, damit die Struktur des Heeres nicht auseinandergerissen würde, aus Freiwilligen gebildet.

Der Ruf des Kriegsherrn fand ein lebhaftes Echo, denn schon 9 Tage nach erfolgter K. Allerhöchster Order war die Formierung beendet, zugleich ein Beweis von der Präzision, mit der die deutsche Heeresmaschine läuft.

Die Zusammensetzung haben wir bereits gegeben. —

Wenn bis dahin auch die verschiedenen Kontingente der Verbündeten in anzuerkennender Übereinstimmung mit einander operiert hatten, so legte besonders die Einnahme von Tientsin es nahe, den Oberbefehl in eine ebenso energische wie taktvolle Hand zu legen.

Schon hatte es sich bei der Expedition Lord Seymours gezeigt, daß der Organisation der Truppen die Spitze fehlte, und daß selbst das entgegengesetzteste Verhalten und die bereitwilligste Unterordnung des einzelnen die höhere Führung nicht zu ersetzen vermag, die aus dem Willen eines einzigen, mit genügender Machtvollkommenheit ausgestatteten Befehlshabers entspringt, die Thätigkeit der verschiedenen Kommandos richtig zusammenfaßt und auf ein einheitliches Ziel lenkt.

Schon die frühere Expedition gegen China im Jahre 1860 hatte sehr beachtenswerte Lehren über den Wert einer einheitlichen Führung gegeben. Die Eifersucht der beiden operierenden Nationen: Frankreich und England, erzeugte so viel Reibungen und Rivalitäten, daß es nahe daran war, daß der ganze Feldzug an den Reibereien scheiterte, und die übermäßige Länge und Kosten des Krieges waren lediglich Folgen der zwiespältigen Leitung. Und doch waren es damals nur zwei Nationen, die mit einander operierten; jetzt sind es deren 8!

Das Mil. W. Blatt, dessen trefflicher Darlegung der Verhältnisse wir folgen, da es den Gedanken der maßgebenden Personen am besten Ausdruck giebt, sagt dazu:

In richtiger Erkenntnis des Wertes der Einigkeit der Mächte hatte Deutschland seine Zustimmung zu der Wahl des gemeinschaftlichen Oberbefehlshabers lediglich von dem Einverständnis auch der übrigen Mächte abhängig gemacht. Vielleicht hat gerade diese Haltung dazu beigetragen, daß der schließliche Vorschlag des Feldmarschalls Grafen v. Waldersee die allgemeine Zustimmung der beteiligten Regierungen erfuhr. Sicher waren es aber auch der Name und das Ansehen des trotz seiner 68 Jahre dem Rufe seines Kaisers gern Folge leistenden Marschalls, die die Einigung der Mächte beschleunigten. Schon am 16. August konnte in Berlin die Aufstellung des Oberkommandos vor sich gehen, dessen Organe (Chef des Generalstabes: Generalmajor v. Groß, gen. v. Schwarzhoff; Oberquartiermeister Generalmajor Frhr. v. Gayl u.) mit besonderer Sorgfalt aus den zahlreichen freiwilligen Anmeldungen ausgewählt wurden. Am 21. August erfolgte zu Genua die Einschiffung desselben auf dem Reichspostdampfer „Sachsen“, so daß die Ankunft Graf Waldersees vor Taku Ende September, etwa eine Woche nach den letzten Truppen des deutschen Expeditionskorps, sichergestellt war.

Die Aufstellung des Armeee-Oberkommandos bildet für Deutschland eine ungemein ehrenvolle Auszeichnung. Sie ist, wie Se. Majestät der deutsche Kaiser in seinem an den Stab des Grafen Waldersee ge-

richteten Abschiedswort hervorhob, eine einheitliche Anerkennung für unser ganzes militärisches Leben und Wirken, für unser militärisches System und für die Ausbildung und Führerschaft unserer Generale und Offiziere. Auf gleicher Höhe stand aber auch der Ernst der von Deutschland übernommenen Aufgabe. Gerade weil inzwischen Peking in die Hände der Verbündeten gefallen und die Lage dort durch die Rettung der Gesandten und Fremden minder kritisch geworden war, hatte auch das Verhalten der einzelnen Mächte gegenüber der gemeinschaftlich zu lösenden Frage eine Verschiebung erfahren, die den Feldmarschall Grafen v. Waldersee vor eine Reihe schwerer Aufgaben stellen mußte, die nicht allein klaren militärischen Blick und hervorragende Führereigenschaften, sondern auch allgemein richtiges, die Vielseitigkeit des daselbst bestehenden Koalitionsverhältnisses beherrschendes Urteil, Bestimmtheit und Entschlossenheit des Auftretens und vollendeten Takt bedingen, Aufgaben, deren Umfang und Tragweite sich heute noch nicht bemessen lassen! Dennoch bürgt die Persönlichkeit des Grafen v. Waldersee dafür, daß deren Lösung in den besten Händen ruht.

Die Wahl des Grafen Waldersee war überdies schon dadurch gerechtfertigt, daß Deutschland in erster Linie durch die Brutalität der Chinesen in Mitleidenschaft gezogen worden war; ferner, daß die Ansprüche der Deutschen auf chinesisches Gebiet bisher nur solche gewesen sind, daß sie durchaus nicht die Eifersucht der europäischen Mächte zu erregen geeignet waren.

Verstärkung und Überfahrt des ostasiatischen Expeditionskorps.

Das Mil. W. Bl. begleitet die Aufstellung mit folgender Notiz:

Mit der Aufstellung des Armeekorps stand zeitlich auch die Bildung eines deutschen Verstärkungskorps für das Ostasiatische Expeditionskorps in Zusammenhang. Sie ist teilweise vielleicht durch jene bedingt, wenn auch die Vorbereitungen hierzu in eine Zeit fallen, in der noch niemand an einen deutschen Oberbefehl dachte. Für die Autorität des deutschen Oberbefehlshabers erscheint es unerläßlich, daß Deutschland auch mit einer ansehnlicheren Truppenmacht auf dem Schauplatz der Ostasiatischen Wirren vertreten ist. Am 22. August formierte deshalb Deutschland auf einer Reihe von größeren Truppenübungsplätzen und in einzelnen Garnisonen aus tropendienstfähigen

Freiwilligen des aktiven Dienststandes und Beurlaubtenstandes noch eine 3. Ostasiatische Infanteriebrigade (5. und 6. Ostasiatisches Infanterieregiment) zu je zwei Bataillonen, die dem Befehle des bereits in Ostasien befindlichen Inspektors der Marineinfanterie, Generalmajor v. Höpfner unterstellt wurde, sechs 9. Kompagnien für die bestehenden sechs Ostasiatischen Infanterieregimenter zu Etappen- und Ersatzzwecken, eine Jägerkompagnie, eine (4.) Eskadron des Ostasiatischen Reiterregiments, den Stab einer dritten Abteilung, zwei fahrende und zwei Gebirgsbatterien des Ostasiatischen Feldartillerieregiments mit den erforderlichen Munitionskolonnen, einen Bataillonsstab schwerer Feldhaubitzen und eine zugehörige 2. Batterie, eine 3. Kompagnie des Ostasiatischen Pionierbataillons, den Stab eines Eisenbahnbataillons mit einer 2. und 3. Eisenbahn-Baukompagnie, eine Infanterie-, eine Artillerie- und eine schwere Feldhaubitzen-Munitionskolonne, eine 3. Proviantkolonne und zwei weitere Feldlazarette (Nr. 5 und 6). Zwischen 31. August und 7. September erfolgte der Abtransport dieser Verstärkungen von Bremerhaven aus. Mit ihrem Eintreffen in Ostasien wird das deutsche Expeditionskorps an sechthenden Truppen über 55 Kompagnien Infanterie, 4 Eskadrons, 8 Feldbatterien (darunter 2 Gebirgs- und 2 Feldhaubitzenbatterien), 2 schwere Batterien Haubitzen, 3 Pionier- und 3 Eisenbahnkompagnien verfügen.

Zum ersten Male stand Deutschland vor der Aufgabe, eine so große Menge von Truppen in fremde Weltteile zu überführen. Es wurde dazu eine Anzahl transatlantischer Dampfer der Hamburger und Bremer Gesellschaften gechartert, die sich ebenfalls der Aufgabe völlig gewachsen zeigten. In der Zeit vom 27. Juli bis 4. August fand auf zehn Dampfern die Abfahrt des Expeditionskorps statt in Stärke von

500 Offizieren und höheren Beamten,
10 894 Unteroffizieren und Mannschaften,
558 Geschützen und Fahrzeugen,
16 380 cbm Kriegsbedürfnissen.

In gleicher Weise trat die durch Allerhöchste Kabinetsorder vom 12. August 1900 befohlene Verstärkung von

269 Offizieren und höheren Beamten,
7 430 Unteroffizieren und Mannschaften,
303 Geschützen und Fahrzeugen,
14 032 cbm Kriegsbedürfnissen

zwischen 31. August und 7. September auf acht Dampfern die Ausreise an.

Vorbereitungen und Vorgänge für einen solchen riesigen Transport (sagt das Mil. W. Bl.) waren nicht vorhanden, alles mußte improvisiert werden. Zwar war, um Erfahrungen zu sammeln, beabsichtigt gewesen, im Kaisermanöver 1900 eine gemischte Brigade zu vier Bataillonen, einer Eskadron und einer Batterie von Danzig nach Swinemünde zu befördern, und es war für diesen Zweck der Entwurf einer Seetransportordnung in der Ausarbeitung begriffen. Der plötz-



Übernahme der Sanitätswagen auf den Lloyddampfer „Wittkeind“

liche Ausbruch der Unruhen in China und die nicht vorher zu ahnende Notwendigkeit, schnelligst eine stärkere Truppenmacht dorthin zu senden, machten allen theoretischen Erwägungen ein Ende und zwangen zum schnellen Handeln.

Bei Ausführung der Transporte waren Armee und Marine beteiligt, eine genaue Abgrenzung der Befugnisse beider wurde nicht befohlen, da die militärischen und die marinetechnischen Interessen sich nicht trennen lassen.

Den wichtigsten Faktor für die Möglichkeit, schnell und gut größere Truppenkörper über See zu transportieren, bildet eine leistungsfähige Handelsmarine, und da war Deutschland in der glücklichen Lage, über die beiden größten Dampfergesellschaften der Welt, den Norddeutschen Lloyd und die Hamburg-Amerika Packetfahrt-Aktiengesellschaft, zu verfügen. In Besprechungen zwischen Vertretern der Armee, der Marine und den beiden genannten Rhedereien wurden die bindenden Grundsätze für die gesamte Transportbewegung festgelegt und auf Grund örtlicher Besichtigungen diejenigen Maßnahmen verabredet, die nachstehend erörtert werden.

Die Bestellung der Transportschiffe erfolgte nach den Bestimmungen besonderer Verträge, die unter Berücksichtigung aller möglichen Fälle die von den Rhedereien zu übernehmenden Verpflichtungen und die hierfür vom Reiche zu zahlenden Vergütungen regelten.

Nachstehende Anforderungen wurden an die Einrichtungen der Transportdampfer gestellt:

Als Unterkunft hatten die Rhedereien zu gewähren:

Allen Offizieren vom Range der Stabsoffiziere aufwärts und Beamten gleichen Ranges zu alleiniger Benutzung eine vollständig ausgestattete Kammer, in der sich eine geräumige, verschließbare Kommode sowie eine zur Benutzung als Schreibtisch geeignete Vorrichtung befand;

allen übrigen Passagieren der ersten Kajüte, soweit angängig, ebenfalls je eine vollständig ausgestattete Kammer, event. hatten sich jedoch zwei bis vier Personen in eine entsprechend ausgerüstete Kammer zu teilen;

den Passagieren der zweiten Kajüte je zu zweien bis viere eine Kammer und als gemeinsamen Aufenthaltsort eine Messe;

den Passagieren des Zwischendecks Kojen in einem abgetrennten Raum im Zwischendeck mit genügenden Lichtöffnungen und guter Ventilationseinrichtung.

Die Kammern enthielten: feste Kojen für sämtliche Insassen und soweit angängig für jeden Passagier einen Waschtisch und einen Feldstuhl. Das Kojenzug bestand aus einer Matratze mit Roßhaar- oder Seegrassfüllung, einem Kopfteil mit Roßhaarfüllung, zwei wollenen Decken in leinenen oder baumwollenen Bezügen, einem Bettuch und einem Kopfkissenbezug.

Alle Kammern und Wohnräume der Kajüts- und Zwischendeckspassagiere waren mit Dampfheizung auszustatten.

Die Kojen in den Mannschaftsräumen waren mit laufenden Nummern zu versehen.

Zur Vermeidung von Unglücksfällen bei Kollisionen mußten breite Aufgänge von den Wohnräumen nach Deck in genügender Zahl vorhanden sein.

Für die Aufstellung einer genügenden Anzahl von Gewehrständen in den nicht mit Mannschaften belegten Räumen und Gängen war Sorge zu tragen. Die Gewehrstände waren von vorn anfangend mit fortlaufenden Nummern zu versehen.

Zur Unterbringung des Offiziergepäcks und der Kleidersäcke der Mannschaften waren Kleiderkammern herzurichten.

Zur Verpackung und Aufbewahrung von Sattel- und Zaumzeug waren besondere, während der Reise zugängliche Räume bereitzustellen.

Zur Unterbringung des Eßgeschirrs waren an den Schiffswänden über den Backstischen feste, mit Leisten versehene Borde anzubringen. Das Geschirr für den persönlichen Gebrauch der Mannschaften sowie Teller, Löffel und Gabeln lieferten die Rhedereien.

Auf jedem Dampfer waren 1 bzw. 2 verschließbare, als Bureau geeignete Räume einzurichten.

Auf jedem Dampfer wurde eine Lazareteinrichtung für eine Kopfbzahl von $2\frac{1}{2}$ Prozent der Transportstärke hergestellt und mit Krankenbad und Klosets versehen.

Die Lazarette sollten gut heizbar und so belegen sein, daß Luft und Licht zu denselben unmittelbar Zutritt hatten.

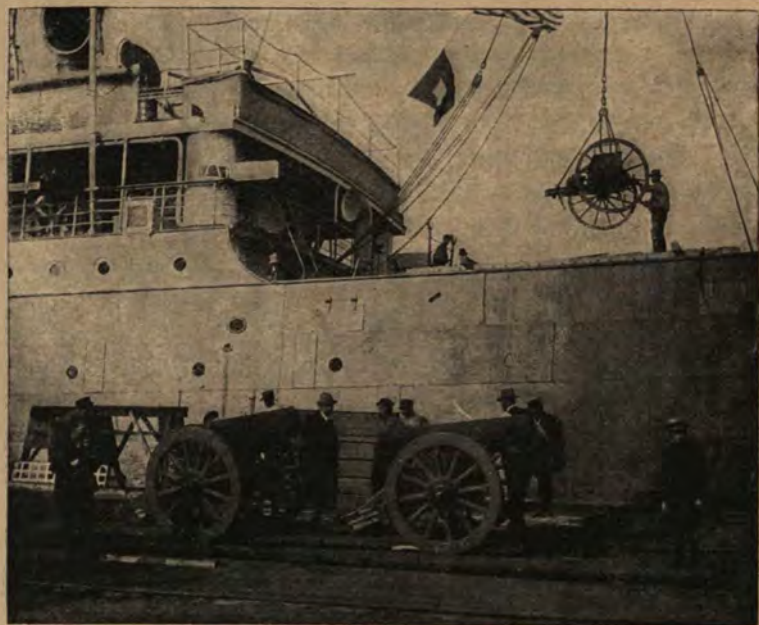
Auf die Bervollkommnung der Feuerlöcheinrichtungen war von den Rhedereien besonderes Gewicht zu legen. Die erforderlichen Rettungsvorrichtungen waren zu treffen, eine genügende Anzahl von Booten, Rettungsbojen, darunter eine Nachrettungsboje und Material zu Flößen an Bord zu nehmen. Die Rhedereien lieferten Schwimmwesten für die Transportmannschaften u. s. w.

Man sieht, daß für alles die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen waren.

Der Transport des Ostasiatischen Expeditionskorps.

Die Grundlage für die Verteilung der Truppen gab nach dem M. W. B. ein „Plan für die Einschiffung des Ostasiatischen Expeditionskorps (Nr. 7), der in unwesentlich veränderter Form auch beim zweiten Transport Anwendung fand. Auf Grund der Gesamtzahl der zu befördernden Passagiere I., II. und III. Klasse wurden die

zum Transport erforderlichen Dampfer namentlich bestimmt und ihre Belegungsfähigkeit festgestellt. In Anbetracht der langen Seereise durch die Tropen, deren Unbilden und Strapazen unseren Landsoldaten ganz fremd sind, und der Notwendigkeit, das Expeditionskorps in bestmöglichem Gesundheitszustande an den Zielhafen zu bringen, wurden die Zwischendecke nur mit 75 Prozent ihrer normalen Belegungsfähigkeit in Ansatz gebracht, eine Fürsorge, die sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat.*)



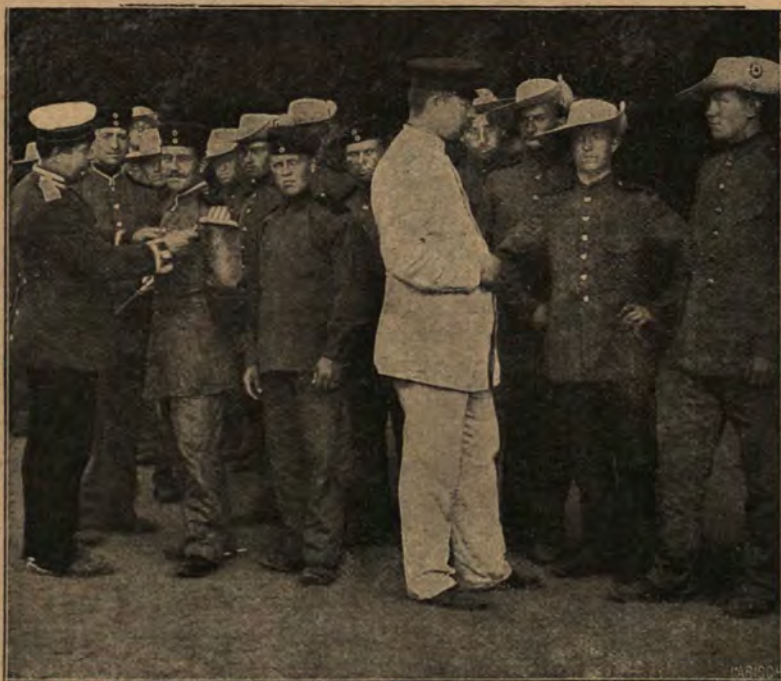
Verladung der Kanonenbatterie in Bremerhaven.

Die Verteilung der Truppen machte große Schwierigkeiten, da die Truppeneinheiten mit ihrem gesamten Personal und Material unbedingt beisammen bleiben mußten, die Dampfer für dieses Bedürfnis aber natürlich nicht gebaut waren. So hatte vielleicht einer Platz für

*) Soweit bekannt, ist von anderen Nationen die normale Belegungsfähigkeit grundsätzlich voll ausgenutzt worden, im Spanisch-Amerikanischen Kriege sind die spanischen Truppen nach und von Kuba sogar mit einer Mehrbelegung der Räume bis zu 25 Prozent transportiert worden.

zahlreiche Mannschaften, aber Mangel an Kajüteinrichtungen, ein anderer, der gemäß seiner gewöhnlichen Bestimmung Überschuß an letzteren hatte, verfügte über nur wenig Raum im Zwischendeck, und wiederum ein großes Frachtschiff konnte verhältnismäßig wenig Truppen beherbergen.

Damit soll nicht gesagt werden, daß die Rhedereien minderwertige oder für den Truppentransport nicht geeignete Dampfer gestellt hätten; im Gegenteil, das Schiffsmaterial an sich war vorzüglich, besser als



Anpassen der Tropen-Uniformen.

es vielleicht je für solche Zwecke Verwendung gefunden hat. Man war aber bei der Plötzlichkeit und dem großen Umfange des Bedarfes nicht in der Lage gewesen, eine besonders genaue Auswahl zu treffen, sondern mußte diejenigen Dampfer nehmen, die sich um die Zeit des Transportes gerade in der Heimat oder auf dem Wege dahin befanden und von den Rhedereien am ehesten aus dem regelmäßigen Betriebe entbehrt werden konnten. Dies hatte natürlich zur Folge, daß sehr umfangreiche Umbauten, wie Bau von Kabinen, Kühlräumen

für frischen Proviant, Treppen und Aufgängen, Einschneiden von Fenstern, Legen elektrischer Leitungen, Einrichtung von Dampfheizung und dergleichen erforderlich, die Anforderungen an die Arbeitskraft der Rhedereien also erhöht wurden. Es hat sich übrigens gezeigt, daß durch derartige Umbauten jeder gute Dampfer zu einem brauchbaren Truppentransportschiffe gemacht werden kann.

Bei der Aufstellung des Einschiffungsplanes mußte sowohl mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß in Rücksicht auf die chinesische Kriegsflotte die Transportschiffe sich etwa in Singapore sammelten und unter dem Schutze von deutschen Kriegsschiffen die Fahrt in den chinesischen Gewässern fortsetzten, als auch, daß eine feindliche Bedrohung ausgeschlossen war und jeder Transportdampfer allein die Reise zurücklegen konnte. In ersterem Falle empfahl es sich, die langsamsten Schiffe zuerst zu befördern, um so schnell als möglich die Transportflotte im Versammlungshafen zu vereinigen, im anderen Falle mußten die schnellsten Schiffe zuerst auslaufen, um baldigst eine Verstärkung unserer schwachen Streitkräfte in Ostasien zur Stelle zu haben und um Zeit für die schwierigen Ausladungen im Zielhafen zu gewinnen.

Da die Kriegslage und besonders die unbedingte Überlegenheit der verbündeten Flotten in Ostasien eine Störung der Transportbewegung unwahrscheinlich machten, wurden in die erste Gruppe, die die Ausreise am 27. Juli antrat, drei schnelle Schiffe genommen, die, den anderen vorauseilend, gleichsam eine Avantgarde bildeten. Dementsprechend erhielt die erste Gruppe folgende Truppeneinteilung:

Stab 1. Infanteriebrigade.

Infanterieregiment 1.

Stab und 2 Eskadrons Reiterregiments. (Da die Pferde aus Amerika und Australien kamen und zum Teil früher eintreffen sollten als die Truppentransporte, war eine frühe Beförderung besonders erwünscht. Das Pferddepot war bereits vorausgeschickt.)

2. Abteilung Feldartillerieregiments.

1 Batterie schwerer Feldhaubitzen (deren frühzeitige Ankunft sich bei Erstürmung der Peitang-Forts bezahlt gemacht hat).

Korps-Telegraphenabteilung.

Feldlazarette 1 bis 4.

Außerdem waren der Etappenkommandeur und sämtliche technischen Truppen der ersten Gruppe beigegeben, und zwar auf dem schnellsten Schiffe, um die Marine bei den Ausschiffungsarbeiten und das Vor-

Kommando, das in der Stärke von 21 Offizieren, Ärzten und höheren Beamten und 120 Mannschaften die Ausreise von Genua bereits am 24. Juli auf einem Reichspostdampfer angetreten hatte, bei seinen Vorbereitungen am Lande zu unterstützen.

Das Kommando des Expeditionskorps, dessen frühzeitige Ankunft auf dem Felde seiner Thätigkeit sehr erwünscht war, konnte aus ganz bestimmten Gründen erst mit der dritten Gruppe am 2. August befördert werden, doch war Vorjorge getroffen, daß der 13 Seemeilen laufende Dampfer „Rhein“ seine Reise in kürzester Zeit unter Vermeidung aller nicht unbedingt nötigen Aufenthalte durchführte.

Von den zur unmittelbaren Mitarbeit an der Einschiffung berufenen Behörden trat die Sammelstation Bremen zuerst, und zwar bereits am 12. Juli in Thätigkeit. Auf die Art ihrer Einrichtung soll hier nicht näher eingegangen, sondern nur in wenigen Worten ihre Aufgabe, soweit dieselbe unmittelbar mit der Einschiffung zusammenhängt, gekennzeichnet werden.

Demnächst mußten die Güter auf die für die einzelnen Transportdampfer bestimmten Leichter verladen und rechtzeitig nach Bremerhaven geschickt werden.

Der Umfang der zu bewältigenden Arbeit geht daraus hervor, daß in der Zeit vom 12. bis 30. Juli etwa 6100 000 kg Güter auf 1418 Achsen für das Expeditionskorps auf dem Weserbahnhofe eintrafen und abgefertigt wurden.

In ähnlicher Weise hatte die Bahnhofskommandantur Bremerhaven die dort einlaufenden Fahrzeuge, Munition zc. am Kai längs der Transportschiffe ordnungsmäßig bereitzustellen. — Die Verladung war dadurch erschwert, daß unter allen Umständen der Gesamttraum voll ausgenutzt werden mußte, um alle Kriegsbedürfnisse unterzubringen. Es mußte also angestrebt werden, so viel Massengüter vorweg in die untersten Schiffsräume zu packen, daß gerade noch genug Platz blieb, um die zu den einzelnen Truppen gehörigen Fahrzeuge, Güter zc., also die mit einem Schiffsnamen bezeichneten Gegenstände, unter allen Umständen noch auf dem betreffenden Dampfer unterzubringen. Welcher Raum hierfür reserviert werden mußte, war gar nicht möglich, auch nur annähernd genau zu bestimmen; ließen doch die Truppen selbst noch zahlreiche Sachen, wie Meßgegenstände, Marktenderwaren und dergleichen an Bord bringen. Sobald sich übersehen ließ, daß nach Einladung sämtlicher „Truppengüter“ noch Raum übrig blieb, mußte mit schwerem Herzen dazu geschritten werden, denselben mit Massen-

gütern, die man so gern ganz unten gehabt hätte, auszufüllen; trotzdem blieben beim ersten Transport etwa 1000 cbm Reserveproviand und dergleichen zurück.

Soweit möglich, wurden die Truppengüter formationsweise und in sich geordnet so längseits der Dampfer gebracht, daß bei der Übernahme die gewünschte Reihenfolge sich von selbst ergab, eine Maßnahme, deren Wert oft hinfällig wurde, wenn z. B. die Beladung eines Leichters (Schiff) nur zum Teil in einen Schiffsraum ging, der Rest aber in einem anderen verstaut werden mußte. Die nautischen Gesichtspunkte, die unter anderem eine Verstaung der schweren Stücke möglichst unten und eine seebeste Verpackung besonders der Fahrzeuge mit kleinen Kollis, wozu sich besonders die Proviantkisten eigneten, verlangten, standen oft den militärischen Wünschen entgegen.

Die ganze Arbeit wurde durch das regnerische Wetter und durch den Umstand erheblich erschwert, daß die meisten Dampfer verspätet eintrafen; denn es war zuerst der 1. August als erster Abfahrtstag bestimmt gewesen, und demzufolge hatten die Rhedereien ihre Dispositionen getroffen. Als dann der ganze Abtransport um fünf Tage früher gelegt wurde, war es nicht mehr möglich, alle Schiffe entsprechend früher aus ihren planmäßigen Fahrten zu ziehen, so daß die verlorene Zeit durch intensivste Arbeit ohne jegliche Unterbrechung eingebracht werden mußte. Für einzelne Dampfer standen zur Entloshung ihrer gewöhnlichen Ladung, Einrichtung zum Truppentransport und Wiederbeladung nur zwei Tage zur Verfügung, und wenn es gelang, alle Dampfer, bis auf einen, planmäßig auslaufen zu lassen, so verdient diese Arbeitsleistung des Lloyd, der nebenher seinen ganzen gewöhnlichen Betrieb aufrecht zu erhalten hatte, hohe Anerkennung.

Die eingerichteten Dampfer mußten kasernenmäßig ausgenutzt und hierfür die nötigen Vorkehrungen getroffen werden. Zu diesem Zwecke waren, gewissermaßen als Quartiermacher, dem Einschiffungskommando eine Anzahl von Offizieren des großen Generalstabes und Mannschaften zugeteilt. Jede Kajüte der I. und II. Klasse wurde unter Berücksichtigung des Dienstalters und der Dienststellung verteilt und an den Thüren Etikettes mit Bezeichnung der Inhaber befestigt. Alle für besondere Zwecke dienenden Räume, wie diejenigen für Offiziergepäck, Kleidersäcke, Klossets, Bureaus, Arrest ic., wurden kenntlich gemacht und die Zwischendecks unter möglichster Wahrung der militärischen Verbände eingeteilt. Wegweiser an Deck und den Niedergängen zeigten den Truppen den Weg in ihre Quartiere.

Die Einschiffung der Truppen erfolgte unter Leitung der betreffenden Generalstabsoffiziere im allgemeinen derart, daß nach Einlaufen des Zuges, der in unmittelbarer Nähe des betreffenden Transportdampfers hielt, vor den Eisenbahnwagen angetreten wurde und die Feldwebel zc. die richtige Formierung ihrer Kompagnie revidierten. Die vor der Front befindlichen Offiziere zc. wurden kurz unterwiesen, dann in ihre Kabinen geführt, und der Generalstabsoffizier gab mit Hilfe der Feld-

webel und der Unteroffiziere des Einschiffungskommandos jedem im Zwischendeck untergebrachten Mann eine Nummer, die mit einer der Zahlen, mit denen Kojen, Gewehrstützen und Backs bezeichnet waren, korrespondierte.

Die Mannschaften wurden dann truppweise auf das Schiff geführt, legten ihr Gepäck vorläufig auf die Kojen und stellten ihr Gewehr in die Stütze. Währendem wurden von einem Hilfskommando der Marine das Offiziergepäck und die sonstigen von den Truppen mitgebrachten Kriegsbedürfnisse aus der Eisenbahn ge-

laden und am Kai niedergelegt. Jeder Mann suchte darauf seinen Kleidersack und brachte ihn an Bord, die Offiziere sorgten für Übernahme ihres Gepäcks und Unterbringung je nach Bedürfnis in der Kabine oder im Gepäckraum, dann wurden die noch mitgebrachten sonstigen Güter verstaut. Im Durchschnitt dauerte die Einschiffung eines Bataillons 1 bis 1½ Stunden.

Die Vorbereitungen für den Dienstbetrieb an Bord während der Ausreise beschränkten sich im allgemeinen darauf, daß für jedes Schiff



Ostasiatische Reiter.

ein Transportführer ernannt war. Demselben wurden die für die Reise erforderlichen Druckvorschriften, wie die Marine-Sanitätsordnung, übergeben und ihm außerdem schriftlich einige Mitteilungen gemacht, die geeignet erschienen, ihm seine Pflichten zu erleichtern, wie Muster einer Tageseinteilung an Bord. Winke über Anordnung des inneren Dienstes, eine besonders ausgearbeitete Anweisung über Tropenhygiene, Meldungen im Auslande, Bestimmungen über Postsendungen und dergleichen.

Diese Winke erschienen um so mehr erforderlich, als die Zuteilung eines Marineoffiziers auf jeden Dampfer sich nicht ermöglichen ließ, sondern nur der Stab des Kommandeurs des Expeditionskorps über einen Oberleutnant zur See verfügte. Auf mehreren Schiffen wurden je 4 bis 6, im ganzen 30 Pferde transportiert, um zum ersten Male zu erproben, ob dieselben eine solche lange Seefahrt durch die Tropen überhaupt aushalten würden. Soweit bekannt, sind sämtliche Pferde gut angekommen, doch läßt sich hieraus noch nicht die Folgerung ziehen, daß ein Massentransport, wie die Überführung berittener Truppenteile mit ihren Pferden angängig ist.

Man kann wohl sagen, daß die für den Transport des Expeditionskorps getroffenen Maßnahmen sich bewährt haben, im besonderen ist die Feststellung erfreulich, daß während der ganzen etwa 48 tägigen Reise, die in der heißesten Jahreszeit durch die Tropen ging, der Gesundheitszustand der Mannschaften ein ausgezeichnete war. An Verlusten sind nur zu beklagen:

- 2 Mann am Hitzschlag (davon einer vom Armee-Oberkommando außerhalb des eigentlichen Truppentransports auf dem Reichspostdampfer „Sachsen“),
- 1 = an Bauchfellentzündung,
- 1 = an Gehirnhautentzündung,
- 1 = an Schädelbruch durch Herunterfallen eines Drahtseils und
- 2 = ertrunken.

Sämtliche Truppentransportschiffe sind ohne Zwischenfall planmäßig vor Taku angekommen, nur der Dampfer „Straßburg“ hatte infolge einer geringfügigen Beschädigung eine 11 tägige Verspätung. Die folgenden Mitteilungen werden zeigen, inwieweit es den Bemühungen der militärischen und maritimen Behörden sowie der Sorge der überseeischen Gesellschaften gelungen ist, die schwierigen Rätsel des Transportes zu lösen.

Von unserm Ostasiatischen Expeditionskorps.

(Schilderungen eines Beteiligten in der Kreuz=Zeitung.)

I. In Bremerhaven.

Fieberhafte Thätigkeit herrscht in Bremerhaven. Zum ersten Male seit Bestehen des Deutschen Reiches soll eine größere Truppenmacht über das Meer nach fernen Gegenden entsendet werden. Ist diese Aufgabe an sich schon schwer, wie viel schwerer im vorliegenden Falle, wo sie ganz unerwartet, unvorhergesehen an uns herangetreten ist, und wo es sich zugleich um allergrößte Eile handelt. — Dank der vortrefflichen Organisation unseres gesamten Heereswesens, der Schulung unseres Generalstabes und Kriegsministeriums ist die Formierung, Ausrüstung und Bewaffnung des Expeditionskorps ohne jegliche Friktion mit größter Schnelligkeit erfolgt. Jetzt gilt es, den Abtransport dieses Korps auszuführen. In England und Frankreich, wo man seit alters her an derartige Transporte gewöhnt ist, Marine=Verwaltung und Rhebereien hierfür vorbereitet und besondere Truppentransportschiffe in größerer Zahl vorhanden sind, bietet ein solcher Transport keine nennenswerten Schwierigkeiten. Anders bei uns, wo Heeres= und Marine=Verwaltung sich vor einem vollständigen Novum befinden. Und doch — bei uns vollzieht sich der Abtransport mit einer Schnelligkeit, einer Präzision, die für alle Welt mustergiltig ist. Das Verdienst hieran gebührt in erster Linie dem „Norddeutschen Lloyd“. — Im Vertrauen auf seine vortreffliche Organisation und sein ausgezeichnet geschultes Personal hat er ohne Zaudern die schwere Aufgabe übernommen, und trotz des Fehlens jeder besonderen Vorbereitung auf dieselbe, trotz der Kürze der Zeit und vor allem — trotz der Katastrophe von Hoboken, die ihn dreier seiner besten Schiffe beraubte, hat er diese Aufgabe bisher glänzend gelöst und wird sie — wie sich schon jetzt mit Sicherheit übersehen läßt — glänzend zu Ende führen.

Am 16. Juli war das Expeditionskorps mobil geworden und schon am 27. verließen die ersten Truppentransporte auf den Dampfern „Batavia“, „Halle“ und „Dresden“ Bremerhaven. Ihnen war am 30. die „Sardinia“, am 31. die „Aachen“ und „Straßburg“ gefolgt.

Jetzt gilt es die Dampfer „Adria“ und „Rhein“ segelfertig zu machen, die am 2. August von Bremerhaven abdampfen sollen, und — fieberhafte Thätigkeit herrscht im Kaiserhafen.

Hier liegt in vorderster Linie der „Rhein“, eines der neuesten und mächtigsten Schiffe des Lloyd. Erst vor wenig Tagen von seiner

planmäßigen Fahrt nach Baltimore zurückgekehrt, ist er unverzüglich für die Chinafahrt in Dienst gestellt. Er ist bestimmt, außer dem 3. Ostasiatischen Infanterieregiment den wichtigsten Bestandteil des ganzen Expeditionskorps, das Oberkommando mit seinen Feld-Verwaltungsbehörden an Bord zu nehmen. Seine zahlreichen Kabinen, seine gediegene Ausstattung machen das Schiff hierfür besonders geeignet.



Segelmacher bei der Arbeit.

Am 1. August morgens ist das Oberkommando, von Berlin kommend, in Bremerhaven eingetroffen und sofort an Bord gegangen. In vortrefflicher Weise ist hier alles für die Aufnahme vorbereitet. Durch eine aus einem Marineoffizier und mehreren Generalstabs-offizieren bestehende Kommission ist die Unterbringung von Offizieren und Mannschaften auf Grund des zwischen dem preußischen Kriegsministerium und dem Norddeutschen Lloyd getroffenen Abkommens bis ins kleinste geregelt. Jede Kabine ist mit den Namen der darin unterzubringenden Offiziere und Beamten, jeder Mannschaftsraum mit dem

Namen des betreffenden Truppenteils bezeichnet. Jedes Mannschaftsbett trägt eine Nummer; es gehört dem Manne, dessen Gewehr und Kochgeschirr die gleiche Nummer trägt. So muß denn auch die Unterbringung der Truppen an Bord sich ordnungsmäßig und ohne Stocken vollziehen.

Nachdem schon am Morgen des 1. August der Stab des Oberkommandos an Bord gegangen war, treffen am 2. August von Mittag



Der wachhabende Offizier probiert die Mannschaftskost.

ab die auch mit dem „Rhein“ fahrenden Truppen — das 3. Ostasiatische Infanterieregiment, das gesamte Lazarettpersonal und eine Proviantkolonne — ein und werden rasch eingeschifft. — Inzwischen arbeiten die Dampfkräne des Schiffes unausgesetzt weiter, um das noch fehlende Kriegsmaterial für das Expeditionskorps und die noch fehlende Schiffsverpflegung zu verstauen. Es ist fast unglaublich, was alles im Innern des Schiffes untergebracht wird. Zahlreiche Eisen-

bahnzüge haben das gesamte Wagenmaterial des Expeditionskorps: Proviant-, Gepäck-, Patronen-, Kranken- und Medizinwagen herangeführt. Schnell werden die Wagen von den Louvries herabgeschoben, mit Tauen umschlungen, durch mächtige Krähne emporgehoben und in die Tiefen des Schiffes versenkt, aus dem sie erst in China wieder an das Tageslicht kommen sollen. — Ungeheure Kohlenvorräte werden an Bord geschafft, soll doch die Fahrt in ununterbrochener Tour zuerst bis Port Said, von dort bis Singapore, dann nach Schanghai und schließlich nach Taku oder Tsintau gehen, das sind Strecken von einer so ungeheuern Länge, daß es nur selten Schiffe giebt, die sie ohne Unterbrechung zurückzulegen vermögen. Indes: es gilt, den bedrängten Europäern in China baldige Hilfe zu bringen und da wird das nur Menschenmöglichste geleistet.

Um 4 Uhr nachmittags ist alles verladen, und als bald darauf Seine Majestät der Kaiser mit Ihrer Majestät der Kaiserin an Bord erscheint, um den scheidenden Truppen Lebewohl zu sagen, kann der Führer des Schiffes, Kapitän Dannemann, Seiner Majestät mit freudigem Stolze melden, daß dasselbe zur festgesetzten Zeit reisefertig ist.

Die letzten Vorgänge an Bord des „Rhein“, die ernststen inhaltsschweren Worte unseres Kaisers an das Offizierkorps sind eingehend berichtet worden und in diesem Augenblicke, wo ich im fernen Weltmeere diese Zeilen schreibe, ganz Deutschland längst bekannt.

Unter heftigen Regenschauern, aber umbraust von dem jubelnden Zuruf Tausender, welche die Quais bedecken und die zahllosen kleineren und größeren Schiffe des Hafens füllen, hat der „Rhein“ gegen 5 Uhr die Anker gelichtet und mit nicht enden wollendem Hurrah seiner überall aufgeenterten, fast 2000 Köpfe zählenden Besatzung und unter den Klängen „Heil Dir im Siegerkranz“ und des „Deutschland, Deutschland über alles“ der an Bord befindlichen Musik des 3. Ostasiatischen Regiments dampfte er hinaus in die starkbewegte See.

Noch eine Strecke weit begleiteten ihn dicht besetzte Dampfer, aber schneller und schneller arbeiten die gewaltigen Maschinen des „Rhein“, immer größer wird der Abstand zwischen ihm und seinen Begleitern, ein letztes Hurrah der Schiffsbesatzung, ein letztes Schwenken der Hüte, Mützen und Taschentücher und — wir sind allein auf weiter See.

II. An Bord des Rhein.

Tiefe Stille ist an die Stelle des eben noch so lauten Jubels getreten. Mit Allgewalt drängt sich jedem der schwere Ernst dieses

Augenblicks auf. Unwiderrusslich ist jetzt die Trennung von der geliebten Heimat, von all den Lieben, die in ihr zurückgeblieben auf lange, lange Zeit. Werden wir sie jemals wiederssehen, werden wir alle dereinst so frisch und freudig wiederkehren, wie wir jetzt hinausziehen, wird es uns vergönnt sein, neuen Ruhm an Deutschlands Fahnen zu heften? — Da läßt die Regimentsmusik die fröhliche Weise des alten schönen Soldatenliedes: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“ erklingen und mit seinem letzten Verse: „Und wer den Tod im heiligen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland“ ist der Bann gebrochen und voll freudiger, hoffnungsvoller Zuversicht schließt jeder mit der Vergangenheit ab. Nur ein Gedanke beseelt uns noch: „Vorwärts für Kaiser und Reich“.

Eine rege Geschäftsthätigkeit beginnt jetzt in allen Teilen des Schiffes, heißt es doch sich einrichten in dem engen Raume für lange sechs Wochen. — Eine kurze Zeit herrscht ein ziemliches Durcheinander. Den meisten — Offizieren wie Mannschaften — ist die Einrichtung eines derartigen Schiffes völlig neu und das Zurechtfinden in seinen zahlreichen Abteilungen und Gängen bei der sie füllenden Menschenmasse ist nicht ganz leicht. Rasch aber macht sich die Wirkung unserer nie versagenden althergebrachten militärischen Disziplin geltend, und schon nach wenig Stunden herrscht volle Ordnung in allen Teilen des Schiffes.

Die ersten Tage der Fahrt werden benutzt, um sich völlig häuslich einzurichten, die Plätze für den Dienstbetrieb, den Empfang der Mahlzeiten für die Mannschaften, den gesamten Verkehr auf dem Schiffe zweckdienlich zu regeln. Keine Vorgänge giebt es hierfür, denn, wie gesagt — neu ist allen Beteiligten eine derartige große Kriegsfahrt und auch den sonst so erfahrenen Lloydoffizieren fehlt in dieser Hinsicht jede Erfahrung. Hierzu kommt noch die Neugier der Mannschaften, denen alles, was sie umgiebt, neu ist, und deren Aufmerksamkeit durch jede größere Welle, jeden besonders heftigen Windstoß, jedes entgegenkommende Schiff, jeden Fischerfutter auf das lebhafteste in Anspruch genommen wird. Gern tragen die Vorgesetzten diesem Wunsche auch Rechnung, und erst allmählich treten deshalb die Anforderungen des militärischen Dienstes mit ihrer vollen Schärfe in den Vordergrund.

Freilich währt diese Ruhepause nicht lange, und schon am zweiten Tage der Fahrt hallen alle Teile des Schiffes wider von Kommandorufen aller Art. Nachdem, dem engen Raume entsprechend, jeder

Kompagnie, jeder Formation ein bestimmter Teil des Schiffes für bestimmte Zeiten zur Abhaltung ihres Dienstes zugewiesen ist, beginnt der Drill wie auf den schönsten Exerzierplätzen unserer Garnisonen. Hier werden Frei- und Gewehrübungen gemacht; dort werden Griffe „gekloppt“; dort wird Klimmziehen an den Strickleitern des Schiffes geübt; hier bröhnt daselbe von den Wandungen wieder; und dazwischen kracht vom hinteren Ende des Promenadendecks Schuß auf Schuß. An einer langen, weit über den Bord des Schiffes hinragenden Raabe ist eine Scheibe aufgehängt. Mit genialen Strichen hat auf ihr ein Künstler drei hinter Verschanzungen halbversteckte Chinesen zur Darstellung gebracht, und nun gilt es für unsere Leute, einen der Chinesenköpfe nach dem andern zu treffen. Bei dem steten Schwanken des Schiffes keine leichte Aufgabe, aber eine vortreffliche Vorübung für die uns bevorstehenden Aufgaben.

Ganz hinten auf dem Achterdeck ist ein Schießstand für Revolver und Pistolen eingerichtet, und mit Uermüdslichkeit wetteifern hier Offiziere, Sanitätsoffiziere und die Beamten der Militärverwaltung in der Förderung ihrer Schießausbildung. Freilich sind hier die Treffergebnisse nicht ganz so zufriedenstellend, wie beim Schießen nach den gemalten Chinesen; hat doch so mancher der Beteiligten jetzt wohl zum ersten Male einen geladenen Revolver oder eine Mauserpistole in der Hand.

Wenn dann das Schießen aufhört, ertönen vom Achterdeck die in jeder Garnison unseres Vaterlandes allen ja so wohlbekannten Klänge unserer lebenden Tambours und Hornisten, während sich aus dem Salon der 2. Kajüte die Weisen der dort lebenden Regimentsmusik hören lassen.

Gegen Abend schweigt dies alles, statt dessen aber ertönen von allen Teilen des Verdecks die allbekanntesten Weisen unserer Soldatenlieder, die mit Eifer eingeübt werden. Soll doch kräftiges Singen ein gutes Präservativ gegen Seekrankheit sein. — Ist es nun das Verdienst dieses Präservativs oder der kräftigen Konstitution unserer braven Jungen — gleichviel, die Seekrankheit hat trotz des besonders in der Nordsee und im Biscayameer recht steifen Windes nicht viel Gewalt über sie gewonnen, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil von ihnen mußte dem Meergott seinen Tribut entrichten.

Freilich fährt auch der „Rhein“ außerordentlich angenehm, und wird er auch von den Wellen noch so hoch gehoben, ein unangenehmes Schaukeln, Stoßen und Stampfen ist niemals zu verspüren.

Die Unterbringung der Mannschaften ist eine ausgezeichnete. Nicht in den ihnen ganz ungewohnten Hängematten müssen sie schlafen, sondern jeder Unteroffizier, jeder Mann hat sein eigenes, festes Bett wie in der Kaserne seiner Garnison. Weniger günstig ist die Lage der Offiziere, denn für die Unterbringung einer so großen Zahl von ihnen ist das Schiff von Hause aus nicht eingerichtet. Die jüngeren von ihnen müssen deshalb zu zweien, dreien und auch vierten zusammen-



Gewehrreinen an Bord eines Transportdampfers.

liegen. Für eine Fahrt von 6 Wochen Dauer und durch das ver-rufene rote Meer nicht gerade angenehm. Aber wir machen ja keine Vergnügungsreise, sondern eine ernste Kriegsfahrt, und — der richtige Soldat findet sich auch rasch in alles.

Vortrefflich ist die Verpflegung von Offizier und Mann, und was der Lloyd in dieser Beziehung leistet, ist einfach bewundernswürdig. Dank diesem letzteren Umstande, der guten Unterbringung der Leute, der peinlichen Sorgfalt, die der gesamten Hygiene an Bord des

Schiffes zugewendet wird, ist der Gesundheitszustand bis zu diesem Augenblicke — wo wir im Begriffe stehen, in das rote Meer einzufahren — ein geradezu vortrefflicher, und jede Garnison unseres Vaterlandes würde stolz sein, wenn sie im Verhältnis so wenig Kranke aufzuweisen hätte, wie wir an Bord des „Rhein“. Wolle Gott, daß das so bleibt.

Was die äußeren Eindrücke anlangt, so unterscheidet sich unsere Fahrt naturgemäß in keiner Weise von anderen Reisen auf dieser Route. Die Feuer von Dover und Calais wurden am Abend des 3., Kap St. Vincent am Morgen und Gibraltar am Spätabend des 7. August passiert. Herrlich beleuchtete der Mond diese gigantische Felsenmasse und erhebend war der Augenblick, wo wir sie unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz“ und des „Deutschland, Deutschland über alles“ passierten.

Am Abend des 11. überholten wir im Mittelmeer die „Straßburg“, die, ebenfalls nach China bestimmt, einige Tage vor uns Bremerhaven verlassen hatte, aber nur etwa 11 Seemeilen fährt während wir (d. h. der „Rhein“) deren mehr als 13 in der Stunde zurücklegen.

Die „Straßburg“ hat drei sächsische und eine preussische Kompagnie an Bord. Es war ein eigenartig freundiges Gefühl, so fern vom lieben Vaterlande unsere Landsleute begrüßen zu können. Freundige Zurufe erschallen herüber und hinüber, jubelnd erklang wieder das „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ und hell erstrahlten beide Schiffe im Glanze bengalischer Flammen, sowie der von Deck des „Rhein“ aufsteigenden Leuchtkegel. Bald aber blieb die „Straßburg“ mehr und mehr zurück, noch ein donnerndes: „Glückliche Fahrt“ herüber und hinüber und sie war unseren Blicken entschwunden. Und weiter geht die Fahrt, immer mit „Voll dampf voraus“ gen Port Said, das wir in der Nacht vom 13. zum 14. August erreichen sollen.

Da taucht am 13. Mittags in der Ferne vor uns ein fremdes Schiff auf. Es segelt in unserem Kurse, aber wir fahren ungleich schneller. Näher und und näher kommen wir dem Fremden, und bald erkennen wir ein Kriegsschiff, an dessen Heck die Trikolore weht. Der „Redoutable“ ist's, ein älteres französisches Kriegsschiff, angeblich auch für China bestimmt.

Mit Neugier sind alle Gläser von hüben und drüben auf einander gerichtet. Dicht an dem französischen Schiffe vorbeifahrend, sind wir

ganz in dessen Höhe gekommen, da ertönen plötzlich die Klänge der „Marseillaise“, dieses alten französischen Revolutionsliedes von Deck unseres Schiffes — des deutschen „Rhein“. Kaum ist der letzte Ton verhallt, antwortet von drüben die Schiffskapelle mit unserem „Ich bin ein Preuße“. Die Franzosen wissen wohl nicht, daß Angehörige aller deutschen Stämme sich unter Deutschlands Fahne hier an Bord befinden — gleichviel, denn „Uns alle treibt der gleiche frohe Sinn, nach einem Ziele streben wir alle hin“. Und dieses eine Ziel — es ist der Ruhm und die Ehre unseres gemeinsamen, geliebten deutschen Vaterlandes, und deshalb giebt es für uns hier an Bord nur das eine Gefühl: „Wir halten zusammen, wie treue Brüder thun“.

Weit zurück bleibt der Franzose. Bald ist er unserem Blick entschwunden. Der Abend bricht herein. In der Ferne erglänzt der Leuchtturm von Damiette. Heute Nacht um 1 Uhr werden wir vor Port Said ankern. Dort erwarten uns auch die ersten Nachrichten von unseren Lieben — von Frau und Kind. Wie freudig und doch wie bang klopft uns das Herz. Was werden wir von unseren Lieben hören? Hat Gott sie beschirmt wie uns bisher?

Aber auch die ersten Nachrichten nach 12 tägiger ununterbrochener Fahrt sollen wir in Port Said erhalten über die Vorgänge in der übrigen Welt. Was werden sie uns bringen?

Wie steht es in China? Leben die fremden Gesandten in Peking noch? Haben die Truppen der europäischen Mächte ihren Vormarsch auf Peking begonnen? Warten sie unser Eintreffen ab?

Ein einziger Wunsch beseelt jetzt alles an Bord: „Nur nicht zu spät kommen zur Entscheidung“. Drum: „Vorwärts, immer vorwärts, wackeres Schiff!“

Am 14. August, kurz nach Mitternacht, läuft der „Rhein“ in die Mündung des Suez-Kanals ein und um 1 Uhr morgens liegt er Port Said gegenüber vor Anker. — Ein unglaubliches Leben und Treiben beginnt jetzt rings um das Schiff. Im Augenblick ist es von zahllosen Booten aller Art umringt. Wie die Katzen klettern von allen Seiten gelbe, braune und schwarze Kerle an Bord — mit lautem Geschrei und unglaublicher Zudringlichkeit Ansichtspostkarten, Zigaretten und Zigarettenspitzen zum Kaufe anbietend.

Vergeblich versuchten unsere gutmütigen, an peinliche Befolgung aller bei uns geltenden gesetzlichen Bestimmungen gewöhnten Posten und Unteroffiziere vom Dienst die Eindringlinge durch eruste aber höfliche Aufforderungen von Bord zu weisen. Nur widerstrebend und

auf ausdrücklichen Befehl entschließen sie sich zu dem diesen Frechlingen gegenüber allein wirksamen, summarischen Verfahren, das dann allerdings von schnellem Erfolge gekrönt ist. Inzwischen haben zahlreiche große, bis oben hin gefüllte, prahmartige Kohlenschiffe an beiden Seiten des Schiffes festgelegt, und es beginnt das jedem, der größere Reisen an Bord eines Dampfers mitgemacht hat, in schauerlicher Erinnerung stehende „Kohlen“. Zunächst sind schon um Mitternacht alle Luken, Fenster und Thüren des Schiffes möglichst luftdicht verschlossen worden, um dem feinen Kohlenstaub das Eindringen in alle Räume zu verwehren, und eine geradezu fürchterliche Luft herrscht deshalb sehr bald in allen inneren Schiffsräumen, während gleichzeitig der von den Kohlenschiffen aufsteigende dichte, schwarze Staub den Aufenthalt auch auf Deck fast unmöglich macht. Auf den Kohlenschiffen selbst aber hat inzwischen ein wahrer Hexensabbat begonnen. Hunderte von kleinen schwarzen Kerlen in bis zur halben Wade reichenden schwarzen Hemden sind auf zahllosen Booten an diese Schiffe herangerudert und haben sie mit unglaublichem, wildem Geschrei erklettert. Mit Händen, Armen und Beinen gestikulierend, die weißen Zähne fleischend, schreien sie gellend auf einander los, und jeden Augenblick erwartet man, daß es zu einem heftigen Kampfe zwischen ihnen kommen wird. Aber nichts von dem — es bleibt bei dem Geschrei



Griffe-Üben an Bord.

und scheint auch gar nicht schlimm gemeint, denn alle Augenblick geht dieses in ein schallendes, kindlich frohes Lachen über.

Anfangs glaubt man, daß bei dieser Art und Weise die Kohlen wohl überhaupt nicht an Bord des „Rhein“ kommen werden, aber sehr bald ändert sich das Bild: Auf ein von einer Art Aufseher oder Borarbeiter (die bis dahin mit den anderen um die Wette geschrien und gestikuliert hatten) gegebenes Zeichen stürzen sich alle diese schwarzen Kerle mit wahrer Wut auf die Kohlen. Mit geradezu fieberhafter Hast füllt jeder einen der umherstehenden zweihenkeligen, korbartigen Gefäße, wirft sie mit schnellem Schwunge auf den mit einem dicken Wollentuch unwickelten Kopf, läuft im Trabe eine der nach dem Schiffsraum gelegten Holzplanken hinauf und wirft seine Last mit kurzem Ruck in diesen Raum. Mit lakonischer Gewandtheit springt

er dann auf eine andere Planke, läuft dieselbe in fliegender Eile hinab, ergreift ohne Besinnen einen anderen gefüllten Korb und so fort, unermüdlich, bis nach 3—4 Stunden die ganzen ungeheuren Kohlenmassen an Bord des „Rhein“ geborgen sind.

Es ist eine wahre Lust, dieser Arbeit zuzusehen. Dabei arbeiten sie aber nicht etwa auf Akkord, sondern für den kärglichen Lohn von 1 Frank für den Tag.

Erläuternd wies ein arabischer Händler, dem ich mein Erstaunen über so niedrigen Lohn bei so hervorragender Arbeit ausdrückte, auf



Deckfeuerern.

einen zwischen den arbeitenden Fellachen einherstolzierenden Araber mit den bezeichnenden Worten: „He, eats all the money!“

Endlich ist unter fortgesetztem Schreien, Schnattern und Zohlen das entsetzliche Kohlen beendet, und schreiend, schnatternd und johlend stürzen sich die Fellachen in ihre Boote, um 100 Schritte weiter an einem anderen Schiffe in derselben Weise die gleiche Arbeit zu verrichten. Schwarz ist unser schönes Schiff jetzt von oben bis unten, schwarz ist alles, was man anfakt, und schwarz sind unsere Hände und Gesichter. Aber der entsetzliche Staub hat aufgehört; Lugen, Fenster und Thüren werden wieder geöffnet.

Freudig erregt eile ich nach dem Badezimmer, um in einem herrlichen Bade die häßlichen Spuren des „Kohlens“ zu beseitigen. Der Bade-Steward ist in dieser Zeit dringender Arbeit anderweit beschäftigt. Aber was sichts das einen preussischen Soldaten an? Nach dem Grundsätze „selbst ist der Mann!“ drehe ich den Kaltwasserhahn auf, und heraus strömt — ein dicker, tintenschwarzer Wasserstrahl. — O der verdammte Kohlenstaub! — Tröstend sagt jedoch der um Rat gefragte Sachverständige: „Morgen verliert sich das wieder“.

Sobald das Einnehmen der Kohlen beendet ist, beginnt eine neue Thätigkeit. Von allen Seiten steuern kleine und große Boote auf unser Schiff los und legen an dessen Seiten an. Sie enthalten den von der Vlohd-Gesellschaft zur Ergänzung unserer Vorräte bestimmten Proviant aller Art, der unter thatkräftiger Mitwirkung unserer Mannschaften in unglaublicher Geschwindigkeit an Bord geschafft wird.

Inzwischen hat der dienstfreie Teil der Offiziere sich an Land begeben, um Einkäufe zu machen und Studien aller Art zu treiben.

Im höchsten Grade angeregt durch die fremdartigen Eindrücke, aber auch ausnahmslos empört über die Aufdringlichkeit und die Unreellität der Geschäftsleute, Boots- und Eselvermieter, Fremdenführer und dergleichen mehr, kehren sie alle an Bord zurück. Gott Mars hat sie eben auch nicht vor den trüben Erfahrungen zu schützen vermocht, die jeder Orientreisende macht. — Indes, hierüber setzt man sich mit frohem Soldatenmuth hinweg. Hat man auch die erstandenen Zigaretten unverhältnißmäßig teuer bezahlt, so weiß man dafür doch auch mit Sicherheit, daß man nun unbestreitbar echte „Egypter“ besitzt. In diesem Wohlgefühl öffnet man eine der zierlichen, sauber verschlossenen Blechschachteln — aber welche Überraschung: statt der erhofften aromatischen Zigaretten enthalten die meisten — Würfelzucker. Welch drollige Gesichter und welche Entrüstung ruft diese überraschende Entdeckung hervor! Vergeblich wird in gerechter sittlicher Entrüstung über diese Gaunerei die Vermittlung des an Bord befindlichen deutschen Konsuls angerufen. Wie soll er wohl auch unter den vielen Hassans und Abrahams, die in Port Said Zigaretten verkaufen, den richtigen Verbrecher herausfinden. Ja, wenn er wenigstens die Hereingefallenen als Zeugen mitnehmen könnte. Aber das geht nicht, denn in China warten unsere Landsleute und ihre fremden Kampfgenossen sehnsüchtig auf unsere Hilfe, und unseres Bleibens in Port Said ist daher nicht lange. Nach nur 11stündigem Aufenthalte, am 14. August Mittags, lichten wir wieder die Anker und hinein gehts in den Suez-Kanal.

Ein besonderer Genuß ist es bei dem allen, die Gesichter unserer Leute zu beobachten. Wie wenige von ihnen hatten beim Antritt unserer Reise eine Vorstellung von dem, was sie erwartet, von allem, was sie sehen würden. Wie staunen sie über dieses fremdartige, bunte Treiben, dieses wilde, wüste Geschrei, diese schwarzen Kerle, von deren Existenz mancher von ihnen noch nie etwas gehört hatte. Die einen meinen, das seien „eben solche Kerle, wie die Chinesen“, mit denen wir nun bald zu thun haben werden, andere — klüger sein wollende — sprechen sich aber in überlegenem Ton dahin aus, daß die „noch viel schwarzer und schlimmer seien“.

Kurz vor unserer Abreise von Port Said war auch die „Straßburg“ dort eingelaufen, die wir 2 Tage zuvor im Mittelmeer überholt hatten. Auch auf ihr ist an Bord alles wohl und munter wie bei uns. So eigenartig, so schön die den meisten von uns so neuen Eindrücke von Port Said auch waren, das Schönste, Liebste waren doch die Grüße, die wir hier von unseren Lieben daheim erhielten. Sie bringen ja die erste und nunmehr bis China auch die letzte Kunde aus der Heimat. Freudige Erregung rief bei uns die Kunde über die Ernennung des Grafen Waldersee hervor.

Weitere Verstärkungen sollen uns auch aus der Heimat folgen, und, wie der „New-York Herald“ vom 8. August, die neueste Zeitung, die wir erhalten, schreibt, hat die chinesische Regierung Befehl gegeben, die Taku-Forts und Tientsin um jeden Preis wieder zu nehmen. Es wird also voraussichtlich ernste Arbeit für uns geben. Dazu — und nicht zu einer Vergnügungsreise — sind wir ja hinausgegangen, und freudig klingt in unserem Herzen das Lied an: „Wohl sehr glücklich ist, wer zu sterben weiß für Gott und das heilige Vaterland“. Und in demselben Augenblicke ertönt von der Back her die schöne Weise des Liedes: „Steh ich in finst'rer Mitternacht“, und wie eine frohe Verheißung für uns und unsere Lieben daheim tönt es jetzt mit kräftigen Stimmen über das Meer: „Seid still, ich steh in Gottes Hut, Er schützt ein treu Soldatenblut“. — Inzwischen hat unser Schiff seinen Kurs fortgesetzt und langsam — nur mit 4 statt wie bisher mit 13 Knoten Fahrt — gleiten wir im Suez-Kanal dahin.

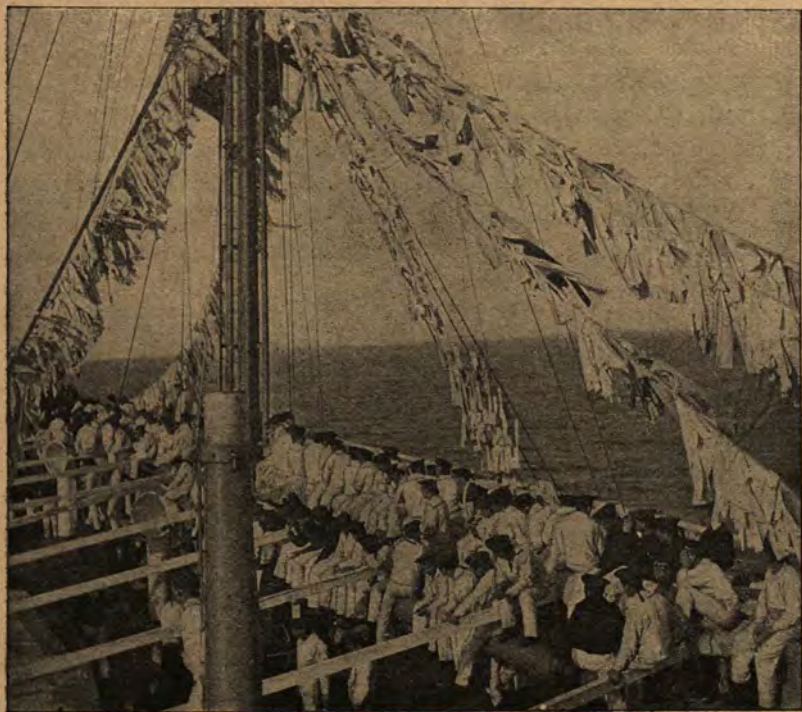
Welch veränderte Szenerie: Nicht mehr auf ultramarinblauen Fluten, sondern auf einer schmalen, gelbgrünen Wasserrinne gleitet unser Schiff dahin, und statt der für das Auge endlosen Wogen des Mittelmeeres umgibt uns einförmige, gelbe tote Wüste. — Doch nein, nicht tot! Gellende Rufe ertönen aus ihr zu uns herüber, und in langen

Sprünge stürmt eine Anzahl kupferbrauner Fellahjungen auf den Kanal zu. Woher in aller Welt kommen sie in diese anscheinend doch unbewohnte, unbewohnbare Wüste? — Aber wie so oft im Leben, trägt auch hier der Schein. — Drüben, mitten im Sande der asiatischen Wüste erheben sich einige Unebenheiten. Für Dünenbildungen hatten wir sie gehalten, erkennen aber jetzt, bei schärferem Hinblicken, daß es Wohnstätten — freilich primitivster Art —, elende Lehmhütten eines Fellahdorfes sind. Kein Baum, kein Strauch, keine Spur grünen Rasens umgiebt sie. Was mögen die jetzt in ihrer Nähe sichtbar werdenden, anscheinend eifrig grasenden zwei Kameele, das völlig gefattelte Beduinenpferd, die gut genährten Esel dort wohl Freßbares finden? Nach unserer Beobachtung könnte es nur Sand sein. Doch der Schein trägt wohl auch hier. Mittlerweile haben die Fellahjungen das Ufer des Kanals erreicht. Unermüdlich, mit staunenswerter Gewandtheit die Unebenheiten der Uferböschungen überspringend, laufen sie, gellende Rufe ausstoßend, stundenlang neben dem Schiffe her, die ihnen vom Schiffe aus zugeworfenen Gegenstände bald im Fluge haschend, bald, ohne Unterbrechung ihres Laufes auf Händen und Füßen weiter springend, von der Erde aufgreifend. Jetzt können wir uns eine lebhaftere Vorstellung von den Angriffen der Mahdisten machen, und glauben nun nicht mehr, daß die Schilderungen darüber, die wir früher mit ungläubigem Kopfschütteln lasen, übertrieben sind.

Hin und wieder passieren wir die in großen Zwischenräumen am Kanal liegenden Signalstationen der Suezkanal-Gesellschaft. Aus zwei bis drei sauberen, rot gedeckten, weiß oder gelb gestrichenen Wohn- und Dienstgebäuden mit zierlichen, lustigen Balkons bestehend, bieten sie inmitten kleiner, aber gut gepflegter Palmen- und Blumengärten fast ausnahmslos einen wunderhübschen Anblick. Bei einigen dieser Stationen erscheinen auf den Balkons elegant gekleidete, modern frisierte Damen, die unsere huldigenden Grüße vornehm kühl erwidern. — Wie einsam mag sich auf die Dauer hier wohl ihr Leben gestalten, so fern von allem ihnen sicher gewohnten Kulturleben, von allem Verkehr mit ihresgleichen. Aber wie es sicher die „Macht der Liebe“ ist, die sie hierhergeführt, so wird diese Macht ihnen wohl auch das Leben hier nicht nur erträglich, sondern schön gestalten.

Nur selten begegnen uns entgegenkommende Schiffe. Meist sind es Engländer, die, von Australien kommend, mit Hammelfleisch auf Eis befrachtet, keinen sehr schönen Eindruck machen. Nur langsam kommen wir vorwärts, denn die Fahrt im Kanal ist für ein Schiff

von der Größe unseres „Rhein“ und bei unserer leichten Beladung sehr gefährlich. Leider versagt unser elektrischer Scheinwerfer, und da ohne einen solchen die Weiterfahrt unstatthaft ist, so müssen wir festlegen und den Anbruch des Tages abwarten. Für uns trotz der wundervollen Sommernacht und des zauberisch schönen Sternenhimmels doch ein ärgerlicher Gedanke. In weiter Entfernung war uns ein großer holländischer Dampfer durch den Kanal gefolgt. Glücklicher



Zeugtrocknen im roten Meer.

als wir, erfolgt bei ihm kein Strike des Scheinwerfers, und langsam gleitet der Holländer an uns vorüber, während seine Mannschaft mit mehr gutem Willen als Verständnis die „Wacht am Rhein“ singt und begeistert „Hurrah Deutschland“ ruft. Bei Tagesanbruch am 15. setzen wir unsere Fahrt fort. Die Szenerie bleibt zunächst dieselbe, und auch die Begleitung der Fellahjungen fehlt nicht, nur ist jetzt die Kupferfarbe unter ihnen bloß spärlich vertreten, während die Mehrzahl so kohlrabenschwarz ist, als wären sie unmittelbar dem „Struwelpeter“ entsprungen.

Allerdings ist ihr Kostüm ein wesentlich anderes als das des bekannten Struwelpeter-Mohren, denn statt dessen kurzen Lederchurzes tragen unsere Mohren lange, hemdenartige Kittel. Natürlich sind ihnen diese beim Laufen äußerst hinderlich. Aber so etwas geniert einen findigen Mohrenknaben nicht. Praktisch und kurz entschlossen wird der unterste Zipfel des Hemdleins zwischen die Bahne genommen und der Lauf in leichter, wenn auch etwas freier Schürzung fortgesetzt. Als sich auch dieses als unzureichend erweist, wird das Kostüm mit einem kurzen Ruck über den Kopf gestreift, zusammengeballt, zu Boden geworfen, und der Wettlauf mit dem Schiff ohne äußere Zeichen der Kultur fortgesetzt. Aber nur ohne äußere Zeichen, die Beweise innerer Kultur geben sie uns unausgesetzt, denn während sie durch den fortwährenden Zuruf „Badschies! Badschies!“ volles Verständnis für den Wert des Geldes bekunden, schalten sie von Zeit zu Zeit den Ruf: „Europa, Europa!“ ein, augenscheinlich in der Absicht, der „dunklen Gefühle Macht“, die Erinnerung an die Heimat in uns zu wecken, und uns zu größerer Freigebigkeit anzuspornen.

Jetzt ändert sich die Szenerie. Im Westen auf afrikanischem Boden erscheint am fernen Horizonte — in einen zarten violetten Schleier gehüllt — steigendes, mächtig zerklüftetes Gebirge, die Mountains of Ettakah. Sehr bald erblicken wir nun auch — anscheinend unmittelbar am Fuße des Gebirges liegend, thatsächlich aber viele Meilen von demselben entfernt die Minarets von Suez und über sie hinaus, in wunderbarem Smaragdgrün schimmernd, die Wogen des roten Meeres. Gegen Mittag legen wir auf der Rhede von Suez neben einem großen englischen Dampfer an. Nachdem der deutsche Konsul die für das Oberkommando des Expeditionskorps bestimmten Depeschen an Bord gebracht hat und wir schnell einigen frischen Proviant (hauptsächlich Weintrauben, Limonen, Bananen und Eier) aufgenommen haben, setzt sich gegen 1 Uhr Mittags — nach knapp einstündigem Aufenthalte — unser Schiff wieder in Bewegung und hinaus geht es in das von alters her so verrufene rote Meer. „Wie wird es uns darauf ergehen?“ fragt einer den andern, und mit Spannung ruhen alle Augen auf der sich vor uns ausbreitenden Wasserfläche.

Man müßte lügen, wollte man behaupten, dieselbe habe irgend etwas Unheimliches. Im Gegenteil: ein schönerer, farbenprächtigerer Anblick, als er sich uns in diesem Augenblicke bot, wird wohl nur selten einem Menschen zu teil. Auf smaragdgrünen, von tief ultra-

marineblauen Streifen unterbrochenen, von mächtigen, im strahlenden Sonnenlichte funkelnden weißen Rämmen gekrönten Wogen gleitet unser Schiff dahin. Hinter uns, am Ende des weiten Hafens, umsäumt von schlanken, in frischem Grün prangenden Palmen liegt Suez mit seinen zierlichen, in allen Farben schimmernden Häusern, überragt von zahlreichen weißen Minarets. Im Westen, scheinbar unmittelbar aus dem grünen Meere aufsteigend, noch immer in dichten violetten Schleier gehüllt, begleitet uns auf Meilen hinaus das Atakah-Gebirge. Im Osten aber, auf dem Boden Asiens, erstreckt sich, soweit das Auge reicht, gelbe Wüste, über die anscheinend gerade jetzt ein heftiger Sandsturm hinwegfegt, denn der Himmel über ihr ist mit dichten grauen Staubwolken bedeckt. Wer diese Szenerie, diese Farbenzusammenstellung malen könnte! — Aber freilich, wer es könnte und thäte — man würde ihn für einen wüsten Phantasten erklären, der Dinge male, die es unter der Sonne nicht gäbe! Wer das nicht selbst gesehen, der kann es sich eben nicht vorstellen.

Und weiter geht die Fahrt. Wir beginnen zu fühlen, daß die Sache mit dem roten Meere denn doch „kein leerer Wahn“ ist. Die Hitze ist wirklich fürchterlich und selbst für uns wetterharte Soldaten schier unerträglich. Am Tage 28—30° Reaumur im Schatten und nachts in den bestgelegenen Kabinen trotz elektrischer Ventilatoren 20—22° R. Zwar haben wir Glück, indem uns ständig von Süden her eine leichte Brise entgegenweht, die sogar am 18. einen leichten Regen mit sich führt (was angeblich hier nur alle vier Jahre passiert), aber trotzdem ist es fürchterlich heiß, so heiß, daß einer der Mitreisenden die Befürchtung ausspricht: „die Milchstraße werde sauer geworden sein“. Ein schrecklicher Kalauer, aber er zeigt, daß der Humor bei uns noch nicht ganz ausgebrüht ist. Das ist bei einem Unternehmen wie das unsrige ein wichtiger Faktor. Mit allen Mitteln sind wir denn auch bestrebt, ihn bei unseren Leuten zu erhalten. Soweit es die Hitze und der enge Raum gestatten, wird ihnen durch wechselnde Beschäftigung Zerstreuung verschafft, wobei Gesang und Musik eine Hauptrolle spielen. — Es ist ein eigenes Gefühl, hier auf den Wogen des roten Meeres, unter dem funkelnden Sternenhimmel des Südens die ernstesten Weisen der lieben, jetzt so fernen Heimat zu hören.

Eine uns allen, Offizieren wie Mannschaften, willkommene Unterbrechung sind die geistlichen Abendstunden und die sonntäglichen Gottesdienste. Wir sind nämlich in der glücklichen Lage, den evangelischen und den katholischen Divisionspfarrer des Expeditionskorps an Bord zu

haben. Beide Herren lassen es sich in treuer Pflichterfüllung angelegen sein, unsern und unserer Leute Geist und Gemüt zu stärken und zu erheben. Abends, wenn die brennende Sonne am fernen Horizont in das Meer hinabgetaucht ist, wenn die Schiffswände die Tags über eingefogene Gluthitze wieder ausgestrahlt haben, wenn die Sonnensegel aufgerollt sind und ein kühlender Lufthauch über die endlosen Fluten ersticht, dann versammeln beide Herren die Angehörigen ihrer Konfession um sich. In zwangloser Weise, nach Art der heimatlichen sogenannten „Kasernen-Abende“ führen sie uns heitere und ernste Bilder vor aus



Technischer Unterricht der Seefischerungs-Mannschaft.

der Heimat, ihrem eigenen Leben, aus den Ländern, an deren Küsten unser Schiff vorbeigleitet, und aus dem Lande, dem wir entgegensteuern, in dem wir kämpfen und — vielleicht auch fallen werden „mit Gott für das geliebte Vaterland“.

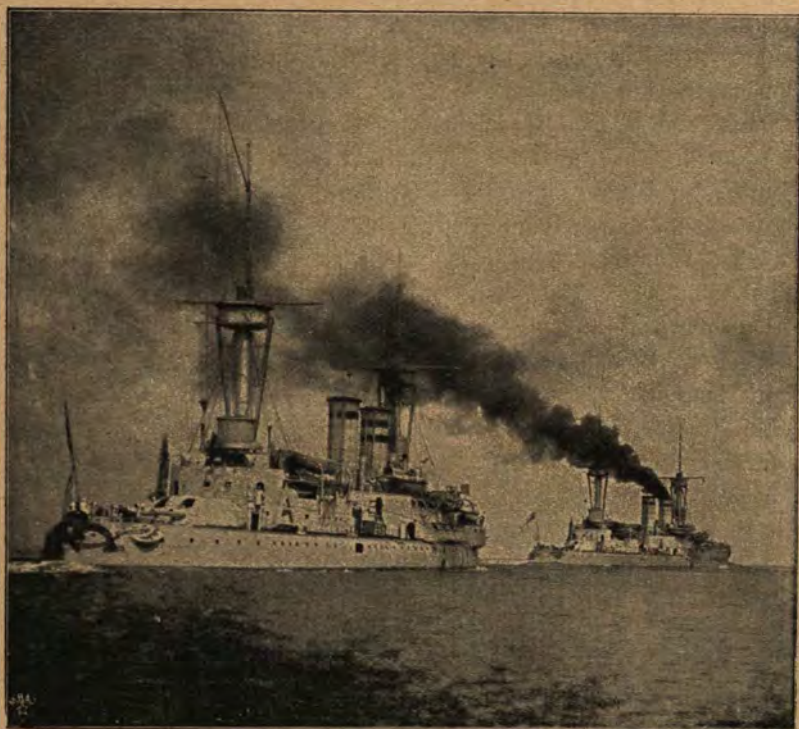
Mühevoll ist bei der Gluthitze, die uns umgiebt, die Aufgabe, die beide Herren sich gestellt haben, aber wie lohnend auch dafür. „Freigestellt“, nicht „befohlen“ ist den Mannschaften die Teilnahme an diesen geistlichen Sprechstunden, und doch — es fehlt wohl keiner. Auf Tischen, Bänken und Treppen sitzend, auf Strickleitern, Raan und Masten aufgeentert, lauschen sie gespannt den Worten des Geist-



Ehards. Wirg. Weißbarth. Sanitätsoldat. Seiffert. Förster. Stabsarzt Dr. Velde. Reinhardt. Klaus. Gefreiter Günther.

Unsere Verwundeten mit ihrem Arzt Dr. Velde im Garten der deutschen Gesandtschaft zu Peking.

lichen, stimmen sie ein mit voller Brust in die von der Regimentsmusik gespielten Kirchen- und Volkslieder. Eine ernstere, andächtigere Gemeinde haben beide Geistliche in der Heimat sicher nie um sich versammelt. Das Gleiche gilt von den regelmäßigen Sonntags-Gottesdiensten an Bord, und wenn je das Wort Gottes freudige Zuhörer gefunden hat, so ist es sicher bei uns an Bord des „Rhein“. Fürwahr, wir ziehen hinaus „Mit Gott für König und Vaterland“.



Einienenschiffe der ersten Division in den chinesischen Gewässern.

Im übrigen verlaufen unsere Tage recht regelmäßig und in einer Gleichförmigkeit, die der „Landratte“ schier erstaunlich vorkommt. Himmel und Wasser, Wasser und Himmel, hin und wieder in weiter Ferne ein Dampfer, ein Leuchfeuer — das ist alles, und wenn nicht hin und wieder eine Schar munterer Schweinsfische — ich glaube Bonitos ist ihr Salonname — uns durch ihre possierlichen Sprünge eine Abwechslung bereitete, wäre es manchmal schier langweilig. Dazu diese arge, jede Thatkraft lähmende Hitze.

„Doch dräut die Sonne noch so sehr
Mit glühenden Geberden,
Und macht sie uns das Atmen schwer —
Es muß mal kühler werden“

improvisieren wir nach bekanntem Vorbilde.

Und richtig! Unser Vertrauen hat uns nicht getäuscht. Vor uns, auf Back- und Steuerbordsseite unseres Schiffes, erscheinen steile, zerklüftete Felsmassen, auf denen weiße Baulichkeiten sichtbar werden. Perim und Bab el Mandeb sind es und durch die nach letzterem benannte Meerenge gleiten wir am 19. August gegen 9 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens hinaus aus dem Blutbecken des roten Meeres in den Golf von Aden, in dem nach Angabe Sachverständiger ein kühlerer Wind wehen soll.

Wolle Gott, sie behielten recht, denn seit gestern haben wir an Bord einen Schwerkranken. Der Feldwebel Grams der 2. Kompagnie des 3. Ostasiatischen Infanterieregiments ist es, den die glühende Hitze auf das Krankenlager geworfen hat. Obschon er sich seit zwei Tagen nicht ganz wohl fühlte, hat der Brave dennoch seinen Posten, den Allerhöchsten Dienst nicht verlassen wollen, bis er zusammenbrach. Jetzt ringt er mit dem Tode, und nur anhaltende kühle Witterung wird ihn zu retten vermögen. Sehnsüchtig schweifen deshalb unsere Blicke in die Ferne, ob sich dort nicht jener helle Dunststreifen zeigt, der eine bewegte See, das Wehen eines stärkeren Luftthauches ankündigt. Vergeblich — und am 20. August um 10 Uhr abends stehen wir bewegten Herzens an der Bahre unseres toten Kameraden.

Verhallt sind die Klänge des Chorals „Jesus meine Zuversicht“, verhallt sind die ergreifenden Worte des Divisionspfarrers Schmidt und unter dem Krachen der drei Salven sinkt der Tote in das kühle Seemannsgrab. Ein stilles Gebet noch und „Ich bin ein Preuße“ intoniert die Regimentsmusik — ein Abschiedsgruß dem Dahingegangenen, eine Mahnung für uns, daß es dem Soldaten nicht geziemt, in langer Trauer zu verharren. Drum vorwärts, immer vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich.

Als ob das Weltmeer über unser erstes ihm gebrachtes Opfer große, erhebt sich jetzt, von Augenblick zu Augenblick mehr anschwellend — ein Brausen in der See, ein Toben in den Lüften und eine „steife Brise“ bringt uns endlich die ersehnte Kühlung. Wäre sie doch einen Tag früher gekommen.

Am 21. passieren wir die Insel Sokotra und nun geht's hinaus in den indischen Ozean, unserem nächsten Ziele: Colombo auf Ceylon

entgegen, wo wir am 26. für einige Stunden anlegen sollen, um Nachrichten über die Vorgänge in der übrigen Welt, besonders über die Gestaltung der Verhältnisse auf unserem künftigen Kriegsschauplatz entgegenzunehmen. Nachrichten von den Lieben in der Heimat dürfen wir leider nicht erwarten, denn da wir seit unserer Ausreise außer Port Said keinen Hafen angelaufen haben, sind wir allen Schiffen, die mit oder kurz nach uns ausliefen, weit voraus. So heißt denn sich gedulden! Und die Zeit vergeht ja auch auf einem Schiffe! — Drei Wochen fahren wir nun schon, und noch einmal drei Wochen, so haben wir — will's Gott, den Fuß auf Chinas Boden gesetzt.

Rhede von Taku, 16. September. Am 9. September nachmittags gingen wir im Jangtsekiang auf der Rhede von Wujung, der Hafensstadt von Schanghai, vor Anker. Woher der Jangtsekiang (zu deutsch: „der blaue Fluß“) seinen Namen hat, ist ohne weiteres nicht recht ersichtlich, denn ein so schmutzig gelbes Wasser vermag die Elbe bei Dresden selbst in ihren ungünstigsten Momenten nicht aufzuweisen. Wie mag da erst der „gelbe“ Strom Chinas, der Peiho, aussehen! Nun, wir werden uns ja bald davon überzeugen können.

Die Rhede von Wujung war bei unserem Einlaufen geradezu gespickt von Kriegsschiffen. Dicht bei einander lagen da vor uns die Panzerschiffe „Fürst Bismarck“, „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ und „Brandenburg“, ferner zwei englische, ein amerikanisches, ein russisches und ein französisches Kriegsschiff. Das Ganze bot einen wirklich imposanten Anblick und man fühlte sich gewaltsam in die ganze Größe der Lage: Krieg aller Kulturstaaten gegen das riesige Chinesenreich versetzt.

Da — noch ein neues Bild! Den Jangtsekiang herab dampft ein zierliches weißes Kriegsschiff, ihm folgt mit einigem Abstände ein größeres, schwarz gestrichenes. Auf etwa 1 km Entfernung von unserer Steuerbordsseite geht das weiße, auf unserer Backbordsseite das schwarze Schiff vor Anker. Eilig kommt die Dampfpinasse unserer „Brandenburg“ auf uns zugeschossen, ein Marineoffizier steigt bei uns an Bord und bittet um die Erlaubnis, von unserer Kommandobrücke aus die beiden neuen Ankömmlinge rekognoszieren zu dürfen. Eine kurze Beobachtung und es giebt keinen Zweifel mehr; die Fremden sind — chinesische Kreuzer.

Auf allen Schiffen beginnt jetzt ein lebhaftes Signalisieren, die Schornsteine qualmen heftiger, und jeden Augenblick erwarten wir jetzt den Angriff der verbündeten Schiffe auf die beiden Chinesen. Man

wird doch nicht dulden, daß die Chinesen im Angesicht der verbündeten Flotte unser wehrloses Transportschiff in den Grund bohren! Da blickt es an Bord der „Brandenburg“ auf, ein Kanonenschuß dröhnt über die weite Fläche des Jangtsekiang, ein zweiter — ein dritter folgt, jetzt beginnt auch „Bismarck“ zu feuern, der Engländer, der Amerikaner fallen ein — jetzt muß man doch gleich die Späne von den beiden chinesischen Schiffen fliegen sehen. Oh nein! Es wird nicht scharf geschossen, es wurde nur — die chinesische Kriegsflagge, der blaue Drache auf gelbem Felde salutiert. Dann folgen die gegenseitigen Besuche der Geschwaderchefs, und am Nachmittag dampfen die chinesischen Kriegsschiffe nach neuem Salut den Wufungfluß hinauf — wohin? — wozu? — Wer weiß das?

Also soweit wird die Fiktion aufrecht erhalten, daß wir mit China nicht im Kriege stehen! O seliger Marschall „Vorwärts“ — was würdest Du dazu sagen? Es fehlte nur, daß die Chinesen vor ihrer Abfahrt dem „Rhein“ einige Torpedos zugeschießt hätten, dann wäre das Bild noch origineller gewesen. Nun, sie waren aber nett und thaten es nicht. Hindern konnte sie nach der ganzen Lage jedenfalls niemand hieran. Ich kann nicht leugnen, daß wir „harmlosen Europäer“ über das Ganze doch etwas verblüfft waren.

Kurze Zeit nach dem Festmachen des „Rhein“ fuhr das Korpskommando mit einer Dampfpinasse nach Wufung und von dort mit der Bahn nach Schanghai, wo vor einigen Tagen zwei Kompagnien des 1. Ostasiatischen Infanterieregiments unter Führung des Majors Graham gelandet waren. Wie der „Ostasiatische Lloyd“ vom 7. September schreibt, haben unsere Truppen auf alle Einwohner Schanghai's einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Sie sind sehr gut aufgenommen und unmittelbar neben dem Hause Li-Hung-Tschang's untergebracht worden. Eine nette Nachbarschaft in dieser Zeit!

Der „Rhein“ benutzte den Aufenthalt von Wufung wieder, um seine Kohlenvorräte und den Proviant zu ergänzen, und es entfaltete sich wiederum an seinen Borden das bekannte lebhafte Leben und Treiben. Auf großen, von Schleppern bugsierten Leichter Schiffen wurden hier die Kohlen herangeschafft. Da uns das Verlassen unseres Schiffes nicht gestattet war, hatten wir genügend Zeit, das Thun und Treiben der das Einladen der Kohlen in das Schiff besorgenden Kulis zu beobachten. Welch häßliche Menschen sind sie doch ausnahmslos. Kein einziges sympathisches Gesicht sah ich unter ihnen. — Auch sie arbeiten sehr fleißig und mit viel Geschrei, aber

von der ameisenartigen Arbeitskraft der Fellahs von Port Said ist bei ihnen doch keine Rede.

Ein sehr hübsches Bild gewährte der Schiffsverkehr auf dem Jangtsekiang. Ein fortwährendes Kommen und Gehen von Schiffen aller Nationen. Einen besonders netten Eindruck machen die Jangtse-dampfer der Rhederei von Rickmers in Bremen mit ihrem frischen grün-weißen Anstrich und ihrem zierlichen Aufbau.

Gegen Abend kehrte der Korpsstab an Bord zurück, entzückt über die Anlage und die gesamten Verhältnisse in Schanghai. Leider bekamen wir anderen Sterblichen nichts davon zu sehen. Um 10 Uhr abends dampften wir wieder ab, durch die südliche Mündung des



Die „Geflon“ auf dem Wufungflusse bei Schanghai.

Jangtsekiang hinaus — und dann in scharfer Wendung nach Norden — auf Taku zu.

Die Nachrichten, die wir aus Schanghai erhalten hatten, lauteten nach wie vor unklar. Immerhin traten wir jetzt doch wieder mit der Welt in Verbindung, denn der „Ostasiatische Lloyd“, den wir erhielten, datierte erst vom 7. September. — Hoffentlich bestätigt sich die Nachricht, die er bringt, daß die Russen in China abschwenken wollen, nicht. Wir würden ausnahmslos doch am liebsten an ihrer Seite sechten. Eine besondere Freude bereiteten uns die in diesem Blatte enthaltenen Mitteilungen über den Grafen Soden und seine braven Leute. Der Spruch:

„Wer Gott vertraut,
Brav um sich haut,
Der hat auf keinen Sand gebaut,“

hat sich auch hier wieder bewährt. Hoffentlich können wir diesen braven Kameraden bald persönlich die Hand drücken.

Am 12. September morgens gegen 7 Uhr passierten wir den Leuchtturm von Promontory mit der Grabstätte der beim Untergange des „Itis“ den Tod fürs Vaterland Gestorbenen.

Hell und freundlich glänzte im Morgensonnenschein der imposante Bau des weißen Leuchtturms, in gewaltigen Massen, in seltsam schönen Konturen steigt dahinter ein mächtiges, zerklüftetes Gebirge zum Himmel empor, und in wunderbarem Smaragdgrün leuchtet davor in endloser Weite das ewige Meer. Vom Bug unseres Schiffes ziehen weiße Wogenkämme nach der Küste, wo sie sich in tausend funkelnden Schaumperlen auflösend zu den Gräbern unserer Brüder empor-schäumen, als wollten sie ihnen unsere Grüße, die Grüße aus der fernen Heimat bringen. Eine schöne Ruhestätte haben sie gefunden, die dort den ewigen Schlaf schlafen, weit — endlos weit von der lieben teuren Heimat, doch:

„Wer den Tod im heiligen Kampfe fand,
Ruhet auch in fremder Erde — im Vaterland.“

Sie haben den Tod im heiligen Kampfe gefunden — im Kampfe für Deutschlands Ruhm und Größe. Ehre ihrem Andenken!

Weiter ging unsere Fahrt die chinesische Küste entlang. Wie schön ist sie! Gewaltige Gebirgsmassen von wunderbar grotesken, dabei aber schönen Formen türmen sich an ihr empor, von tief in das Land einschneidenden Buchten unterbrochen. Zwar sieht man nur ganz vereinzelte Bäume und die Küste macht im ganzen einen unwirtlichen Eindruck, aber für das Auge bietet sie schöne Bilder, würdig des Pinsels eines großen Künstlers. Einen eigenartigen Eindruck machen die vielen, mitten aus dem Meere hervorragenden Felseninseln, deren eine in ihrer Form eine auffallende Ähnlichkeit mit Helgoland hat. Die berühmten „drei Farben Helgolands“ besitzt sie allerdings nicht.

Am frühen Morgen des 13. September ging unser „Rhein“ auf der Rhede von Taku vor Anker.

Taku, 3. Oktober. Das Ziel unserer Seereise ist erreicht und nun — bevor wir von dem Schiffe scheiden, das volle sechs Wochen hindurch unsere Heimat — unsere Welt gebildet hat — sei ihm und unserer überstandenen Reise noch ein besonderes Wort gewidmet.

Der „Rhein“ ist einer der neuen Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd. Vor einem Jahre in Dienst gestellt, war er soeben von seiner siebenten Reise aus Amerika nach Bremerhaven zurückgekehrt, als er bestimmt wurde, uns — d. h. das Korpskommando nebst seinen Feldverwaltungs- Behörden, den Stab der 2. Infanteriebrigade, das ganze 3. Ostasiatische Infanterieregiment, das gesamte Kriegslazarettpersonal und eine Proviantkolonne — nach China zu bringen.

Im ganzen waren in runder Zahl unterzubringen: 130 Offiziere und höhere Beamte und 2000 Unteroffiziere und Mannschaften. Wahrscheinlich keine Kleinigkeit! — Aber — der „Rhein“ hat sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt.

Die größte Schwierigkeit bereitete die Unterbringung der Offiziere und höheren Beamten, denn auf 100 Passagiere für die 1. Kajüte hatte man beim Bau dieses vornehmlich wohl als Auswandererschiff nach Nordamerika bestimmten Schiffes schwerlich gerechnet.

Immerhin würde die Unterkunft sämtlicher Offiziere an Bord eine durchaus angenehme, ja behagliche gewesen sein, wenn es sich bei unserer Reise um eine Fahrt von Bremerhaven nach Nordamerika gehandelt hätte, für die — wie erwähnt — der „Rhein“ konstruiert ist. Für eine so große Reise, wie wir sie zurückzulegen hatten und die volle 3 Wochen lang durch die Tropen führte, war die Belegung des Schiffes unbedingt zu eng. Man denke sich bei einer Gluthitze von 35° Celsius 2 bis 3 Offiziere in einer Kabine hausend, in der sich ein einzelner Mensch auch nur gerade umdrehen kann und deren ganze Ventilation durch ein kleines, etwa kopfgroßes Fenster erfolgt. Ein Schlafen in den Kabinen war deshalb auch nur bei lebhaftem Winde und zwar nur auf der Windseite des Schiffes möglich. Die bei weitem größte Zahl der Offiziere hat deshalb von Port Said bis Singapore, d. h. 17 Tage lang, ein Teil, deren Kabinen besonders ungünstig lagen, sogar 4 Wochen lang auf Deck geschlafen. Das soll indes kein Vorwurf gegen das vortreffliche Schiff und auch keine Klage über unser Los sein, denn wir fühlten uns sehr wohl dabei. Es bot jedenfalls immer ein originelles Bild, wenn abends um 10 Uhr alle Welt mit Hängematten, Matratzen, Triumphstühlen bewaffnet auf Deck erschien und an allen möglichen und unmöglichen Stellen sein Lager etablierte. Noch origineller aber war es, wenn nachts ein Gewitterregen über uns hereinbrach und nun alles in den wunderbarsten Kostümen die Flucht ergriff.

Sehr gut war die Unterkunft der Mannschaften besonders im Vergleich zu derjenigen der Mannschaften anderer Nationen auf den Transportschiffen. Jeder Mann hatte sein gutes eisernes Bettgestell mit Matratze, Kopfkissen und Decke mit Bettwäsche zu dreimaligem Wechseln. Für Ventilation war durch zahlreiche, bis in den untersten Schiffsraum reichende Windsäcke nach Möglichkeit gesorgt.

Jeden Tag wurden die Leute mittels großer Schläuche mit Seewasser abgespritzt und dann mit Süßwasser abgespült, um dem „Roten Hund“ vorzubeugen, einem schmerzhaften Ausschlage, der sich bei fortgesetztem Baden in Salzwasser in den Tropen leicht einstellt.



Landung deutscher Truppen auf Leichterbooten.

Wöchentlich zweimal wurde auf der Back und dem Achterdeck eine große Badewanne aus Segelleinwand etabliert, in der die Mannschaften fröhlich umherpaddelten. Für die Offiziere wurde eine gleiche Badeeinrichtung auf der Backbordseite des Promenadendecks allabendlich aufgeschlagen und am Morgen wieder entfernt, um den Verkehr nicht zu hemmen. Während der Fahrt durch das rote Meer wurde diese Badewanne häufig sogar als Nachtaufenthalt von einzelnen unter der Hitze allzuschwer Leidenden benutzt.

Die Verpflegung von Offizieren und Mannschaften war dank der zwischen der Heeresverwaltung und dem Lloyd getroffenen Abmachungen reichlich und gut. — Schwierig ist es, bei einer so engen Belegung stets in allen Teilen des Schiffes die unbedingt erforderliche peinliche

Sauberkeit aufrecht zu erhalten. — Durch die Ernennung einer aus Offizieren, Ärzten und Verwaltungsbeamten zusammengesetzten „Gesundheitskommission“, welche täglich alle Räume des Schiffes, sowie Speisen und Getränke zu untersuchen hatte, wurde auch dieser Forderung Rechnung getragen.

Für die Zerstreuung der Langerweile bei unseren Leuten — dieses größten Feindes bei allen langen Truppentransporten — wurde nach Kräften gesorgt. — Außer dem regelmäßigen Exerzieren



Pferdetransport auf der „Bosnia“.

wurde geturnt, geschossen, instruiert, fast wie in der Garnison; es wurden mit den Leuten Spiele gespielt und Sportübungen betrieben. Eine große Rolle spielte der Gefang, und die Behauptung, daß er das beste Mittel gegen Seefrankheit sei, hat sich bei unserer Fahrt ganz entschieden bewährt.

Sehr anregend wirkten die von den an Bord unseres Schiffes befindlichen beiden Divisionspfarrern Schmidt (ev.) und Dr. Hefe (kath.) veranstalteten abendlichen Sprechstunden, bei denen den Mannschaften

die Theiligung freigestellt war, Gegenstände des religiösen und weltlichen Gebiets besprochen, sowie geistliche und Volkslieder gesungen wurden. Die Theiligung an diesen Sprechstunden war stets eine außerordentlich rege und die Leute waren mit ganzer Seele bei der Sache. Das Gleiche gilt von den jeden Sonntag abgehaltenen Gottesdiensten; den beiden genannten Herren gebührt ein besonderer Dank für ihre aufopfernde Mühe und vortreffliche Einwirkung auf die Leute.

Zum Schlusse möchte ich noch eines interessanten Versuches erwähnen, der an Bord unseres Schiffes mit einem Pferdetransporte gemacht wurde. — Bisher fehlte uns jede Erfahrung, wie unsere einheimischen Pferde wohl einen so langen Seetransport überstehen würden. Es wurden deshalb dem Expeditionskorps einige Pferde, hauptsächlich Offizierreitpferde, mitgegeben und 5 derselben wurden an Bord des „Rhein“ verschifft. Die Pferde waren in verhältnismäßig bequemen Boxen auf dem Achterdeck untergebracht und wurden täglich nach dem Putzen auf Deck einige Male auf- und abgeführt, um ihnen etwas Bewegung zu machen. — Alle 5 Pferde haben die Reise sehr gut überstanden und kamen in vortrefflicher Verfassung in China an. Auch auf den anderen bisher eingetroffenen Schiffen haben die Pferde den Transport gut überstanden.

Der Gesundheitszustand unserer Mannschaften war während der ganzen Fahrt ein vortrefflicher, an ernstern Erkrankungen kamen nur zwei vor, von denen einer leider einen tödlichen Ausgang hatte. Ich habe hierüber schon an anderer Stelle berichtet. Im ganzen können also wir, sowie der Lloyd mit dem Verlaufe unserer weiten Seereise sehr zufrieden sein.

Besonderer Dank aber gebührt dem Führer unseres Schiffes — dem Kapitän Dannemann — und seinen Offizieren für die Umsicht und Ruhe, mit der sie die auch ihnen ganz neue Aufgabe gelöst haben, einen so starken Truppentransport auf eine so ungeheure Entfernung zu führen, und für das Verständniß und das Entgegenkommen, das sie all den besonderen Anforderungen eines Militärtransportes entgegenbrachten. Ihnen gebührt denn auch in erster Linie das Verdienst an dem guten Gelingen desselben. Besonderer Dank aber sei ihnen an dieser Stelle für das liebenswürdige Entgegenkommen gezollt, daß sie uns im persönlichen Verkehr jederzeit erwiesen, und für ihr stetes Bemühen, uns die Beschwerden der Reise nach Möglichkeit zu erleichtern.

Auf der Rhede von Taku.

Da wo der Peiho (der „gelbe“ Fluß) seine schmutzig gelben Fluten in das „Gelbe“ Meer ergießt, liegt auf dem rechten Ufer des Flusses der Ort Taku, nach welchem die in letzter Zeit so viel genannte Rhede ihren Namen hat.

Von einem eigentlichen Hafen ist in Taku keine Rede, denn eine große — auch bei Hochwasser nur für flach gehende Schiffe passierbare Sandbarre sperrt die Peihomündung gegen das Meer ab. Alle größeren Schiffe müssen deshalb weit draußen auf der Rhede anfern, und der Verkehr mit dem Lande wird fast nur durch Leichtboote bewerkstelligt. Taku selbst ist ein großer chinesischer Ort, von dem aus der nächste Weg und die Hauptstraße nach Peking führt. Trotzdem spielt es für den Verkehr nur eine geringe Rolle, da die Eisenbahn — die einzige moderne Verbindung Pekings mit dem Meere — auf dem linken Peihoufer läuft. Sie beginnt in dem etwas weiter oberhalb Takus liegenden Orte Tongku, in welchem sich der gesamte Handelsverkehr und alles hier vorhandene europäische Leben konzentriert.

Tongku ist deshalb auch der Lade- und Entladeplatz für alle Schiffe und Leichter, welche die Barre passieren und nicht bis Tientsin hinaufgehen. Der Ort selbst besteht aus zwei Teilen: der Handelsstadt und dem Chinesenviertel. Die Handelsstadt besteht aus einigen ganz hübschen Häusern in europäischem Stile und einer großen Zahl besserer, meist einstöckiger Gebäude mit nach der Straße offener Vorhalle. In ersteren wohnen die wenigen hier ansässigen Europäer und Amerikaner, während sich in letzteren die chinesischen Kaufläden befunden haben. Hier ist auch der Bahnhof für die nach Norden führende Eisenbahn Tongku-Ninghai.

Das Chinesenviertel besteht aus einer großen Zahl von Lehmhütten, die augenblicklich von ihren Bewohnern verlassen sind.

Von dem Zustande solch eines Chinesenviertels kann sich nur der einen Begriff machen, der es mit eigenen Augen gesehen hat. — Seit Wochen ist Tongku von den Europäern besetzt. Während dieser Zeit ist ihr Hauptbestreben darauf gerichtet gewesen, Ordnung und Sauberkeit herzustellen, und seit Wochen arbeiten viele hundert Kulis unausgesetzt daran, den größten Schmutz zu beseitigen, und trotzdem ist es einfach furchtbar. Welch eine Existenz müssen die hier lebenden Menschen geführt haben!

Man denke sich viele hundert 8—9 Fuß hoher Hütten, die in denkbar primitivster Weise aus Lehm zusammengeklebt sind, der behufs

größerer Haltbarkeit mit Weisstroh, Rohr und — *faute de mieux* — Dünger untermischt ist. Diese Hütten sind wie eine fortlaufende Mauer eng aneinander geklebt und bilden ein Gewirr ganz enger Gassen, welche die öffentliche Ablagerungsstätte für alle diejenigen Dinge bilden, die man in europäischen Orten an bestimmten Stellen der Häuser und Höfe sammelt und mittels Abfuhr-, Kanalisations- und sonstiger Systeme in möglichst entfernte Punkte befördert. Höfe findet man nur ganz vereinzelt, und diese haben auch nur die Größe eines sogenannten Berliner Zimmers, in welchem eine sehr praktische Hausfrau unter Aufbietung größten Platzierungstalentes mühsam 12 Personen setzt. Über den Zustand dieser Höfe will ich schweigen.

Die Hütten bestehen durchweg aus einem einzigen Raum, der Licht und Luft durch die Thüröffnung und ein meist neben ihr befindliches viereckiges Fenster erhält. Nur ganz vereinzelt lassen an diesen „Fenstern“ Spuren auf das einstige Vorhandensein von Glas schließen. Die bei weitem größte Mehrzahl von ihnen hat sicher nie einen Glasverschluß gekannt. Ob sie und die Thüren durch Vorhänge oder dergleichen abgeschlossen gewesen sind, läßt sich nicht beurteilen, da die Einwohner geflohen sind und anscheinend ihre primitive Habe mitgenommen haben. Jeder Wohnraum enthält eine etwa zwei Fuß hohe Estrade aus Lehm, die den größten Teil des Raumes ausfüllt und jedenfalls als Lagerstätte der Bewohner gedient hat. Neben ihr, meist in einer Ecke, befindet sich ein kreisrundes Loch, das, nach den Aschenkasten zu urteilen, die „Küche“ bildet. Von Hausgerät war nirgends eine Spur zu entdecken; jedenfalls haben die Einwohner es mitgenommen. Sehr üppig dürfte es kaum gewesen sein. Einen so trostlosen, einförmigen Eindruck das Ganze macht, findet man doch auch hier Spuren von Sinn und Behaglichkeit, denn in einigen Hütten waren die Wände dicht beklebt mit bunten chinesischen Papierbildern. An einigen Wänden waren sogar Versuche zu einer primitiven Stukatur zu erkennen. Im großen Ganzen aber müssen die Einwohner hier unter Verhältnissen gehaust haben, von denen sich selbst der keine Vorstellung machen kann, der das elendeste Bauerndorf des Königreichs Polen kennt.

Wie in jedem Chinesendorfe befinden sich auch in Tongku mehrere Yamen. Sie entsprechen ihrem Zwecke nach etwa den öffentlichen Gebäuden in unseren Städten und enthalten gleichzeitig die Dienstwohnung der betreffenden Beamten. Sie sind von verschiedener Größe und sind fast alle in demselben Stil nicht ohne Sinn für eine gewisse Gefällig-

keit und einigen Komfort ausgeführt. Meist bestehen sie aus mehreren Höfen von verschiedener Größe, die mitunter von einer Art offener Säulenhalle umgeben sind, hinter denen sich die eigentlichen Wohnräume befinden. Mitunter fehlen diese Säulenhallen und dann sind die Wohnräume durch eine brusthohe Ballustrade gegen den Hof abgeschlossen. Diese Ballustraden, die Dächer und die Eingangsportale dieser Yamen sind mitunter hübsch verziert und die Eingänge werden nicht selten von symbolischen Tierfiguren aus Thon flankiert. Die Höfe haben einen Fußboden aus festgestampftem Lehm, in einem der



Ein Quartier des ersten ostasiatischen Regiments.

Yamen war sogar die Spur einer Gartenanlage zu erkennen von der Größe, wie sie die Anlagen in dem „Gartenhause“ einer Mietskaserne in Berlin N. aufweisen. Im Sommer mag das Wohnen in solch einem Yamen nicht so übel sein, aber im Winter — brrr! denn jede Spur einer Thür oder eines thürartigen Verschlusses fehlt. Dem Eingange des Yamen gegenüber befindet sich auf der Straße eine etwa 5—6 Schritt lange, 8—9 Fuß hohe Mauer, wie wir sie aus den in unseren illustrierten Blättern erschienenen Abbildungen aus Tsingtau und Kiautschou kennen. Auf der dem Yamen abgekehrten Seite der Mauer ist stets ein großer Drache dargestellt, der die bösen Geister

am Eindringen in den Namen verhindern soll. Auf der letzterem zugewendeten Seite befinden sich verschiedenartige Abbildungen, die sämtlich eine symbolische Bedeutung haben sollen. Diese zu erraten, ist nicht ganz leicht. So zeigt in Tongku beispielsweise eins dieser Bilder ein riesiges Nashorn, das augenscheinlich in wilder Flucht vor einem kleinen Affen begriffen ist, der es mit einem Stecken bedroht, sich aber ängstlich mit einer Vorder- und Hinterhand an einem Baume festhält, anscheinend bereit, sich sofort auf denselben zu salvieren. Vielleicht soll dieses Bild allen den Namen Betretenden zu Gemüte führen, daß „Vorsicht die Mutter der Weisheit“ ist.

Eine andere Namenmauer zeigt in über Lebensgröße einen reichgekleideten Mandarin, der mit ernstem Gesichtsausdruck und warnend erhobener Rechten eindringlich auf einen gnomenhaften Chinesen einredet, der zusammengeskauert vor ihm auf der Erde hockt und mit dem Zeigefinger der Rechten auf einen eng beschriebenen Papierstreifen weist, den er in der Linken hält. Zwischen beiden Gestalten hüpfet ein kleiner Junge auf einem Bein, hinter sich einen mit Spielzeug aller Art beladenen Puppenwagen ziehend. Ob das Ganze die Feierlichkeit einer Eidesleistung zur Darstellung bringen soll? Freilich paßt nach unseren Begriffen der hüpfende Junge nicht recht dazu. Von Baum und Strauch, von Gras und Blumen ist nirgends eine Spur, statt dessen ist das Ganze in eine gelbliche Dunstwolke eingehüllt, der ein penetranter Geruch von verwesenden Stoffen, verbranntem Fleisch und faulenden Fischen entströmt. So stellt sich uns Tongku, die erste Etappe des deutschen Expeditionskorps auf Chinas Boden dar.

Auf der Rhede von Taku herrscht ein bewegtes Leben. Über 50 Kriegsschiffe aller Nationen und jeder Größe sind dort versammelt. Sie anfern weit draußen auf der Außenrhede und bieten ein buntes Bild. Am stärksten vertreten ist Rußland, und neben einigen etwas veralteten Schiffen hat es solche allerneuester Konstruktion zur Stelle. In zweiter Linie kommt Deutschland, und der prächtige Anblick, den „Hansa“, „Fürst Bismarck“ und „Wörth“ darbieten, läßt unser Herz in freudigem Stolze höher schlagen. Amerika hat augenblicklich nur zwei Kriegsschiffe hier, von denen das eine, der Kreuzer „Brooklyn“, ein Schiff neuer Konstruktion, einen äußerst eleganten Eindruck macht, während das andere, ein Kanonenboot, mit seinen kolossalen Schaufelrädern recht veraltet aussieht. Oesterreich ist durch zwei große Panzerschiffe „Kaiserin und Königin Maria Theresia“ und „Kaiserin Elisabeth“ vertreten. Beide Schiffe scheinen neuerer Konstruktion zu sein,

präsentieren sich aber in ihrem schwarz-grauen Anstrich wenig vorteilhaft neben den in hellen Farben glänzenden Schiffen der anderen Mächte. Auch England hat eine große Zahl von Schiffen hier, dieselben liegen aber sehr weit draußen auf der Rhede, und es scheint bei ihnen ein fortwährendes Kommen und Gehen stattzufinden.

Vor den Kriegsschiffen, mehr nach dem Lande zu, liegen die Transportschiffe der verschiedenen Mächte. Bei ihnen herrscht ein äußerst reges Leben. Volle Schiffe kommen, entladene gehen, volle und leere Leichter eilen zwischen ihnen hin und her. Dampfschiffe, Barkassen, Motorboote und Segler fahren von einem Schiffe zum anderen.

Welch verschiedene Schiffskonstruktionen sieht man hier. Am gefälligsten präsentieren sich die zierlichen Dampfschiffe der Kriegsschiffe, sie bilden einen wunderlichen Kontrast zu den großen chinesischen Segelschiffen, die, von außerordentlich schwerem, ungeschicktem Bau, mitunter die Größe ganzer Häuser haben. Trotz einer gewissen Unförmlichkeit bieten diese Schiffe mit ihrer oft reichen, bunten Bemalung und ihrer imposanten Segelmasse kein unmalerisches Bild. Auch sie liefern die Bestätigung, daß wir formell nicht im Kriege mit „China“ sind, denn sie fahren durchweg für andere Nationen.

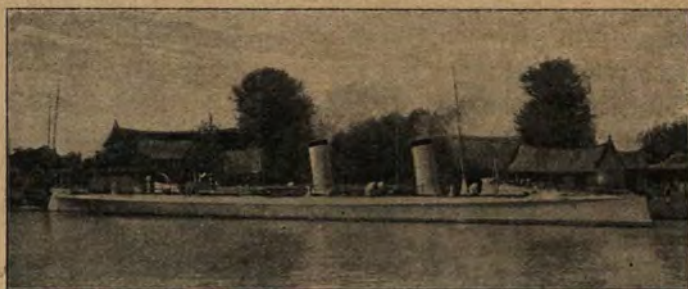
Dieser friedliche Zustand der Mächte gegenüber China wird übrigens auch durch die Anwesenheit eines chinesischen Kreuzers auf der Rhede von Taku bestätigt, wo er friedlich zwischen den anderen Kriegsschiffen ankert. Freilich ist diese „Friedlichkeit“ eine etwas erzwungene, denn der Sicherheit wegen hat man dem Chinesen die Ventile von der Maschine und die Verschlüsse von den Geschützen geschraubt. Da bleibt ihm nun beim besten Willen nichts anderes übrig, als sich „friedlich“ zu verhalten. Ich glaube, seine Erhaltung für China verdankt dieser Kreuzer lediglich dem Umstande, daß er sich nicht in 4 gleichwertige Teile zerlegen läßt, denn mit den 4 in seiner Begleitung befindlichen Torpedoboote ist man weniger glimpflich verfahren. Da hat man einfach durch 4 dividiert, und — Deutschland, Rußland, Frankreich und England haben sich kalt lächelnd je eins genommen.

Die von den Mächten erbeuteten chinesischen Torpedoboote machen übrigens einen sehr hübschen Eindruck und — Schickau alle Ehre. Auch hier wieder das „made in Germany“. Es ist zu eigenartig, wie einem dies in der Fremde immer wieder entgegentritt.

In Tientsin.

(E Schilderungen eines Beteiligten.)

Freudigen Herzens dampfte ich dem heißersehnten Ziele, dem Schauplatz unserer künftigen Thaten zu: doch „Mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten“, und mit der Rhede von Taku erst recht nicht. Etwa eine Stunde waren wir dem Lande zu gedampft, näher und näher leuchteten die Lichter Takus, da plötzlich ein scharfes langes Knirschen unter unserem Schiff, ein Stoß und — wir saßen fest. Der immer lebhafter werdende Landwind hatte das hier ohnehin so flache Wasser zurückgestaut, der Fahrinne die selbst für unser kleines Schiffllein erforderliche Wassertiefe genommen, und wir waren in der Dunkelheit ahnungslos in unser Unglück, d. h. den



Der in Taku eroberte chinesische Torpedobootzerstörer.

gelben Schlick der Barre, hineingerannt. Es war eine scheußliche Situation, in der ich mich befand. Unser kleiner Dampfer besaß notdürftig Raum zum Übernachten seiner Besatzung, für das Übernachten eines Passagiers aber war er absolut nicht eingerichtet. Doch im Kriege wird der Mensch anspruchslos, und so etablierte ich mich denn wohlgenut in einem alten Korbstuhl, und verbrachte eingehüllt in meinen Mantel die Nacht, in süßen Träumen von der Heimat und den fernen Lieben. — Um so unerfreulicher war dann freilich das Erwachen. Das dem Meere zufließende Wasser des Peiho gleicht an Farbe und Konsistenz dem Inhalt einer heimischen Mergelgrube nach dreitägigem Novemberregen, dazu taucht aber noch so etwa alle halbe Stunde aus seinen Fluten in anmutiger Abwechslung ein toter Ochse, Esel, Hund und ein toter Chinese auf. Für Toilettenzwecke ist dieses Wasser sonach nicht geeignet, und so war ich hierfür lediglich auf das

eigens an Bord in einigen Fässern mitgeführte Süßwasser angewiesen. Dasselbe stammte vom „Rhein“, der es getreulich von Bremerhaven mitgeführt hatte, und erweckte somit wohl heimatliche Erinnerungen, aber — kein besonderes Vertrauen, denn die zweimonatige Seereise hatte seiner Frische und seinem Aussehen etwas Abbruch gethan. Doch „dem Reinen ist alles rein“, und so kam ich auch hierüber glücklich fort, zumal auch der mir dann freundlichst gespendete Matrosenkaffee so gebraut war, daß er mir kein Herzklopfen bereitete. Mehr aber beunruhigte mich die Frage, wie lange wir wohl auf der verwünschten Barre festliegen würden. Die Aussichten waren sehr trübe, denn mit



Ausbootung deutscher Truppen vor Taku.

unentwegter Heftigkeit blies der Wind vom Lande, der Flut das Eindringen in die Peihomündung verwehrend, und damit auch eine Steigerung des Wasserstandes auf der Barre hindernd. Ein Boot, mit dem man an das Land hätte rudern können, besaßen wir nicht, andere flacher gehende Dampfer, welche in einiger Entfernung an uns vorbeifuhren, beachteten unsere Zeichen und Signale nicht, chinesische Fischerdshunken, die in großer Zahl dem Meere zusegelten, kamen uns nicht nahe genug, so daß wir uns ihnen hätten verständlich machen können, und so blieb mir denn die angenehme Aussicht, in dieser trostlosen Lage verharren zu müssen, bis es dem Winde gefallen würde, umzuspringen. Viele Stunden, ja Tage konnten darüber vergehen. Es

war eine greuliche Lage. Und zu alledem gesellten sich noch Qualen des Tantalus, denn neben mir standen zwei mächtige Säcke mit Post aus Schanghai. Zweifellos enthielten sie Briefe aus der Heimat auch für mich. Wie wundervoll hätte ich die Zeit der unfreiwilligen Muße ausfüllen können. Welch Trost wäre es jetzt für uns gewesen, hier die heißersehnten Nachrichten aus der Heimat, von Frau und Kind, von all den Lieben lesen und wieder lesen zu dürfen. Aber die Postsäcke sind versiegelt, und der Schiffsführer ist dafür verantwortlich, daß die Siegel unverlezt bleiben. Ich gestehe offen, daß ich mich wiederholt auf dem Gedanken ertappte, ob es nicht möglich sei, hier etwas „höhere Gewalt“ zu inszenieren, beim Schwanken des Schiffes zu stolpern, im Fallen eines der Postsiegel als Rettungsanker zu benutzen und es dabei „unfreiwillig“ von seinem Sacke abzureißen. Indes die „Tugend“ siegte, und all diese schwarzen Anschläge wurden heldenmütig unterdrückt. Hätten wir damals aber gewußt, daß wir die in diesen Säcken enthaltenen Briefe erst nach Wochen erhalten würden, dann freilich wäre am Ende die „Tugend“ doch unterlegen. — Stunde auf Stunde verramm, der Wind flaute nicht ab, das Wasser stieg nicht und unsere Chancen, los zu kommen, wurden immer trüber. In dieser traurigen Lage beschloß unser Schiffsführer, ein wackerer Oberbootsmann unserer Marine, den verzweifelden Versuch zu machen, uns selber zu befreien. Zunächst galt es, unserm Schiff wenigstens etwas Bewegungsfähigkeit zu geben, uns etwas von dem uns fest umklammernden Schlick zu befreien. Hierzu wurden alle an Bord befindlichen Fässer auf das Deck gebracht, auf der Steuerbordseite niedergelegt, sämtliche verfügbare Mannschaft dahinter aufgestellt, und dann auf Kommando alle Fässer mit vollster Gewalt auf die Backbordseite hinübergerollt. Von dort aus wurde das Spiel nach der Steuerbordseite hin wiederholt, und das Ganze ununterbrochen fortgesetzt. Naturgemäß geriet das Schiff dadurch in lebhaftes Schwanken und buddelte sich mit der Zeit eine Art Bett in dem es umgebenden Schlamm aus, das sich sofort mit Wasser füllte und das Schiff wenigstens etwas zum „Schwimmen“ brachte. Dann wurde mit „Boll-dampf rückwärts“ gearbeitet, und nach stundenlanger, mühevoller Arbeit, Boll um Boll rückwärts gleitend — erreichten wir endlich tieferes Wasser und schließlich die schmale Fahrrinne. Wir waren frei. Vergnügter hat Noah seiner Zeit gewiß nicht seine Arche verlassen, als ich die Planken meines Schiffleins in Tongku. Freilich war Noah komfortabler eingerichtet, und — sehnte sich nicht nach kriegerischen Thaten.

Wie ich schon früher erwähnte, müssen alle größeren Schiffe sehr weit draußen auf der Rhede ankern, und von Bord aus sind deshalb mit bloßem Auge nur die an der Peihomündung liegenden Takuforts zu erkennen. Es sind deren im ganzen fünf. Für uns von besonderem Interesse ist das unmittelbar bei Taku, also auf dem rechten Peiho-ufer gelegene Südfort und das ihm auf der anderen Flußseite bei Tongku gegenüberliegende Nordfort, da diese beiden Forts hauptsächlich den Kampf gegen den „Ktis“ geführt haben. Beide Forts präsentieren sich als gewaltige Erdwerke und haben einen Umfang, der die Bezeichnung „Fort“ als nicht ausreichend erscheinen läßt. Es sind eigentlich schon vollständige „Festungen“, zu deren nachhaltiger Verteidigung eine Besatzung von mehreren tausend Mann erforderlich wäre. Bestimmt, feindlichen Kriegsschiffen die Einfahrt in den Peiho zu verwehren, sind sie nur nach der Seeseite hin stark, während der Kehlverschluß nach der Landseite nur schwach ist. An bombensicher eingedeckten Räumen fehlt es ihnen ganz, dagegen waren ihre Höfe mit zahlreichen Lehnhütten und Yamen (letztere vermutlich Wohnungen der höheren Offiziere) angefüllt. Diese gerieten bei der Beschießung durch die Kriegsschiffe naturgemäß sehr bald in Brand, der sich sofort den Pulvermagazinen und Geschosräumen mitteilte und den Aufenthalt im Fort unmöglich machte. Infolgedessen ist es zu einer nachhaltigen Infanterieverteidigung garnicht gekommen, die stürmenden Marinetruppen fanden nur noch schwachen Widerstand.

Da bei der Eroberung der Takuforts sämtliche Mächte beteiligt waren, war die Verteilung der Eroberung nicht so einfach, weil jedem Beteiligten doch ein Teil derselben zugewiesen werden mußte. Man einigte sich nun dahin, daß einzelne Forts von den Truppen mehrerer Mächte gleichzeitig besetzt wurden. So ist beispielsweise das große Südfort von Deutschen, Russen und Österreichern besetzt. Infolgedessen flattert auf dem rechten Schulterpunkt des Werkes an einem Stock die deutsche und österreichische, in der Mitte des Hauptwalles die deutsche und russische Flagge ebenfalls an einem Stock, und auf dem linken Schulterpunkt die russische Flagge allein. Diese Flaggenverteilung entspricht ungefähr dem Stärkeverhältnis der dreierlei Besatzung.

Brüderlich, wie die drei Flaggen nebeneinander flattern, hat sich auch im Fort selbst das Verhältnis der drei Kontingente zu einander gestaltet. Die österreichische Besatzung ist nur sehr schwach, sie besteht aus 1 Schiffsfähnrich und 7 Mann. Sie hat sich deshalb ganz an die deutsche Besatzung angeschlossen und in dem, zum gemeinsamen

Kasino hergerichteten Yamen lebt der Repräsentant Oesterreich-Ungarns in innigster Gemeinschaft mit den deutschen Marineoffizieren. Ähnlich sollen sich die Verhältnisse in den Forts auf dem nördlichen Peihoufer gestaltet haben, auf denen man die Flaggen Japans, Frankreichs, Englands und Amerikas wehen sieht.

Ein noch regeres Leben als auf der Rhede herrscht in Tongku. Der Ort ist augenblicklich von Deutschen, Russen, Oesterreichern, Franzosen, Japanern, Italienern, Engländern und Amerikanern besetzt und es herrscht auf den Straßen des Ortes im vollsten Sinne des Wortes ein babylonisches Völkergewirr.

Den besten Teil, die Handelsstadt und den Bahnhof haben die Russen besetzt, und in den einstigen chinesischen Läden haben sie Wachen, Bureaus, Büchsenmacher- und sonstige Werkstätten, Offizier- und Unteroffizier-Quartiere eingerichtet. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, unter chinesischen Firmenschildern und inmitten chinesischen Gerätes europäische Soldaten haufen zu sehen.

Im übrigen sind den verschiedenen Kontingenten auf den Straßen und längs des Peiho Plätze zum Bivakieren angewiesen.

Am weitesten draußen nach dem Meere zu liegt das Lager der Amerikaner, daran schließt sich das englische Lager und an dieses das Lager der Japaner. Unmittelbar neben diesem, und nur durch einen dünnen Staketenzaun von ihm getrennt, befindet sich das Bivak des, die Anlege- und Ausladestelle unserer Leichter bewachenden Zuges der 2. Kompagnie unseres 3. Ostasiatischen Infanterieregiments.

Der japanische Posten steht dicht neben den Kochlöchern dieses Zuges und es ist spaßhaft anzusehen, wie die Söhne Pommerns und Schlesiens gemächlich mit den Söhnen Japans Halbpant machen.

An das Lager dieses Zuges schließt sich dasjenige einer deutschen Pionierkompagnie, welche Tag und Nacht an der Herstellung eines Anlegefesteges arbeitet. Neben den Pionieren, auf freier Straße, in einem, nach unseren Begriffen recht primitiven Bivak steht eine Eskadron des russischen Primorskschen Dragonerregiments. An sie schließt sich ein kleines Bivak italienischer Bersaglieri. Dann kommt wieder eine russische Dragonereskadron, an die sich die Bivaks eines Kosakenregiments anschließen.

Auch das Chinesenviertel ist in verschiedene Abschnitte geteilt, die den verschiedenen Kontingenten zugewiesen sind. Russen, Franzosen und Deutsche wimmeln hier durcheinander und sind eifrigst bemüht, durch zahllose Kulis den Augiasstall Tongku ausräumen zu lassen.

Für diesen Zweck hat jedes Kontingent seine eigenen Kuli-Arbeiterkompagnien gebildet, die durch Flaggen und Armbinden in den betreffenden Landesfarben als Eigentum der betreffenden Macht gekennzeichnet sind. Die Russen haben jedem ihrer Kulis ein Pappschild um den Hals gehängt, worauf in russischen Buchstaben der Name des betreffenden Kuli angegeben ist. Mit sichtlichem Stolz tragen diese russischen Kulis ihre so improvisierte Visitenkarte und verfehlen nicht, jeden Vorübergehenden durch Hinzeigen mit den Fingern auf diese Dekoration aufmerksam zu machen.

Die Arbeit geht leidlich von statten, und es ist in der kurzen Zeit für Ordnung und Sauberkeit schon unendlich viel geschehen, aber



Deutsche Batterie nach ihrer Landung bei Congku.

— es handelt sich um die Beseitigung eines seit hunderten, wenn nicht seit tausenden von Jahren aufgehäuften Schmutzes und somit um eine wirkliche Herkulesarbeit.

Am planmäßigsten scheint man hier deutscherseits vorgegangen zu sein. Es ist mit unendlicher Mühe ein großer, plattformartiger Platz hergerichtet worden, auf dem die ankommenden Geschütze und Fahrzeuge bis zum Weitermarsch parkieren sollen. Am Rande der Straßen des deutschen Viertels ist aus ungebrannten Ziegelsteinen eine Art erhöhten Trottoirs hergestellt, auf dem es sich ganz angenehm geht. So lange die trockene Witterung andauert, ist das alles ganz schön, aber — wenn eine Regenperiode eintritt, wie dann? Straße, Trottoir

und Parkplatz, alles ist nichts als Lehm, der einem einigermaßen kräftigen Regen unbedingt nicht Stand halten kann. Darüber ist sich wohl niemand im Zweifel, aber Ziegel- oder Pflastersteine, Granitplatten und dergleichen giebt es hier nicht und da muß man sich eben helfen, so gut es geht.

Außerhalb des deutschen Viertels ist das „Pferdedepot“ des deutschen Expeditionskorps errichtet. Es besteht aus einem großen, mit einem Bambuszaun eingegegten Platze, der durch verschiedene Längs- und Querzäune in eine Menge kleinerer Plätze (corrals) eingeteilt ist. In diesen corrals tummeln sich in buntem Durcheinander Pferde jeden Schlages, Ponies, Maulesel und Esel.

Unter den Pferden sieht man ganz vortreffliche Exemplare von tadellosem Bau und augenscheinlich edler Abkunft, Pferde, die man ohne Erröten in Berlin, Unter den Linden, reiten könnte. Daneben allerdings auch Karrengäule gewöhnlichster Art.

Man ist mit großem Eifer dabei, das vorhandene Material zu sichten. In einem kleinen, fest eingegegten corral stehen die für den Feldmarschall Grafen Waldersee und dessen Stab bestimmten Pferde gesattelt und gezäumt. Sie befinden sich schon in der Dressur, sind bereits sorgfältig „frisirt“ und machen einen vollständig zivilisierten Eindruck, obgleich sie noch vor wenig Wochen in ungebändigter Freiheit in den Gefilden Australiens sich tummelten.

An einer anderen Stelle sind die Gespanne für die schwere Haubitzbatterie zusammengestellt. Sie kann sich gratulieren; eine bessere Bespannung hat keine Batterie in der Heimat. Freilich, die Herren Offiziere und die Unteroffiziere müssen vorläufig mit einem Pony oder Maulesel vorlieb nehmen. Mancher auf seine elegante Reiterfigur stolze Leutnant wird wohl ein saures Gesicht bei dieser Zumutung machen, aber — „dat helpt nu nix“.

Wieder an einer anderen Stelle ist man bemüht, die für eine andere Batterie erforderlichen Pferde einzufangen.

Jetzt wäre es sehr wünschenswert, wenn unsere Kavalleristen auch im Laffoverfen ausgebildet wären. Da dies nicht der Fall ist, wird das Einfangen der Pferde eine mühsame Sache und eine Geduldprobe. Schließlich aber gelingt es doch, und nach vielen gelungenen Durchbruchversuchen wird der betreffende Kandidat doch so eingekreist, daß es kein Entrinnen mehr für ihn giebt. Er giebt das Rennen auf, läßt sich geduldig aufzäumen und ist nunmehr wohlbestalltes kaiserlich deutsches Soldatenpferd.

Zwischen dem Chinesenviertel und dem übrigen Tongtu hindurch fließt ein Bach, insofern eine dicke, gelbe Lehm- und Schmutzmasse als „Bach“ bezeichnet werden kann. In diesen Bach wird von allen Seiten der aus den Häusern und Straßen geschaffte Schmutz geworfen, was zur Klärung seiner Fluten nicht gerade beiträgt, aber auch nicht verhindert, daß die Kulis mit Händen und Hüten daraus schöpfen und mit sichtlichem Behagen dieses „köstliche Naß“ schlürfen.

An einer Stelle hockt eine Schar Kulis auf der Erde um eine Anzahl großer flacher Blechschüsseln, die theils mit gekochtem, trockenem Reis, theils mit — gerösteten Heuschrecken gefüllt und dicht mit den, hier geradezu eine Landplage bildenden Fliegen bedeckt sind. Jeder Kuli hält in der linken Hand ein kleines Porzellanschälchen, in der rechten die bekannten Eßstäbchen. Mit diesen greift er geschickt eine Heuschrecke, taucht sie in den Reis und führt beides zum Munde.

So häßlich die Kulis, so unappetitlich ihre Speisen und die ganze Umgebung sind, so muß man doch zugestehen, daß ihr Hantieren mit den Stäbchen mit einer gewissen Grazie erfolgt, die sich mancher sogenannte „gebildete“ Europäer beim Gebrauch von Messer und Gabel recht wohl zum Muster nehmen könnte.

Auf allen Straßen Tongtus herrscht natürlich ein äußerst reges Leben und buntes Durcheinander. Dort zieht eine Abteilung Kosaken auf ihren kleinen unansehnlichen Pferdchen zur Tränke. An ihr vorbei kommt einer unserer Artilleriemunitionswagen, der mit dem neuen Gespann eine Fahrübung abhält. Zwischen ihnen hindurch windet sich in lebhaftem Schritt, aber nichts weniger als adretter Haltung, eine Patrouille der Bersaglieri. Dort kommt unter Eskorte ganz in Blau gekleideter Franzosen eine große Ochsenherde; hier sitzen vor einer reich etablierten russischen Kneipe an verschiedenen Tischen deutsche, russische und amerikanische Offiziere zusammen.

Deutsche, russische, französische, englische Soldaten, Japaner und Amerikaner schlendern zu Zweien und Dreien mit und ohne Waffen umher. Vom Bahnhofe kommend, zieht eine Abteilung Sippows vorüber. Sie sehen in ihrer malerischen Tracht von allen Truppen am besten aus und tragen ein stolzes Selbstbewußtsein zur Schau.

Einen ganz vortrefflichen Eindruck machen die Russen. Durchweg von kräftiger, meist sogar imposanter Figur, in fleidsamer weißer Bluse, Tuchhose und hohen Stiefeln, mit der bekannten russischen Mütze, präsentieren sie sich auch durch die aufmerksame Art und Weise, wie sie jedem fremden Offizier die Ehrenbezeugung erweisen.

Jedes Mal, wenn man einen der russischen Soldaten und daneben einen unserer Leute in dem von Tage zu Tage häßlicher werdenden imitierten Khatirock und dem allmählich gänzlich façonlos gewordenen Strohhute sieht, geht einem ein Stich durchs Herz. Doch das Unabänderliche heißt es nun „mit Würde tragen“.

Wenig gut präsentieren sich die Italiener. Sie machen einen saloppen, nicht sehr imponierenden Eindruck, trotz der wehenden Hahnenfeder auf ihrem Tropenhelm.



Deutsche Feldschmiede.

Die Franzosen, die für die Chinaexpedition eine Art blauen Kattunanzuges und Tropenhelm von gleicher Farbe angelegt haben, sehen auch nicht sehr imponierend aus, sind aber höflich und aufmerksam.

Gut in Haltung und Anzug erscheinen auch die Engländer, und ich muß hier konstatieren, daß, wo wir auch auf unserer Reise englische Soldaten gesehen haben, in Port Said, Kolombo und Singapore, sie auf uns alle durch ihre gute Haltung, ihr Auftreten und ihren Anzug durchweg einen sehr guten Eindruck gemacht haben.

Angenehm fallen auch die Japaner auf durch ihr bescheidenes Auftreten. Ihre äußere Erscheinung leidet unter der Kleinheit ihrer Rasse und der übermäßigen Buntheit ihrer Uniformen.

Den bei weitem ungünstigsten Eindruck machen unbedingt die Amerikaner. Was wir in Tongku von ihnen zu sehen bekommen haben, erinnerte einzig und allein durch die umgehängten Patronengürtel und Revolver an „Soldaten“. Von „Uniform“ war bei den auf der Straße umherflankierenden Leuten keine Spur. Eine blaue oder sonstige Bluse, ein Beinkleid irgend welcher Art, ein Filzhut beliebiger Façon und ein rüdes Auftreten kennzeichnet hier den Krieger „Onkel Sam“. Man darf allerdings hierbei nicht außer acht lassen, daß die Mehrzahl der Leute aus Manila kommt, und sonach schon einen Feldzug hinter sich hat, der für die Disziplin nicht sehr förderlich sein mag.

Zwischen den Mannschaften der verschiedenen Nationen herrschen im allgemeinen recht gute Beziehungen, und es ist eigentümlich zu beobachten, wie wenig Einfluß die hohe Politik auf die gegenseitigen Sympathien und Antipathien der Völker ausübt. Trotz „Drei- und Zweibund“ sieht man hier nie einen unserer Leute sich mit den Italienern irgendwie verbrüdern. Höchst selten begegnet man Russen in Begleitung von Franzosen. Dagegen sind unsere Leute überall mit Russen vermischt zu sehen, und die Italiener fühlen sich augenscheinlich in der Gesellschaft der Franzosen am wohlsten.



Dudelsackspieler der indischen Balutschis.

Engländer und Amerikaner sind allgemein gleich unbeliebt, und es gehört zu den seltensten Ausnahmefällen, daß man einen ihrer Leute mit Mannschaften anderer Nationen zusammensieht. Recht beliebt sind allgemein die Japaner, sie halten sich aber sehr zurück und sind in den Straßen selten zu sehen.

Das gegenseitige Verhältnis der Offiziere entspricht im allgemeinen dem der Mannschaften. Auch bei ihnen bestehen nähere Beziehungen nur zwischen Deutschen und Russen und allenfalls auch noch den Franzosen, während sie sich bei den übrigen auf den Austausch der üblichen Höflichkeitsformen beschränken.

Zwischen all diesen Truppen aller Nationen wimmeln tausende von japanischen und chinesischen Kulis und sonstigen Chinesen. Unmittelbar nach der Beschießung der Takuforts gänzlich wie vom Erdboden verschwunden, haben sie sich jetzt wieder in ungezählten Scharen eingefunden, um für gutes Geld den „fremden Teufeln“ ihre Dienste zu leihen. Wie mancher von ihnen mag bei der Takuaffaire und den Kämpfen vor Tientsin als „Boyer“ in Reich und Glied der Chinesen gegen seine jetzigen Brotgeber gefochten haben, wie mancher ungeduldig einer günstigen Gelegenheit harren, wo er wieder seine Boyerthätigkeit aufnehmen kann. Die Ermordung und Verstümmelung eines russischen Doppelpostens mitten in Tongfu in der Nacht vor unserer Ankunft dürfte meine Annahme bestätigen.

Die Unsicherheit der Zustände hat leider auch bei uns ein Opfer gefordert. Einer unserer Posten, der Nachts jemand auf sich zukommen sah, von dem er auf dreimaligen Zuruf gar keine Antwort erhielt, rannte dem sich Nähernden das Bajonett in den Leib, in der Annahme, er habe einen Chinesen vor sich. Leider war dies nicht der Fall; der von ihm Niedergestohene war sogar ein guter Freund des Postens. Weshalb er auf des letzteren Zuruf nicht geantwortet, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Hoffentlich kommt der Schwerverletzte mit dem Leben davon. Derartige durch Mißverständnis hervorgerufene Unglücksfälle werden in diesem Kriege recht häufig vorkommen, denn bei der Heimtücke der Chinesen muß jeder „fremde Teufel“ auf einen listigen Überfall beständig gefaßt sein. Die Hand ist deshalb immer sehr schnell am Gewehr oder Revolver, und ein sorgfältiges Prüfen, ob ein Schuß auch wirklich berechtigt ist, würde leicht für den Betreffenden entsetzlich verhängnisvoll werden. Denn es handelt sich hierbei nicht um einen Tod in ehrlichem Kampfe in treuer Pflichterfüllung, sondern um ein grausames Hingemordetwerden mit nach-

folgender oder auch vorhergehender schrecklicher Verstümmelung. In dieser Hinsicht kann kein Zweifel herrschen. Die Chinesen sind — so feige sie sich bei der Verteidigung der Taku- und neuerdings der Peitangforts gezeigt haben — gegenüber dem, der in ihre Hände fällt, grausame Bestien. Sie haben die Gräber der auf dem Seymour-Zuge Gefallenen wieder aufgewühlt und die Leichen in schändlicher Weise verstümmelt; und auch die jüngst in Tongku ermordeten beiden Russen, deren ich vorhin erwähnte, sind diesem Schicksale verfallen. Einem solchen nichtswürdigen, barbarischen Feinde gegenüber kann man nicht handeln, wie gegenüber einem zivilisierten Gegner. Letzteres würde einfach zur Folge haben, daß die Überfälle und Attentate auf unsere Leute sich in unglaublicher Zahl mehren würden. Ihr einziger Schutz besteht darin, daß sie selbst unausgesetzt auf der Hut sind, vor allem aber daß die Chinesen wissen, jede derartige Heimtücke wird an ihnen und den Ihrigen blutig gerächt. Daß dabei oft auch Unschuldige leiden müssen, ist traurig, aber unvermeidlich. Freilich werden ja die Herren Gefühlsmcier zu Hause über diese „barbarische“ Ansicht in Entrüstung geraten, aber das soll uns nicht weiter anfechten. Sie sind ja nicht für Leben und Gesundheit unserer Leute verantwortlich. Wir aber müssen später zu Haus oder dereinst vor Gottes Richterstuhl den Eltern, Frauen und Kindern unserer Untergebenen Rechenschaft ablegen über das Schicksal ihrer Angehörigen. Wie könnte ich dem Vater, der Mutter, der Gattin und den Kindern eines meiner feig ermordeten Untergebenen in die Augen sehen, wenn ich mir sagen müßte: er wäre vielleicht den Seinen erhalten geblieben, wärest du den Chinesen gegenüber nicht zu weichherzig gewesen. — Wie viel Unschuldige müssen nicht daheim durch den Tod, den einer der Ihrigen hier erleidet, auch leiden? Das Leben sieht sich im Angesicht eines erbarmungslosen Feindes anders an als in der Heimat.

Trotz der unsicheren Zustände und trotzdem der Ort gewissermaßen unter den Kanonen der bei unserer Anwesenheit noch immer von den Chinesen besetzten Peitangforts liegt, die jeden Augenblick das Feuer eröffnen konnten, hatte sich doch schon wieder lebhafter Handel und Wandel entwickelt. Mehrere Europäer haben Kaufläden errichtet, in denen man allerlei für das tägliche Leben Erforderliche für viel Geld erstehen kann. Unter diesen unternehmenden Leuten befindet sich auch ein Landsmann von uns, Herr Wolff aus Breslau. Auf welchem Wegen er hierher gelangt ist, habe ich nicht ermitteln können; er war durch den schwungvollen Gang seines Geschäftes allzu sehr in An-

spruch genommen. Auch ein recht gutes, von einem Russen gehaltenes Wirtshaus besteht hier. Seine Einrichtungen sind zwar etwas primitiv, aber man bekommt doch ein gutes Glas Bier, Kaffee, Sekt und auch leidlich zu essen.

Einen sehr lebhaften Handel betreiben auch die russischen Soldaten mit „Erinnerungen aus Peking“. Es ist ganz erstaunlich, was die braven Krieger an Seiden-, Gold- und Silberfachen aus ihren Stiefelschäften hervorzaubern. — Fragt man sie, woher sie diese Dinge haben, so lautet die Antwort: „Geschenk unserer Quartierwirte“. — Ich bin froh, daß ich dem Zeremoniell bei Überreichung dieser Geschenke nicht beigewohnt habe, noch mehr aber, daß ich nicht der Geschenkgeber war.

Hoffentlich lernen unsere Leute nicht, derartige „Geschenke“ zu erhalten. Jedenfalls wollen wir ein scharfes Auge hierauf haben, und jede derartige Regung schon im Keime ersticken. —

In Kolombo erstand ich von einem Singhalesen eine Ansichtspostkarte von Mount Lavinia und freute mich, ein echtes Produkt Ceylons nach Hause schicken zu können. Als ich die Karte dann aber näher besah, entdeckte ich am Rande die Inschrift: „Dieksche Hofbuchdruckerei, Koburg“. Als ich den großen Artilleriepark der Russen in Tongku besichtigte, fand ich auf allen von den Chinesen erbeuteten Kanonen die Inschrift: „Krupp in Essen“, und im Südfort von Taku wurde ein Offizierdegen preußischer Konstruktion gefunden, der im Korbe statt des Adlers den Drachen, auf der Klinge aber ein Solinger Fabrikzeichen trägt. Sollte es noch zu ernstern Kämpfen mit den Chinesen kommen, so wird uns dieses „made in Germany“ wohl noch manchmal recht unliebsam entgegentreten. —

Sehr interessant ist das Leben und Treiben auf dem Bahnhofe in Tongku. Die Bahn nach Tientsin ist, wie ich wohl schon an anderer Stelle erwähnt habe, im russischen Besitze und der ganze Betrieb erfolgt durch Russen. Täglich gehen drei Züge in jeder Richtung. Für jeden der Züge sind jeder der Großmächte vier Waggonn zur Verfügung gestellt, die natürlich in vollstem Maße ausgenutzt werden. Man kann sich vorstellen, welch buntes Bild solch ein internationaler Militärzug darbietet. Dazu kommt, daß Lokomotiven und Fahrzeuge zahlreiche Spuren der heftigen Kämpfe um Tientsin tragen. Einzelne Wagen sind durch Gewehr- und Schrapnellkugeln durchlöchert wie ein Sieb, und dicht außerhalb Tongkus liegt eine Lokomotive, die durch einen Granatschuß kampfs- oder richtiger dampfunfähig gemacht wurde.

In einer Beziehung herrscht hier eine Einrichtung, die man sich zu Hause zum Muster nehmen könnte; hier giebt es nämlich keinen Zonentarif, Kilometerhefte oder dergleichen, auch keinen knirschenden Schaffner und keine Perronsperre, sondern jeder fährt einfach umsonst, steigt ein, wo er will und so lange noch Platz ist. Ob wir wohl zu Hause auch jemals soweit kommen? Ich kann nicht leugnen, daß es ganz pläsiertlich ist, so ohne in das Portemonnaie greifen und sich allen möglichen Kontrollen unterwerfen zu müssen, durch die Welt dampfen zu können. In dieser Hinsicht steht China zweifellos augenblicklich an der Spitze der Kultur.



Eroberte chinesische Kanonen in deutschem Besitz.

Der Bahnhof ist ein großes, aber etwas ödes Gebäude, ohne jeden Komfort. Wartesäle, Restauration und dergleichen existieren nicht, doch scheinen viele russische Offiziere darin zu wohnen, die sogar vielfach ihre Damen mitgebracht haben. Sollte es sich bestätigen, daß die Russen uns den Bahnhof abtreten wollen, würde derselbe wohl bald ganz nett werden.

Ein Bahnsteig existiert auch nicht, man klettert einfach von unten in die Personenvagen, bei denen es keine Klassenunterschiede giebt. Doch auch wieder eine ideale Einrichtung, ein Fortschritt, den nur der Krieg geschaffen hat, und doch behaupten unsere Sozialdemokraten, der Krieg hemme den Fortschritt. Ohne Krieg werden wir zu Hause wohl nie dazu kommen, daß die Führer der sozialdemokratischen Partei mit ihren Familien die „Arbeiterzüge“ benutzen werden.

Bei einem späteren Aufenthalt konnte ich beobachten, daß sich die Physiognomie des Ortes seit meinem ersten Besuche wesentlich geändert hatte. Zunächst hatte sich die Zahl der Russen auffallend verringert, dann aber machte die Stadt an sich einen ungleich saubereren Eindruck als zuvor. Alle Teile der Verbündeten hatten mit augenscheinlichem Erfolge hieran gearbeitet. Auch war sichtlich Zutrauen in die Bevölkerung zurückgekehrt, denn auf den Straßen wurde ein schwunghafter Hausierhandel mit allen möglichen und noch verschiedenen anderen Dingen betrieben. Bis zu einem Besuche der eigentlichen Chinesenstadt reichte meine Zeit freilich nicht, und so weiß ich auch nicht, ob sich diese Fortschritte nur auf das „Geheimratsviertel“ Tongku erstreckten. Nach allem, was ich später in Tientsin, Pao-ting-fu und Peking gesehen habe, glaube ich, daß auch in Tongku die Anwesenheit der „fremden Teufel“ in jeder Hinsicht hebend und fördernd auf Handel und Wandel, vor allem aber auf das äußere Aussehen aller Teile des Ortes gewirkt haben wird. —

Während der Fahrt bemerkte ich freilich, daß die Eisenbahn noch sehr „unverändert“ aussah. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dem wohl anders sein würde, wenn unsere „Eisenbahner“ die Sache in der Hand gehabt hätten. Was ich später auf der Strecke Tientsin—Peking, speziell zwischen Tang-tina und Bangfang gesehen habe, bestätigte mir, daß diese Vermutung eine richtige gewesen sei, und vornweg möchte ich hier gleich hervorheben, daß die Leistungen der deutschen Eisenbahnbaufirma in jeder Hinsicht mustergültig gewesen sind. Dieses Lob dürfte ihnen wohl auch kaum von ihren russischen, englischen und japanischen Konkurrenten beim Bau der Bahn Tientsin—Peking streitig gemacht werden können.

Die Fahrt von Tongku nach Tientsin ist, kurz gesagt, sehr langweilig. Die Bahn führt fortgesetzt durch die Thalniederung des Peiho. Die nicht sehr zahlreichen Dörfer sind ziemlich armselig, der Baumwuchs ist spärlich, und die zahlreichen kegelförmigen, großen Ameisenhaufen gleichenden Grabhügel geben dem Ganzen einen trüblichen Anstrich. Auf äußere Anmut hatten die Russen bei Anlage ihrer Stationen und Haltestellen anscheinend keinen besonderen Wert gelegt, oder dies Streben war ihnen „daneben“ geglückt, kurz, ich war ganz froh, als ich nach etwa dreistündiger, recht wenig flotter Fahrt Tientsin erreichte.

Bei der Einfahrt präsentierte sich die Stadt nicht besonders. Erst eine kleine, immer größer werdende Zahl ärmlicher, fast durchweg zer-

störter Lehmhütten, zwischen denen sich scheue Hunde und vereinzelte Chinesen umhertrieben, dann in der Ferne das wie ein großer, einförmiger Fabrikkomplex aussehende, aus den letzten Ereignissen bekannte „Ostarjenal“ und endlich — nach dem Passieren geräumiger, aber völlig zerstörter und erst im Wiederaufbau begriffener Eisenbahnbetriebsgebäude — der Bahnhof selbst.

Hier bekam aber das Bild schon einen ganz anderen Anstrich. Zwar war das Bahnhofsgebäude selbst noch ganz unfertig und trug noch immer deutlich die Spuren der vorhergegangenen Kämpfe, aber was das Bild zu einem so ganz anderen machte, war das hier herrschende Leben. Welch ein Leben und Treiben!

Offiziere, Soldaten aller Herren Länder, europäische, amerikanische, indische und japanische Kaufleute, elegante, pschützte Gigerl, Bassermannsche Gestalten, und — ein langentbehrter Anblick — sogar Damen, alles in lebhaftem Gewühl, in geschäftigstem Durcheinander. Welch ein babylonisches Sprachengewirr. Dem seit Wochen nur an das Rauschen der Wogen des Stillen Ozeans Gewöhnten schwirrt der Kopf. Aber auch darüber kam man hinweg, und sehr bald trabte man in einer Rikschah der Stadt zu. Wie Hongkong und Schanghai besteht auch Tientsin aus einer großen Chinesenstadt und einer kleinen europäischen Kolonie. Diese liegt auf dem rechten Ufer des Peiho (der Bahnhof auf dem linken), und besteht aus zahlreichen, sehr stattlichen, großenteils mit Geschmack und Opulenz angelegten Gebäuden, die durch die Kämpfe um sie herum verhältnismäßig wenig gelitten haben. Jedenfalls hatte ich mir die Sache schlimmer gedacht.

Ungleich mehr war die Chinesenstadt mitgenommen. Ganze Viertel lagen hier in wüsten Trümmern, deren Balken stellenweise noch rauchten, die engen, winkeligen Straßen teilweise sperrend. Aber auch hier griff die sehr bald ins Leben gerufene „internationale Stadtverwaltung“, unterstützt durch eine starke internationale Militärpolizei, sehr energisch ein; und als ich nach mehrwöchiger Abwesenheit wieder Tientsin passierte, waren die Spuren schon stark im Schwinden.

Die Straßen der Stadt boten ein ungemein interessantes Bild und es herrschte in ihnen ein Leben und Treiben und vor allem ein Völkergemisch, wie es wohl selten jemand zu sehen bekommt. Waren doch alle an dem Kampfe gegen China beteiligten Armeen der Welt hier vertreten.

Vor uns zieht eine große Kolonne hochbepackter, mit je 4 mächtigen Maultieren bespannter Wagen, gefahren und eskortiert von

amerikanischen Soldaten in blauem Pelerinemantel und hohen gelben Samaschen. An ihr vorbei faust in einer echten Troika ein eleganter russischer Offizier, gefolgt von einigen Kosaken auf unglaublich struppigen kleinen Pferden. Dort galoppiert auf zierlichen, temperamentvollen Berberschimmeln eine Abteilung Chasseurs d'Afrique in ihren kleidsamen, hellblauen Attilas, den Fez fed im Nacken. Von rechts ertönt ein Kommando: eine Abteilung ernst und würdig einerschreitender Sikhs erweist uns ihre Ehrenbezeugung. Plötzlich stellt sich vor uns ein kleines, zierliches Männchen hin, in bunter Uniform und präsentiert



Zerschossener Turm im Fort von Tientsin.

freundlich lächelnd, mit verbindlicher Verbeugung sein Gewehr: — ein Sohn des Landes der aufgehenden Sonne. Wenige Schritte weiter kreuzt in lebhaftem Schritt eine kleine Abteilung Bersaglieri unsern Weg. Aus einer Nebenstraße biegt eine Patrouille der Bengal-Reiter in ihren malerischen Uniformen mit dem blauweißen Fähnchen an der Lanze und drüben erweist uns ein Doppelposten der Zuaven seine Reverenz. Intelligent und adrett aussehende Leute.

In der Ferne schmettert Marschmusik und bald passieren wir eine deutsche Kompagnie, die unter den Klängen des „Sch hatt' einen Kameraden“ nach ihrem Lager zurückkehrt.



Ankunft auf dem Bahnhof von Tientsin.

Offiziere aller Armeen in Rickchas, auf eleganten Vollblütern, großen, kräftigen Australiern, kleinen zierlichen Ponnies oder auf Maultieren jagen an uns vorüber und zwischen all dem wimmelt es von Chinesen, deren Kostüme in allen denkbaren Farben schillern. Das Ganze aber ist eingehüllt in eine dichte, graugelbe Staubwolke, einen Staub, von dem sich wohl nur der einen Begriff machen kann, der China kennt. Ich werde seiner in meinen späteren Schilderungen wohl noch öfter gedenken müssen.



Deutsche Einquartierung in Tientsin.

Der den ersten, in Tientsin eingetroffenen deutschen Truppen für ihre Unterkunft angewiesene Stadtteil war die Umgebung der Universität, in der auch ein großer Teil der Offiziere untergebracht wurde. Hier fand auch ich ein Unterkommen.

Die Tientsiner Universität besteht in der Hauptsache aus einem gewaltigen Hause, das in zusammenhängendem Viereck einen ziemlich geräumigen Hof umschließt, und aus einem Nebengebäude mit einem Frontbau und zwei angehängten Flügeln. Beide Gebäude sind vollständig nach europäischem Stil in Form großer, mehrstöckiger Kasernen errichtet und enthalten neben einer Menge großer und kleiner, sehr hoher Zimmer mit gewaltigen Fenstern, eine Anzahl größerer, saal-

artiger Räume. Letztere haben anscheinend als Hörsäle gedient, während die kleineren Zimmer vermutlich als Wohnräume für die Professoren und Studenten verwendet worden sind.

Außerdem liegen in der Nähe Wirtschaftsräume aller Art, darunter auch einer für irgend welchen Dampfmaschinenbetrieb. Das Ganze ist mit einer hohen Mauer umgeben, die noch einen großen, öde aussehenden Hof einschließt. Hier haben sich vermutlich die weisen Professoren und die Studenten in ihren Freistunden ergangen. Freilich muß diese Verwendung schon lange her sein, denn als die ersten deutschen Truppen in Tientsin eintrafen, soll er mehr einer großen gemeinsamen Begräbnisstätte für Mensch und Vieh geglichen haben, und der Aufenthalt auf ihm und in seiner Nähe nichts weniger als angenehm gewesen sein. Bei meinem Eintreffen war hiervon allerdings nichts mehr zu merken, denn natürlich war seitens der Truppen mit der bekannten Energie die Säuberung des Hofes durchgeführt worden.

Ich selbst erhielt Quartier in einer der mutmaßlichen Studenten-„Buden“, einem mächtigen hohen, helltapezierten Zimmer mit zwei kolossalen Fenstern ohne Scheiben. Die Einrichtung war ausreichend, aber nicht überladen; sie bestand aus einem großen himmelbettartigen Bettgestell ohne Matratze, einem gleichzeitig als Tische- und Schreibtisch dienenden Tisch und einem schmalen Kleiderschrank, in dem mein chinesischer Herr Vorbewohner noch seine Visitenkarte auf rotem Papier kleben hatte.

Am unangenehmsten machte sich der Mangel an Fensterscheiben geltend, weil dadurch die Moskitos ungehinderten Zutritt ins Zimmer hatten, und diese Günst des Schicksals nutzten sie denn auch in geradezu schamloser Weise aus. Ich habe früher die Schilderungen der Moskitoplage immer für übertrieben gehalten, bin jetzt aber doch gründlich eines anderen belehrt. Die berühmten Rheinschnaken sind demgegenüber wirklich nur Waisenkaben. Schon ihr helles scharfes Pfeifen („Summen“ kann man das Geräusch kaum nennen) fährt einem in die Glieder, selbst wenn ein gut schließendes Moskitonez das Bett umgiebt. Dabei möchte ich gleich eins erwähnen: wie thöricht sind wir doch eigentlich, daß wir uns zu Hause in fliegenreichen Gegenden so manche Nacht, so manches Mittagsschlässchen durch diese Quälgeister verderben lassen. Es giebt ja doch kein einfacheres, sichereres und dabei billigeres Mittel dagegen, als ein Moskitonez. So viel weiß ich jedenfalls, daß ich mich dereinst in der Heimat nie wieder im

Sommer ohne ein solches ins Bett oder auf die Chaiselongue lege, und daß in Zukunft ein Moskitonez unfehlbar zu meiner Manöverausrüstung gehört. Freilich darf einem das Netz nicht unmittelbar über dem Gesichte liegen, sondern muß hoch und lustig über einem schweben, aber wie leicht ist das hierfür erforderliche Gestell mittels ein paar leichter, zusammenlegbarer Drahtstäbe hergestellt. Ich kann die Sache jedem daheim nur dringend empfehlen und bin sicher, mancher Kamerad und mancher Landwirt wird mir hierfür dankbar sein.

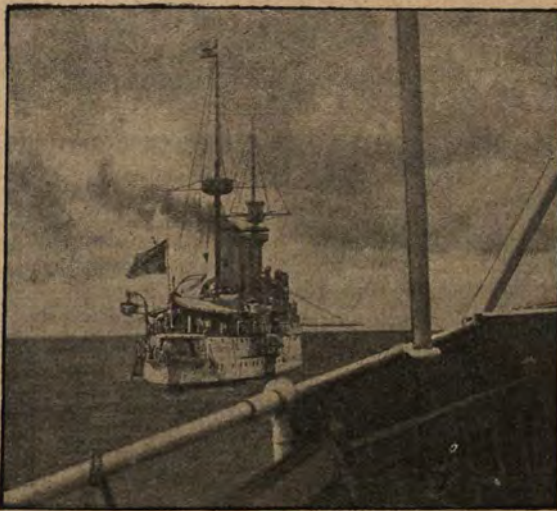
Doch nun wieder zurück nach Tientsin. Wenn ich sagen wollte, mein erstes Quartier auf Chinas Boden hätte mich sehr angeheimelt, müßte ich lügen, und ich meine, man wird mir das auch nicht verübeln. Namentlich wenn ich noch hinzufüge, daß sich in unmittelbarer Nähe der Universität das Bivak zweier Proviantkolonnen und anderer Trainformationen befand, und daß deren Bespannung damals noch fast ausschließlich aus Maulfeln bestand, die die ganze Nacht hindurch mit einer geradezu Staunen erregenden Unermüdlichkeit sich gegenseitig anschrieten. Dagegen ist das wildeste Katzenkonzert wirklich ein sanftes Ständchen. Es war nicht zu verwundern, wenn den armen, müden Trainsoldaten die Geduld riß und sie alle Augenblicke mit wütendem Donnerwetter mit der Peitsche zwischen die greulichen Ruhestörer einhieben, was diese wiederum zu berechtigtem Springen und Schlagen veranlaßte, aber nicht zur Erhöhung der Ruhe beitrug. Dazwischen ertönte von allen Seiten ein unausgesetztes Bellen und Heulen der zahllosen, ohnehin halbwilden, jetzt aber durch die vorhergegangenen Kämpfe in der Stadt, sowie das Fressen vielen Menschenfleisches gänzlich verwilderten Hunde. Mitten in diesen Lärm krachte alle Augenblicke ein Schuß, den irgend ein Sinder, Amerikaner oder Japaner auf einen ihm lästig werdenden Köter oder unheimlich scheinenden Chinesen abfeuerte. Und zu alledem das nie abreißende Pfeifen der Moskitos.

Es war wirklich nicht schön, und die Aussicht auf die nächste Zukunft nicht sehr erfreulich. Aber es sollte noch anders kommen.

Die Zahl unserer Kranken hatte trotz aller Vorsorge, trotz der peinlichsten hygienischen Maßregeln rasch zugenommen, und das zunächst für Lazarettzwecke in Aussicht genommene Hauptgebäude der Universität erwies sich bald als unzureichend. Es mußte deshalb auch das kleine Universitätsgebäude als Lazarett verwendet werden, und so mußte ich denn nach nur zweitägigem Aufenthalt mein Heim verlassen, damit dieses für seine neue Bestimmung umgewandelt werden konnte.

Eigentlich hätte ich ja nach meinen vorherigen Schilderungen hierüber ganz froh sein können, aber — die Sache hatte einen Haken.

Als neues Quartier wurde uns, d. h. mir und den mit mir zusammengehörenden Herren, ein Gebäude des sogenannten „Götzentempels“ angewiesen. Es war dies ein richtiger Chinesentempel, der aus 3 kleinen Räumen bestand, die ihr Licht durch einige, die Vorderfront des Hauses abschließende Papierfenster erhielten. Da sich vor dieser Front auf etwa fünf Schritt Entfernung eine hohe, lange Mauer befand, machte das ganze Lokal den Eindruck eines nicht sehr modernen Gefängnisses in der Heimat. Es gewann auch nicht an Reiz dadurch, daß sein ganzes Meublement außer den erwähnten Papierfenstern nur aus nackten Wänden bestand, und daß unsere Vorbewohner anscheinend tote Priester gewesen waren, deren Särge unmittelbar neben unserem Schloß aufgestapelt waren und einem on dit zufolge erst kurz vor unserer Ankunft aus demselben entfernt sein sollten. (Kreuz=Stg.)



Die „Bertha“ mit Graf Waldersee an Bord.

Die militärischen Vorgänge nach dem Eintreffen der deutschen Truppen.

Die Einnahme der Peitangforts am 21. September.

Durch die Einnahme von Peking, die zugleich die Befreiung der Gesandtschaften zur Folge hatte, war nur der direkte Weg nach dem Sitze der Regierung Chinas geöffnet worden. Die übrigen Gebiete der Provinz Petchili waren noch in den Händen der Aufständischen, denen sich bei der allgemeinen Aufregung auch chinesische Regierungstruppen angeschlossen hatten.

Es war nun die Aufgabe des Generalfeldmarschalls, Grafen Waldersee, eine unumschränkte Herrschaft wenigstens über die genannte Provinz herzustellen, damit den Unterhandlungen ein völlig sicherer Untergrund geschafft werde!

Sehr wichtig war es:

1. die Bahn nach Schanhaitwan, jenem schönen eisfreien Hafen, frei zu machen, und
2. die ganze Umgebung von Peking durchaus zu sichern.

Die Bahn nach der Mandschurei (Schanhaitwan) war nicht weit von Taku, bei dem Orte Peitang, durch eine Anzahl starker Forts verteidigt, die mit schweren Geschützen armiert und mit Chinesen besetzt waren. Die Einnahme dieser starken Befestigung war erforderlich und um so mehr, als ihre unmittelbare Nähe den Truppen, die um Tientsin versammelt lagen, sowie der ganzen Peiholinie gefährlich werden konnte.

Wir entnehmen die interessanten Einzelheiten des Kampfes der Kreuz-*Btg.*, der von Baron Binder folgendes geschrieben wurde:

Nördlich von Taku, in einer Entfernung von 12 Kilometern, erheben sich die Peitangforts, um den Ort Peitang gruppiert. Ihr

Typus ist gleich jenem der Takuforts ein rechtwinkliges Karré von einem Walle festgestampften Lehms umgeben, in denen der chinesische General Li mit seinen Truppen drei Monate unthätig gelegen hatte.

Nach der Erstürmung der Takuforts war der Peiho erschlossen, und es lag nicht die sofortige Notwendigkeit vor, die Peitangforts, deren Feuer den Peiho nicht erreichen konnte, zu erstürmen, in Betracht, daß ein Sturm selbst bei geringem Widerstande der Chinesen durch das Explodieren der zahllosen Tret- und elektrischen Minen unverhältnismäßig hohe Opfer gefordert hätte.

Raum waren die Takuforts genommen, so rekognoszierten die Russen eifrig die Minenanlagen der Peitangforts. Es war — wahrscheinlich durch falsche Karten — angenommen, daß Peitang aus neun starken Erdwerken bestehe, mit 5000 Mann unter General Li besetzt sei und über zahlreiche Artillerie verfüge.

Den einzelnen Pikets der technischen Truppen der Russen gelang es, im Laufe der drei Monate zur Nachtzeit zahlreiche Drähte der elektrischen Minen zu durchschneiden und die Hülsen der Tretminen zu entfernen.

General Li war nach dem Falle von Taku aufgefördert worden, Peitang zu räumen — soll jedoch erwidert haben, er könne dies ohne Kampf nicht thun, da sein Kopf sonst verloren sei, er würde jedoch keinen Angriff versuchen, und wenn die Verbündeten die Werke erstürmen würden, nach kurzem Widerstande zurückweichen.

Ob diese Antwort wirklich in solcher Form erteilt wurde, bleibt immerhin fraglich, und es werden wohl die offiziellen Berichte der Eskadrekommandanten den Schleier lüften, der diese angeblichen Kompromisse umhüllt.

Wolle drei Monate hielt sich also Li in seinem Plaze und sein Vorhandensein war von jenen, die in Norden beschäftigt waren, beinahe vergessen worden. Erst in den letzten Tagen begann man auch in Peking und Tientsin von einer gemeinsamen Aktion gegen Peitang zu sprechen und General Wogak sandte an die verschiedenen Detachementskommandanten in Tientsin und an die Admirale nach Taku eine Anfrage, ob und mit wie starken Truppenteilen sie sich an diesem Angriffe beteiligen wollten.

Peitang beherrscht nämlich die Bahnstrecke nach dem Norden, an deren Besitz den Russen viel gelegen ist, und bedroht auch die Küste.

Der Anfrage des russischen Generals entgegneten die Deutschen, Oesterreicher und Franzosen zustimmend, und der Angriff wurde für den 22. September vorbereitet. Über die genauen Stärkeverhältnisse

der verschiedenen Kontingente konnte nur so viel in Erfahrung gebracht werden, daß sich die Deutschen mit 1800 Mann, die Franzosen mit 1500, die Österreicher mit 100 Matrosen beteiligen sollten, während die Russen annähernd 5000 Mann zur Aktion herangezogen hatten, also rund 8500 Mann verwendet werden konnten.

Das Gelände für den Angriff ist flach wie eine Marmorplatte, ohne die geringste Spur von Vegetation und größtenteils von den Überschwemmungen des Peiho noch mit ausgedehnten Tümpeln bedeckt. Durch diese trostlose Öde führen aufgedämmte Straßen nach Peitang, die aber gleich dem Schienenwege mit Dynamitminen gespickt waren. Bis auf 2500 m vor den Wällen waren wohl die meisten schon unschädlich gemacht, und von dort aus war die gefährdete Zone ein derartiges Labyrinth, daß die Truppen nicht auf den Straßen vorrücken konnten, sondern beiderseits der Dämme mit hochgehobenen Gewehren und Patronentaschen oft bis zur Brust im schlammigen Wasser marschieren mußten.

Zur besseren Orientierung gebe ich hier eine Skizze, die ich im Verein mit beteiligten Offizieren entworfen habe.

Um den Sturm genügend vorbereiten zu können, hatten die Russen mit schweren Schiffsgeschützen östlich von Sin-ho schwere Batterien angelegt, um das Feuer des Forts I, welches als das stärkste und best-armedteste angesehen wurde, auf sich zu lenken.

Die Chinesen, denen die Vorbereitungen zum Sturme nicht entgangen waren, eröffneten auf diese Trancheen in den Abendstunden des 20. September das Feuer mit den schweren Geschützen des Forts I. In dieser Stunde waren die Angriffsstruppen, deren Offensive erst auf den 22. September festgesetzt war, noch nicht vollzählig zur Stelle und kamen erst im Laufe der Nacht in Tongku an, von wo die Truppen und Batterien um 3 Uhr morgens aufbrachen, um über Sin-ho nach Norden zu marschieren, wo ein Teil der russischen Truppen ein Lager aufgeschlagen hatte.

Die schwere russische Batterie hatte, um ihre Stärke nicht zu verraten und die Truppen nicht irre zu leiten, das Feuer des Fort I während der Nacht nicht erwidert, erst als morgens 5 Uhr die Meldung eintraf, die Truppen seien bereits im Vorrücken gegen Osten begriffen, feuerte die Batterie präzise um 5 Uhr 30 Min. ihre ersten Salven und warf einen Eisenhagel in das Fort I.

Inzwischen waren die Truppen bis auf 4500 m vor den Bahndamm gekommen. Sowohl der deutsche als der österreichische Kom-

mandant hatten den russischen General gebeten, in das erste Treffen gestellt zu werden, was ihnen bewilligt wurde. Doch war der Marich auf der Straße unmöglich, da sie fast schrittweise minirt war und auch das trockene Terrain beiderseits des Straßendamms mit einem Netz von Minen ungangbar gemacht war.

So mußte man sich entschließen, durch die oft tiefen Tümpel zu waten, und kam nur langsam vorwärts. Einige Russen, welche bereits Praxis hier gewonnen hatten, wiesen die Kolonnen an auf jenen Strecken vorzurücken, welche erst vor kurzem ausgetrocknet waren, und wo vorher keine Minen hatten gelegt werden können.

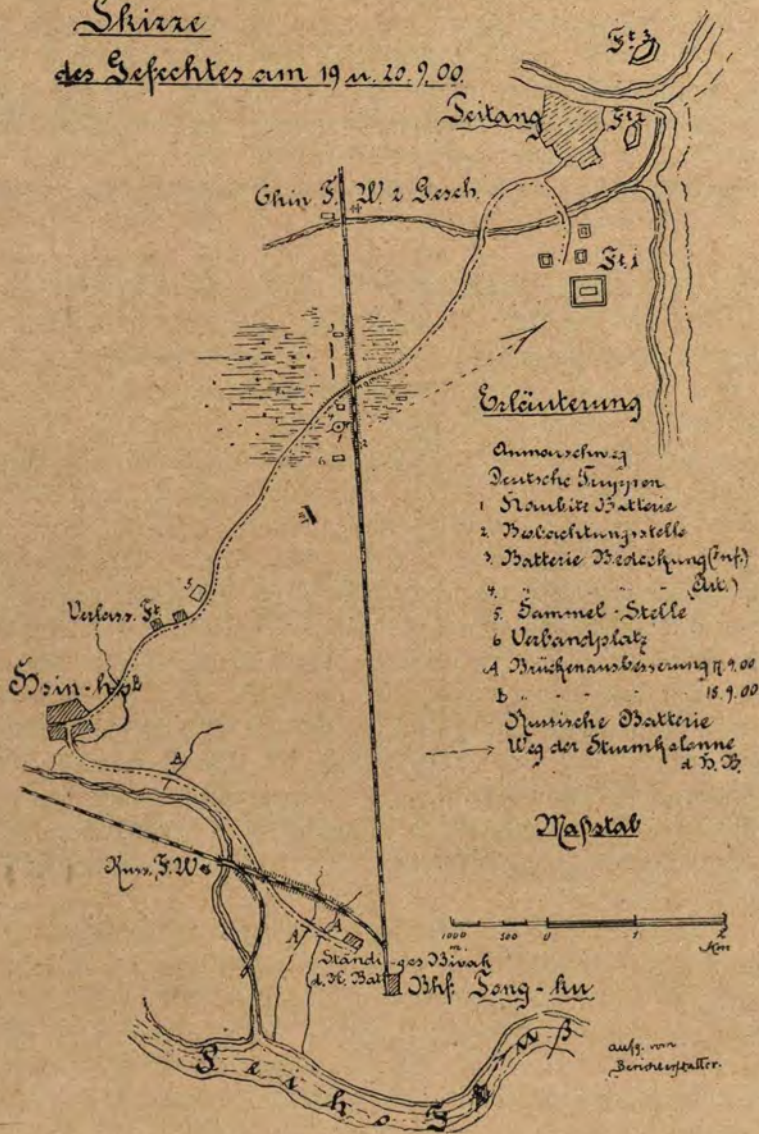


Russische Artillerie im Feuer.

Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr waren die vier russischen Feldbatterien in Stellung nördlich der Straße gekommen und begannen das Dorf und das dahinter liegende Fort II zu beschießen, während sich die Truppen südwärts der Straße zum Angriffe formierten, weil sie aus dem Fort I mit Geschütz- und aus dem Orte mit Gewehrfeuer von 1200 m aus beschossen wurden.

Im Augenblick, als die Truppen auf dem Eisenbahndamme mit „Hurrah“ aufstauchten, verstummte das Feuer aus den Forts mit einem Schlage und man sah von weitem, wie die Soldaten aus dem Fort I gegen das Dorf liefen und die Besatzung des Fort II und III in hellen Haufen nach Norden durchbrannten.

Skizze
des Gefechtes am 19 u. 20. 9. 00.



Dreihundertundfünfzig Deutsche, fünfundvierzig Österreicher und einige versprengte Russen wandten sich zum Sturme auf das Fort I und kamen im vollen Laufe bis vor das Nordthor der 8 m hohen Umwallung. Einige wenige Chinesen schossen von der Mauer herab

und auch durch das geschlossene Thor fielen Gewehrschüsse. Eine Salve wurde in das Thor gegeben, und mit Hurrah erkletterten die Deutschen rechts, die Österreicher links vom Thore den Wall und gleichzeitig flatterten die Fahnen vom eroberten Fort. Man fand beim Durchsuchen des Forts siebzehn Leichen. Da die Chinesen ihre Gefallenen, wenn es nur möglich ist, sofort — oft neben dem Geschütze — begraben, so ist wohl anzunehmen, daß noch mehrere gefallen waren.

Das eroberte Fort I ist ein quadratisches Werk von je 220 m Seitenlänge und war mit 24 Geschützen — fast durchgehends — schweren Kalibers (21 cm) armiert.

In derselben Zeit war der Rest der Deutschen mit den Russen in das Dorf eingedrungen, schossen in die flüchtenden Soldaten, räumten im raschen Vormarsche den Ort und stürmten, ohne auf viel Widerstand gestoßen zu sein, das Fort II.

Das Fort III war verhältnismäßig schwach armiert und wurde nicht verteidigt. Zwei russische Kompagnien besetzten es und sandten eine Abteilung zum Fort IV, das während der ganzen Dauer der Erstürmung kein Lebenszeichen gegeben hatte. Dieses Grabeschweigen flärte sich nun auf. Es waren wohl Wälle und Thore vorhanden, aber weder Baulichkeiten noch Geschütze, die ganze Anlage überhaupt so schwach und unansehnlich, daß niemand dort seine Flagge hißte.

Mit dem Abzuge der Chinesen war die Lage um kein Jota für die Truppen angenehmer geworden. Es galt so rasch wie möglich die zahllosen Minen zu entfernen, und die technische Abteilung der Russen machte sich ans Werk. Da sah man, wie ein Russe, dem die Arbeit des Stempelaushebens zu langweilig wurde, einem Minenzünder unter Begleitung eines saftigen Fluches einen Tritt gab und sofort in die Luft flog.

Zwei Seesoldaten wurden von einer explodierenden Mine aufgehoben und zehn Meter in die Luft geschleudert; als sie heruntergekommen waren und sich betasteten, fanden sie außer ihren vollzähligen Gliedmaßen nur Erde, die sie in allen Taschen und selbst in den Haaren hatten. Noch nach einer Stunde sah man sie mit furchtbar erstaunten Gesichtern vor einem Brunnen, den Rot von ihren Köpfen waschend.

Leider forderten diese niederträchtigen Minen bei den Russen schwere Opfer, sie zählten 130 Tote und Verwundete. Das schwache Detachement der Österreicher hatte auch wieder verhältnismäßig außerordentlich schwere Verluste durch Explosionen erlitten, und zwar See-

kadett Pap und ein Mann tot, neun Schwerverwundete, die am ganzen Körper verbrannt und blind geworden sind, und zwei Leichtverwundete. Die Deutschen hatten nur sieben Leichtverwundete.

Im Fort I war Feuer ausgebrochen und die Pulverkammer in der Südwestecke konnte nicht mehr erreicht werden. So waren die Truppen gezwungen, bei einbrechender Dunkelheit zwischen dem Minengürtel durchzumarschieren, was im Gänsemarsch ohne Unglück gut ablief, um ein Nachtquartier zu suchen.

Einzelheiten zu der Eroberung der Peitangforts.

(Mit Plan.)

Durch Liebenswürdigkeit sind unserem Werke die folgenden interessanten Privatbriefe zweier beteiligten Herren und der beistehende Plan gütigst zur Verfügung gestellt worden. Der Hauptmann Kremkow erhielt bekanntlich für sein schneidiges Auftreten neben dem St. Georgskreuz den preußischen Orden pour le mérite.

Dieser schreibt:

Raum 5 Tage Seefahrt an der Chantungstation vorbei, an der S. M. S. „Altis“ seiner Zeit zerschellte, hatten wir gemacht, als wir spät Abends ein Lichtermeer in Sicht bekamen, das sich als eine unermessliche Zahl von Kriegs- und Handelsschiffen erwies, die auf der Takurhede vor Anker liegen. Durch einen Seeoffizier wurden wir an einen nahe der Barre gelegenen Ankerplatz gebracht und uns eröffnet, daß zunächst nur die Korpsstelegraphenabteilung ausgeschifft werden soll. Das Personal ist ja leicht heraus, aber das Material, das unter dem unfrigen tief im Schiffsbauche lagerte, erforderte ein umständliches Umstauen der Ladung, das einem manche Nachtruhe raubte.

Den nächsten Morgen konnte man sich bei herrlichstem Wetter die Gegend etwas näher ansehen. Ringsum nur das europäisch-japanische Konzert zu Wasser; am stärksten sind die Russen, Japaner und wir vertreten. Etwa 8 km vor uns, getrennt durch eine breite Schlammbarre, die nur bei Hochwasser von Dampfern zc. mit weniger als 10 Fuß Tiefgang zu passieren ist, liegen zu beiden Seiten der Peihomündung die Takuforts, auf denen die Flaggen aller Nationen wehen. Die Deutschen haben einen Teil der Südforts mit Marine besetzt. Alle 12 Stunden etwa bei Hochwasser entwickelt sich nun ein ungeheurer Verkehr von und nach dem Peiho, der Eingangspforte zu dem allgemeinen Operationsgebiet. Der mit dem Vorkommando entsendete Generalstabsoffizier, Major von Falkenhayn, kommt an Bord

und eröffnet uns die unangenehme Nachricht, daß wir — bis zum Eintreffen des Kommandierenden an Bord der „Halle“ bleiben müßten. Wir sind natürlich deprimiert, etwa eine Woche unthätig auf der Rhede liegen zu müssen, während die eine Abteilung des Feldartillerieregiments, welche unterdessen angekommen ist, ebenso wie alle Infanterie ausgeschifft und nach Tientsin herauf befördert wird. In Tongku, gleich oberhalb Taku, ist die erste Etappe nach Peking, etwa 45 km von Tientsin entfernt, mit letzterer Stadt durch die von den

Russen betriebene Bahn verbunden. Etwa 10 km nördlich von Tongku, an der Mündung des Peitangflusses sollen starke, moderne Forts von mehreren Tausend regulärer Truppen noch gehalten werden.

Weshalb diese Forts nicht schon längst angegriffen sind, bezw. umgekehrt in ihrem Feuerbereich die ganze gewaltige Ausschiffung sämtlicher Nationen so ruhig zulassen, erscheint einem unerklärlich.

Einen der unthätigen Tage benutzten wir, um uns das Etappenest Tongku anzusehen, ein Bild der Verwüstung. Die Geruchsnerven,

die zuerst die verwesenden und zum Himmel riechenden Menschen- und Viehkadaver nicht gewöhnt waren, hatten arg zu leiden, und wir waren froh, wieder an Bord zu sein, nachdem wir die traurigen Bivakplätze unserer Etappentruppen kennen gelernt haben.

Endlich am 13. Sept. morgens frühzeitig läuft der „Rhein“ mit unserem Oberkommando an Bord, auf der Takturhede ein, ich bin natürlich sofort dort und melde mich bei Generallt. v. Lessel. Er ordnete sofort die Ausladung meiner Batterie an, mit dem Bemerkten, er würde es mir hoch anrechnen, wenn ich ihm möglichst bald die Verwendungsbereitschaft gegen die Peitangforts melden würde. Na-



Hauptmann Krenkow.

türlich wird von jetzt an energisch durchgearbeitet, ein Vorkommando unter Oberleutnant Kadelbach wird sofort an Land gesetzt; wir laden Tag und Nacht auf den Rüstendampfer, der uns nach Tongfu bringen soll.

Am 14. Sept. früh gehen wir ab und müssen bis zum 15. Sept. auf dem Peiho liegen, da keine Entladestelle frei ist. Das Vorkommando hat wenig machen können, da bei den beschränkten Raumverhältnissen uns nicht einmal ein Bivakplatz angewiesen werden konnte. Nebenbei verlor das Vorkommando beim Landen einen Mann (Kan.



Skizze der Peitangforts.

Belzer, Regts. Gfz.) durch Ertrinken in dem reißenden Peihofluß. Schließlich wurde mir von dem Etappenkommandeur der Nachmittag frei werdende Bivakplatz der Eisenbahnbaukompagnie zugewiesen, ein zwischen Moskitos erzeugenden Gräben und niedergebrannten Chinesenhütten wenig amöner Platz, auf dem wir noch heute liegen. Nahe Chinesengräber verbessern auch nicht die Luft.

Das Entladen unseres Materials, der Transport zum Bivakplatz, Aufbrechen der Kisten, Empfang von ein paar Reit- und etwa 30 Zugpferden vom Pferdedepot (mehr war vorläufig nicht zu bekommen); Fertigmachen und Beladen der Munition wurde mit aller Macht be-

trieben, besonders da die Russen anscheinend ernste Märsche machten, gegen die Peitangforts vorzugehen. —

Am 16. Sept., nachdem schon am 15. abends Kaupisch gegen die Forts erkundet hatte, unternahmen wir einen gemeinsamen Ritt, wobei uns Graf Königsmark vom Pferde depot als ganz vorzüglicher Führer begleitete, und waren wir uns bald über Anmarschweg und Batterie-stellung klar. Die Forts, von denen wir ca. 3000 bis 5000 m abbleiben, zeigen eine imposante Armierung und reges Leben auf den Wällen. Am 18. Sept. früh meldete ich an Herrn Generallt. v. Lessel nach Tientsin, daß die Batterie gegen die Peitangforts verwendungsbereit ist und teilte ihm gleichzeitig die Bewegungen der Russen mit.

Am 19. Sept., also am nächsten Morgen, spreche ich mit dem Etappenkommandeur über meine Absicht, mitzumachen, die ich nach Tientsin gemeldet hätte und spreche auch darüber mit dem Adjutanten des russischen Oberbefehlshabers, der uns gegen Mittag zu einem Erkundungsritt mit mehreren russischen Offizieren (Generalstabs- u.) aufforderte. Ich sehe, wie die Russen bereits alles für eine Beschießung intensiv vorbereiten und erfahre schließlich, daß sie morgen früh 5 Uhr losgehen wollen bezw. die Geschütze bis dahin in Stellung zu bringen gedenken. Jetzt war es natürlich allerhöchste Zeit für mich, ich glaube, die Russen hielten es für unmöglich, daß ich zur Zeit da sein könnte. Ich fuhr nachmittags die Geschütze mit je 4 Pferden, die zerteilten Munitionswagen mit je 2 Pferden bezw. Mannschaften bespannt, gegen Sicht gedeckt bis ca. 3 km hinter unsere vorgesehene Stellung. Nebenbei hatten die Russen sich die einzigen in dem Sumpfgelände noch brauchbaren Stellungen gesichert und ich mußte mit einer morastigen Stellung hart hinter dem Eisenbahndamm, der ca. 3 km von dem nächsten Fort läuft, vorlieb nehmen. Eine Etappeninfanteriekompagnie und einige Meldereiter vom Pferde depot begleiteten meinen Geschütztransport. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden Geschütze und die ersten Munitionswagen vorgebracht und unter unglaublichen Schwierigkeiten in Stellung gefahren. Die Russen hatten noch kein Geschütz da, als ich schon gegen 9 Uhr, allerdings mit einer geringen Munitionsmenge, schußbereit war. Bis dahin ging alles friedlich, die anderen Etappeninfanterie- und Pionierkompagnien, ebenso wie die russischen, kamen an und bivakierten zu seiten der Batterien, zum Teil dahinter.

Gegen 10 Uhr abends aber kam Leben in die ganze Gesellschaft, als die Forts plötzlich anscheinend aus 21 cm R. ihr Feuer eröffneten. Speziell unsere Munitionswagen, welche die ganze Nacht hindurch

aus unserer Munitionskolonne vorgezogen wurden, schien das Ziel der Chinesen zu sein. Es war ein reiner Zufall, daß die Geschosse zum Teil ganz dicht neben unseren Leuten einschlugen, ohne Schaden anzurichten. Wir lagen mit der Batteriebesatzung hinter dem Eisenbahndamm und hörten die Geschosse über unsere Köpfe weg heulen. Gegen 11 $\frac{1}{2}$ hörten die Chinesen auf zu schießen, jedenfalls wohl, weil das Feuer absolut nicht erwidert wurde. Unangenehm waren die in unserer Nähe hochgehenden Minen, welche wohl zur Erleuchtung des Vorgebietes von den Forts augenscheinend elektrisch entzündet wurden. Gegen 2 Uhr nachts wiederholte sich noch einmal die Kanonade für eine halbe Stunde, dann hatten wir bis zum Morgengrauen, ca. 5 Uhr, Ruhe. Unterdessen armierten rechts und links von uns die Russen ihre Batterien mit einer fabelhaften Ruhe und Präzision. Kaum hatten sie morgens ihr letztes Geschütz in Stellung, als die Forts anfangen zu donnern. Ich nahm sofort das zunächst liegende, ca. 3000 m, unter Feuer. Das vollkommen sumpfige Gelände vor und hinter demselben erschwerte das Einschießen, aber als die ersten Gr. 96 ins Fort schlugen, hatte es bald zu feuern aufgehört, wir feuerten noch eine Zeit lang dagegen, bis dicke Rauchwolken aus dem Innern zeigten, daß niemand mehr drin war. Die anderen Forts dagegen schossen weiter und hatten es speziell auf die Batterien abgesehen. Vor uns schlugen die Granaten in den Eisenbahndamm und überwarfen uns mit Lehm und Steinen, hinter uns fuhren sie größtenteils blind in den Sumpf. Es war ein Glück, daß wir so nahe hinter dem Damm standen und daß die Forts keine Steilfeuergeschütze hatten. Schließlich schossen wir gegen die anderen Forts, ca. 5000 m, von wo das unangenehme Feuer herkam. Man sah eigentlich nur ein Betonfort, auf und neben welchem schwere Geschütze feuerten. Als wir gerade die Batterie nach dem neuen Ziele schwenkten, kam von dem russischen Admiral Alexejewitsch, dem Höchstkommmandierenden, der bei einer hinter uns gelegenen russischen Batterie sich aufhielt, eine Mitteilung, daß derjenige, welcher das eine näher bezeichnete, ihm anscheinend unbequeme lange Geschütz zum Schweigen brächte, den St. Georgsorden erhielt. Ich feuerte noch einige Gr. 96er in die Gegend, das Geschütz schwieg und ich meldete ihm, daß ich das Geschütz zum Schweigen gebracht. Nach dem Gefecht gratulierte er mir zum Ritter St. Georgs, aber vorläufig habe ich den Orden noch nicht. —

Schließlich gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr morgens war auf der ganzen chinesischen Linie nichts mehr zu hören und zu sehen und der Infanterie-

angriff gegen die verlassenen Forts begann. Unangenehm waren die vielen Minen, welche eine große Zahl von Verlusten erforderten, merkwürdigerweise wenig von den Deutschen, speziell keinen von meiner Sturmkolonne.

Das Gefecht war vorüber und jetzt erst kamen die langen Kolonnen aller möglichen Nationen an, die sich alle um einen Tag geirrt hatten. Auch Generallt. v. Dessel war erst an dem Morgen angekommen und gratulierte mir zum Erfolge.



Deutsche Offiziere versammeln sich zur Parole-Ausgabe.

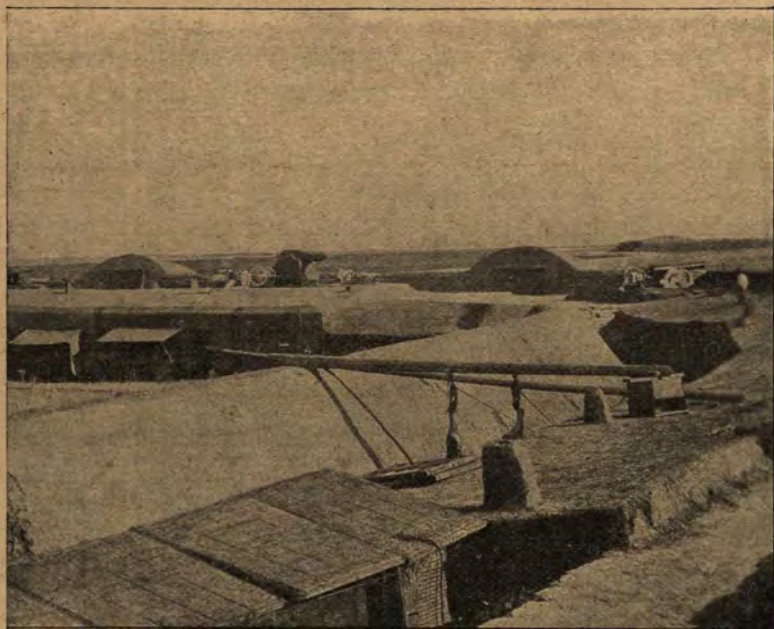
Abends waren wir wieder im Bivak, wo wir seither vegetieren. Vorgestern kam Generalfeldmarschall Graf Waldersee an. Großer Empfang hier und in Tientsin. Mit mir sprach er persönlich, wie ich mit der Batterie in Stellung gekommen wäre u.

Gestern wurden mir leider meine 20 besten Zugpferde für die Feldartillerie (!) nach Tientsin weggeholt, aber morgen bekomme ich von den inzwischen angekommenen Transporten neue. Daß ich als einzige Batterie bei der immerhin wichtigen Aktion beteiligt war, hat natürlich hier einen gewissen Meid hervorgerufen, andererseits haben alle Unparteiischen rückhaltslos (speziell auch fremde Nationen), den Aufmarsch, das Feuer und die Wirkung der Batterie anerkannt.

Ankunft der 1. schweren Feldhaubitzbatterie in Taku und Teilnahme derselben an dem Kampfe gegen die Peitangforts.

(Nach Briefen des Leutnants Boy.)

Am 6. Sept. abends traf unsere „Halle“ auf der Rhede in Taku ein. Von einem Marineoffizier geführt, liefen wir unter Hurrah an der Wörth, Hansa und Hertha vorbei und gingen zwischen den Kriegsschiffen und den Takuforts vor Anker. Wohl nicht mit Unrecht



Rundwall in den Peitangforts.

hofften wir, zumal die Halle als zweiter Transportdampfer angekommen war, möglichst bald ausgeschifft zu werden und zur lang-ersehnten Verwendung zu gelangen. Doch der Generalstabsoffizier traf gegenteilige Anordnung. So lagen wir denn nutzlos bereits 6 Tage auf der Rhede, als am 13. Sept. vormittags Generallt. v. Lessel mit dem „Rhein“ anlangte und die sofortige, eilige Ausladung der Batterie befahl. Am 14. Sept. 4 Uhr vormittags erfolgte per Bahn die Abfahrt nach Tongku, unserem Bestimmungsort. Hier angelangt,

konnte die Batterie erst am anderen Morgen (16. Sept.) ausgeladen werden, da die Quais von allen Nationen besetzt waren.

Tongku ist niedergebrannt und verwüstet. Auf einem freien Platz haben wir unser Bivak aufgeschlagen. In dem Dorf riecht es übel nach Leichen u. Unsere Batterie liegt am Nordende des Dorfes, dem Feinde zunächst, nur durch eine russische Feldwache gesichert, hinter uns eine Infanteriekompagnie. Einheitliche Befehle für Sicherung sowie Unterkunft sind nicht zu erlangen. Feindliche Patrouillen kommen unter dem Schutz der Dunkelheit dicht heran; allmählich wird Gewehrfeuer gewechselt. Ein russischer Posten ist überfallen und ermordet.

Drei Tage nach unserer Ankunft wurde die Batterie an Generallt. v. Lessel „marsch- und verwendungsfähig“ gemeldet. Stärke der Bespannung war 36 Pferde.

Die Russen hatten sich um diese Zeit auffallend viel um die Peitangforts gekümmert (3 Forts), 2 Geschütze an die Bahn vorgeschoben. Durch eine deutsche Kavallerie-Offizierspatrouille war gemeldet, daß die Forts nicht besetzt, auch nicht mit Geschützen armiert wären. Unsere Erkundung des zunächst gelegenen Forts ergab jedoch, daß dasselbe mit einer Anzahl Geschütze größeren Kalibers armiert und mit Mannschaften stark besetzt war. Generallt. v. Lessel erlaubte der Batterie unter russischem Oberkommando gegen die Forts mitzuwirken. Geeignete Stellungen für unsere Batterie wurden hinter dem Eisenbahndamm erkundet.

Tags darauf fanden wir an dieser Stelle russische Bettungshölzer. Hier wurde uns am 19. Sept. vormittags unmittelbar hinter einem Damm eine sehr schmale Stellung zugewiesen, die nach hinten durch einen Sumpf begrenzt wurde. Da der Boden sehr naß und weich war, so mußte zunächst durch Steine und Thüren aus dem Dorf ein brauchbarer Untergrund geschaffen werden. Diese Arbeit wurde von dem auf ca. 2800 m entfernt liegenden Fort nicht gestört. Mit Einbruch der Dunkelheit kam die Batterie heran, die unter enormen Anstrengungen (die letzten 50 m erforderten wohl eine Stunde, die Geschütze sanken zum Teil bis zur Achse ein), in Stellung gebracht wurde.

Die Russen verfügten über 3 Flachfeuerbatterien. Während der Nacht stellten sie die Bettungen fertig und führten Geschütze und Munition (fast nur Schrapnells) unter Benutzung der Bahn heran.

Um 10 Uhr abends eröffnete das erste chinesische Fort das Feuer. Die Geschosse gingen zumeist über uns hinweg, wahrscheinlich nach

den rückwärts gelegenen, verlassenen Forts, in dem die Chinesen wohl am Tage viel Bewegung gesehen hatten. Eine Granate schlug dicht vor dem dritten Geschütz in den Bahndamm ein, ohne jedoch Schaden anzurichten. Viele Schrapnell's freipierten über uns, wirkten jedoch nicht. Gegen 11 Uhr abends stellten die Chinesen das Feuer ein, um es gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr auf $\frac{1}{2}$ Stunde wieder zu eröffnen.

Um $4\frac{3}{4}$ Uhr vormittags war das letzte russische Geschütz in Stellung, um 5 Uhr traf unser letzter Munitionswagen ein, den die Chinesen beschossen. In demselben Augenblick eröffnete unsere Batterie das Feuer, das von den Russen sofort aufgenommen wurde. Die 3 chinesischen Forts antworteten lebhaft, trafen jedoch wenig, ihre Schrapnell's trafen gut, wirkten jedoch bei unserer guten Deckung nicht.

Da Fort I gegen 7 Uhr vormittags brannte und schwieg, wurde das Feuer gegen Fort II und III verlegt, als auch diese das Feuer eingestellt hatten, gingen wir zum Sturm vor. Von der Batterie wurde ich mit 60 Mann gegen Fort IV vorgeschiedt. Die Chinesen hatten zahlreiche Minen gelegt, die sie meist rechtzeitig zur Wirkung brachten. Die Verluste der Russen waren größer und schwerer als die unsrigen. Da der russische Befehlshaber die linke Sturmkolonne früher angeführt hatte, wehte bei unserer Ankunft bereits im Fort I die deutsche und zu unserem Erstaunen auch die österreichische Flagge. Im Forteingange und in den Häusern lagen einige Tote. Im übrigen hatte sich die Besatzung unter Mitnahme von Toten und Verwundeten geflüchtet. Das Fort war mit einem 28 cm, mehreren 15 cm und 12 cm L. R. K. und einer großen Anzahl kleiner Kaliber armiert. Die Wirkung unserer Geschütze war ausgezeichnet, im Fort III (4900 m), das wir wohl allein zum Schweigen gebracht, vorzüglich, sie wurden allgemein, zumal von den Russen, anerkannt. Die Batterie hatte 260 Schuß verfeuert. Am Nachmittag erschienen 30 österreichische Marinesoldaten im Fort III mit mehreren Fahnen, wohl um sie dort zu hissen wie im Fort I. Durch Explosion einer Mine wurden von ihnen 1 Seekadett und 1 Mann getötet, 12 Mann schwer verwundet. Gegen Abend kam eine französische Gebirgsbatterie an, am nächsten Tage erschienen die Engländer.

Wir befinden uns wieder im Bivak Tongfu. Gesundheitszustand ist leidlich.

Die Expedition nach Paoingfu.

Von Tientsin nach Paoingfu.

Der Generalfeldmarschall Graf Waldersee hatte nicht die Absicht, den Briten in Südafrika nachzuahmen und seine Truppen über das ganze Ost-China zu zerstreuen; er plante vielmehr, ein ganz begrenztes Gebiet zu besetzen und von dort aus die Provinz Tschili in Ordnung zu halten. Natürlich mußte vor allem das Gebiet um Peking, den Sitz der Verwaltung und Konferenzen der Verbündeten, gesichert werden. Er that dieses, indem er das Dreieck „Tientsin-Peking-Paoingfu“ fest besetzte. Um Peking wurden natürlich Sicherheitsabteilungen vorgeschoben, Paoingfu, in welchem Ort Unordnungen vorgefallen waren, befand sich noch nicht in unseren Händen, es mußte daher eine Expedition ausgesandt werden, um es zu nehmen. Diese war aus deutschen, britischen, französischen und italienischen Truppen zusammengesetzt. Der Kreuz-Zeitung gingen hierüber von einem der hervorragend beteiligten Herren folgende interessante Mitteilungen zu, denen wir mit gütiger Erlaubnis hier Raum geben. Es heißt dort:

Etwa 150 km in WSW. von Tientsin liegt die große sagenumwobene Stadt Paoingfu, die eigentliche Hauptstadt der Provinz Petchili. Wenn ich sage „sagenumwoben“, so trifft das nur zum Teil zu, denn man knüpft an diesen Ausdruck ja unwillkürlich den Begriff eines seit urdenklicher Zeit Bekannten. Das war nun bei Paoingfu, wenigstens für mich, nicht der Fall. Das erste Mal, wo er mir wissenschaftlich begegnet ist, war in einem Telegramm der „Kreuz-Zeitung“, die ich auf der Herreise in Port Said erhielt, und in welchem gemeldet wurde, der Kaiser von China sei an dem und dem Tage in Paoingfu eingetroffen. Das erwies sich freilich nun später als „Sage“, denn thatsächlich sind „Seine Majestät, der Sohn des Himmels“ in Paoingfu nie gewesen. Später las ich dann von den dort stattgefundenen grausamen Missionar-Verfolgungen und Christen-Massacres und diese Nachrichten waren leider nicht „Sage“, wem schon sie stark

übertrieben waren. Endlich kamen dann Nachrichten über die Anwesenheit großer Boyer-Massen bei Paotingfu, und das stellte sich später leider wieder als „Sage“ heraus, wie die Nachrichten über die Pracht und Herrlichkeit dieser angeblichen Millionenstadt, denn letzteres ist auch nur Sage. — Vornehmlich die vorerwähnten Nachrichten über Boyeransammlungen hatten das Armee-Oberkommando bestimmt, ein Unternehmen in größerem Maßstabe gegen Paotingfu auszuführen. Während von Norden her ein Teil der Besatzung Pekings (Deutsche, Engländer und Italiener) gegen die Stadt vorrückte, sollten von Westen her Teile der Besatzung Tientsins (Deutsche, Engländer, Franzosen



Versagleri-Offiziere des Expeditionskorps.

und Italiener) in breiter Front vorgehen, um so den Gegner wo möglich zwischen zwei Feuer zu bringen. Das von Tientsin entsandte Expeditionskorps sollte im allgemeinen in drei Kolonnen vorrücken, deren mittelste die aus Deutschen und Italienern bestehende Kolonne unter General v. Ketteler war. Den Oberbefehl über alle drei Kolonnen führte der französische General Bailloud, ein ungemein beweglicher, thatkräftiger und energischer Herr, der mit äußerst verbindlichen Formen ein großes, diplomatisches Geschick verbindet, was wohl nicht zu verwundern ist, da er einige Zeit „Chef de la maison militaire du Président de la République française“ war. Bei welchem Präsi-

dentem und wie lange er dieses Amt verwaltet hat, weiß ich allerdings garnicht. Ich habe es nur gelegentlich auf einer seiner früheren Visitenkarten gelesen. — Über die rein militärischen Einzelheiten gehe ich hinweg, da sie ja nur den Soldaten interessieren, und überdies schon längst durch den Telegraphen berichtet und in eingehender Weise in den Zeitungen besprochen sind.

Wir sahen naturgemäß den kommenden Dingen mit größter Spannung entgegen; denn abgesehen davon, daß wir jetzt hoffen durften, endlich an den Feind zu kommen, sollten wir ja nun Gegenden kennen lernen, die vor uns doch nur selten von Europäern betreten waren, und über die alle Berichte nur unsichere, und dabei recht wenig verlockende Angaben enthielten. Dieselben stimmten fast ausnahmslos darin überein, daß die Bewegungen größerer Truppenmassen wegen der äußerst schlechten Wegeverhältnisse hier sehr schwierig, diejenigen europäisch eingerichteter Trains überhaupt nicht möglich seien, und daß die Unterbringung und Verpflegung von Truppen wegen der Armut und Unsauberkeit der Ortschaften mit großen Schwierigkeiten verbunden sei. Alles dies mußte noch erschwert werden durch die Feindseligkeit der Landeseinwohner, die in jedem Europäer den „fremden Teufel“ fanatisch haßten, und ihn mit unheimlicher Hinterlist, Tücke und raffinierter Grausamkeit bekämpfen würden. Das waren so ungefähr die Erwartungen, mit denen wir loszogen. Die Eindrücke des ersten Marschtages entsprachen übrigens auch im allgemeinen diesen Schilderungen.

Der Marsch durch die Chinesenvorstadt Tientsins gestaltete sich für unsere Trains außerordentlich schwierig. Die engen, winkligen Straßen mit ihren stellenweise scharf eingeschnittenen Klinkensteinen, ihren steilen, meist in Form eines Spitzbogens konstruierten Brücken, bereitete jenen und besonders den vierräderigen Truppenfahrzeugen große Schwierigkeiten. Dieselben waren auch nach dem Verlassen der Stadt anfangs noch sehr erhebliche. Der Marsch ging zunächst auf dem, das linke Ufer des Hunho, — eines rechten Nebenflusses des Peiho —, begleitenden, hohen, sehr sandigen und stark ausgefahrenen Damme entlang. Die ihn umgebende Landschaft war dürftig angebaut, und die Bevölkerung machte einen armseligen Eindruck und war sehr scheu.

Aber schon mit dem zweiten Marschtage änderte sich das Bild erheblich. Wir bogen in westlicher Richtung vom Hunho ab, und die Landschaft, in die wir jetzt kamen, hatte ein wesentlich anderes Aussehen und behielt dieses bis Paotingfu bei. Der Boden, in der Nähe

Tientsin sandig und unfruchtbar, nahm jetzt einen schwereren, lehm- und mergelhaltigen Charakter an. Die Bestellung der Felder wurde mit jedem Schritt weiter in das Land eine sorgfältigere und schließlich eine geradezu mustergiltige. Ich muß rückhaltlos gestehen, daß ich eine so peinlich saubere Bestellung, wie zwischen Tientsin und Paotingfu und später auch westlich jener Stadt, selbst in unseren landwirtschaftlich besseren Provinzen nicht gesehen habe. Jede Gemarkung ist durch Raine mit sorgsam behauenen Grenzsteinen, jeder Schlag durch breite, sorgfältig gezogene Furchen begrenzt, die Mais- und Kauleangfelder stehen mit gleichmäßigen Abständen in schnurgeraden Reihen, als wäre die Aussaat mittels der Maschine erfolgt. Die Gerstenfelder sind in lauter Quadrate von 1 bis 2 Fuß Seitenlänge geteilt, die durch schmale, augenscheinlich mit der Hand aufgehäufte Erdstreifen umgrenzt sind, was dem ganzen Felde das Aussehen einer großen Waffel giebt. Ich vermute, daß diese Einrichtung dazu bestimmt ist, das zu schnelle Abfließen der atmosphärischen Niederschläge zu verlangsamen und sie gleichmäßiger über das ganze Feld zu verteilen. — Jedenfalls erfordert diese Anlage eine außerordentlich mühsame und sorgfältige Arbeit, und liefert gleichzeitig den Beweis für die Betriebsamkeit der Chinesen, sowie für das Vorhandensein und die Billigkeit der Arbeitskräfte. Eine „Sachsen-Gängerei“ scheint es hier nicht zu geben, oder sie müßte von anderswoher kommen, und Petchili das „Sachsen“ Chinas sein. Das glaube ich aber nicht. Ebenso scheint nach meinen Beobachtungen der Zug der Landbevölkerung nach den Städten nicht annähernd in dem Maße zu grassieren, wie bei uns. In der Nähe der Ortschaften fanden wir fast überall Gartenkulturen, die in ihrer ganzen Anlage den Gemüsegärten unserer ostelbischen Bauerndörfer glichen. Vielfach fand sich an diesen Gärten ein vollständiges Berieselungssystem. Dasselbe ist freilich meist von sehr einfacher Konstruktion: Aus einem Schöpfbrunnen wird das Wasser mit Holzeimern an langen Stricken heraufgezogen und in Holzeimer gegossen, von denen aus es sich mittels eines Furchensystems über die betreffenden Felder verteilt. In der Thalniederung des Schaho westlich Paotingfu sah ich später allerdings auch Berieselungen von Reisfeldern in großem Maßstabe. Hier wurde das Wasser aus großen Kanälen mittels hölzerner Schöpfwerke auf die höher gelegenen Felder gepumpt.

In der unmittelbaren Umgebung großer Städte wie Peking, Paotingfu, Taping sieht man große Gartenanlagen, die an unsere Kunst- und Handelsgärtnerereien erinnern. Ungemeine Sorgfalt ver-

wendet die Bevölkerung dieser Gegend auf die Düngung, und die Sammlung der Düngstoffe wird mit einem wirklich lobenswerten Fleiß betrieben. Im Gegensatz zu Peking besitzen deshalb auch hier alle kleinen Dörfer und Städte eine große besondere Sammelstätte hierfür. Sind diese auch erheblich primitiver konstruiert als die analogen Anlagen unserer großen Städte, so würden sie doch immerhin unseren polnischen Bauerndörfern, sowie den Seitengassen unserer östlichen Landstädte zum Vorteil gereichen. — Die Verwendung von Mergel und Schlamm zur Düngung ist den Leuten bekannt; man begnügt sich aber nicht wie bei uns damit, diese Düngungsmittel in kleinen Haufen über die Felder zu verteilen und sie dann über dieselben auszustreuen, sondern man arbeitet sie erst wiederholt sorgsam durch, ver-



Deutsch-asiatische Infanterie beim Halt.

mischt sie in äußerst mühsamer Weise mit gewöhnlicher Erde und düngt dann erst das Feld mit der sogenannten Mischung. — Diese große Sorgsamkeit in der Feldbestellung ist um so anerkennenswerter, als es sich keineswegs nur um „Kleinbesitz“ handelt, und die Ortschaften meist ziemlich weit auseinanderliegen. Jedenfalls aber hat sie äußerst reiche Erträge zur Folge, und ich war überrascht von den geradezu enormen Getreide- und Futtermitteln, die wir selbst in ärmlichen Dörfern fanden.

An Feldfrüchten werden in dieser Gegend vornehmlich gebaut: Mais, Kauleang, Gerste, Hirse, Buchweizen, Bohnen und Kartoffeln in großen Mengen, Roggen, Reis, Linsen, Baumwolle und Wasserrüben in kleinerem Maßstabe. Der Mais erreicht eine stattliche Höhe.

reift gut und liefert schöne, saftige Körner, die anscheinend hauptsächlich als Viehfutter — besonders für Ponies und Maultiere — verwendet werden. Die Stauden werden gewissermaßen als Heu verfüttert. Ein Schneiden der Stauden zu Häcksel, wie bei uns üblich, habe ich nirgends gesehen.

Eine sehr beliebte, besonders massenhaft gebaute Frucht ist der Kauleang. Es ist dies eine Pflanze, die unserem Schilfrohr etwas ähnelt, aber einen stärkeren und härteren Schaft besitzt. Die Frucht besteht aus schwarzbraunen Körnern, und wird ebenfalls vornehmlich



Kauleang-Ernte.

als Viehfutter, aber auch zur Bereitung eines sehr starken, übelriechenden Branntweins — des uns „Ostasiaten“ allgemein bekannten Schio — verwendet.

Gerste, Hirse, Buchweizen und Bohnen gedeihen gut; einen Unterschied gegenüber denselben Früchten bei uns habe ich nicht entdeckt. Die hier — das heißt die Gegend zwischen Tientsin, Paoingsu und dem Gebirge, westlich von letzterem — gezogenen Kartoffeln sind in ihren Knollen den unserigen sehr ähnlich, ihr Kraut dagegen ist ein unserem Kartoffelkraut sehr wenig gleichendes, kriechendes Ranken-

gewächs. Der Geschmack dieser Kartoffel ist ein süßer, annähernd wie der einer Marone, nur etwas weichlicher. In der Asche geröstet und als Salat zubereitet, schmecken diese Kartoffeln — *faute de mieux* — ganz gut, sonst aber konnten wir uns absolut nicht an sie gewöhnen. In anderen Gegenden Petichilis muß aber auch unsere Kartoffel gebaut werden, denn in Peking war sie in großen Mengen unschwer zu haben. — Der Roggen gleicht durchaus dem unserigen. Der Reis, der hier gebaut wird, ist minderwertig, grau, wenig schmackhaft und wird nur von den Armen gegessen. Die Wasserrübe ist der unserigen in Geschmack und Form sehr ähnlich, nur ist sie noch wasserhaltiger als bei uns. Unter den in den Gärten gezogenen Gemüsen ist besonders der Chinesenkohl hervorzuheben (d. h. wir nennen ihn so; wie er wirklich heißt, weiß ich nicht). Es ist ein Mittel Ding zwischen Wirsingkohl und Spinat, und äußerst wohlschmeckend. Lauche werden in allen Arten in Menge gebaut, ebenso eine Art von Rettig, der aber nicht annähernd so wohlschmeckend ist wie der unserige. Mohrrüben fanden wir verhältnismäßig selten. Häufiger fand man eine rote Pfefferschote von äußerst scharfem Geschmack.

Gurken, Kürbisse und ein recht gut schmeckender Blattsalat waren ziemlich viel vorhanden. An Obst fanden wir überall in Mengen eine gelb aussehende Birne, die ungemein saftig, aber sehr wenig aromatisch ist, und unseren besseren Birnensorten in keiner Weise die Wagschale hält. Auch Pfirsiche fanden wir hin und wieder, aber auch ihnen fehlte viel an dem köstlichen Aroma der unseren. Häufiger waren Äpfel von hübscher, roter Farbe. Aber ihr Inneres entsprach nicht ihrem Aussehen; sie waren mehlig und völlig ohne Aroma. Sehr häufig waren Wallnüsse von vortrefflichem Geschmack, aber furchtbar harter Schale. In und westlich von Paotingsu gab es auch in größeren Mengen eine kleine Kastanie und eine Frucht, die die Mitte zwischen Dattel und Pflaume hält. Beide werden von der Bevölkerung in großen Mengen gegessen und schmecken recht gut. Endlich muß ich noch eine Frucht erwähnen, die ich hier das erste Mal sah, und von der ich früher nie etwas gehört hatte. Sie wird von den Chinesen „Scho-so“ genannt, und gleicht in ihrem Äußeren etwa einer großen noch nicht ganz reifen Tomate. Ihre Schale ist ungenießbar, ihr Fleisch aber ist sehr saftig, süß und bis auf einen etwas aufdringlichen Tanningeschmack sehr angenehm.

Wie man sieht, litten wir an Vegetabilien auf unserem Marsche keinen Mangel, aber auch an Fleisch fehlte es nicht. Durch die vor-

hergegangenen Unruhen war der Viehbestand dieser Gegend zwar anscheinend sehr mitgenommen, auch schien es mir, als hätten die Einwohner einen Teil ihres Viehs bei unserer Annäherung geflüchtet, da die Ställe augenscheinlich noch kurz vorher besetzt gewesen waren; immerhin war für unseren Bedarf noch genügend vorhanden, und dieses wenige bestand fast durchweg aus kleinen mageren Tieren vom Schlage unseres westpreussischen und posenschen Bauernviehs. Aber, wie ich schon weiter oben sagte: ich habe begründeten Verdacht, daß die besten Stücke in den umliegenden ausgedehnten Mais- und Kaulcangfeldern der ebenfalls aus den Dörfern verschwundenen ländlichen Damenwelt Gesellschaft leisteten. Ziegen und Schafe waren überall in ausreichender Menge vorhanden. Die Ziegen gleichen ganz den unserigen, sind aber im allgemeinen etwas niedriger und kräftiger. Die Schafe haben den Typus von Merinos mit einem Fettschwanz. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, ihre Wolle nicht so fein wie die unserer edleren Schafrassen, aber ungleich feiner als die der Haidschnucken. Außerordentlich zahlreich waren hier wie überall, wo ich in China hingekommen bin, die Schweine. Es ist durchweg eine kleine schwarze Sorte, die anscheinend große Freiheit genießt und sich überall in den Ortschaften und um dieselben herumtreibt. Indessen mag an dieser Ungebundenheit jetzt wohl die Störung des gesamten Wirtschaftsbetriebes infolge unseres Erscheinens und das daraus resultierende Mangeln der waltenden Hand der Hausfrau die Schuld tragen. Im übrigen hatten wir auf diesem Marsche von dem Schweinereichtum nichts, da nach den Schilderungen der Chinakenner der Genuß von Schweinefleisch ungefähr gleichbedeutend mit Selbstmord ist. So überließen wir denn diese kleinen Vorstentiere unbestritten den mit uns marschierenden Italienern, die — anscheinend weniger geographisch gebildet als wir — sie mit Vergnügen verspeisten. Allerdings erwies sich die vorerwähnte Ansicht der Chinakenner hierbei in gewisser Weise als richtig, denn die Italiener behandelten die Tötung der Schweine als Jagdsport und schossen sie mit größtem Vergnügen und ebensolcher Rücksichtslosigkeit in den Dorfstraßen, sodaß uns die Geschosse mitunter recht lästig wurden und wir schließlich sogar sehr energische Reklamationen gegen diesen Sport erheben mußten. — Ich möchte übrigens bemerken, daß sich die vorerwähnte Besorgnis vor dem Genuß chinesischer Schweine im Laufe der Zeit ebenso als übertrieben erwies, wie die meisten anderen Schilderungen über dieses Land. Wir haben später hiesiges Schweinefleisch mit großem Vergnügen gegessen

und bis zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, ist mir noch kein Fall von Erkrankung infolge seines Genusses bekannt geworden.

Sedenfalls scheuten wir ihn zuerst unbedingt, und versagten ihn uns vollständig. Wir konnten dies auch ohne große Entsaugung, denn wir hatten etwas besseres: Hühner und Eier in unbegrenzter Zahl. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß es in einem verhältnismäßig so kleinen Landstriche, wie es der von uns durchzogene immerhin doch nur ist, Hühner in solch unglaublichen Massen geben könnte.

Und merkwürdig, zu Hause hat man schon einen vollständigen horror vor dem berühmten „Manöver-Aldler“, wenn er einem nur einen Tag um den anderen serviert wird, hier haben wir ihn doch wochenlang täglich als „*pièce de résistance*“ zum Diner und trotzdem mit den größten Vergnügen auch noch als einzige „Platte“ zum Dejeuner aus der Satteltasche gegessen und letzteres doch recht oft, ohne ein Stückchen Brot zubeißen zu können. Freilich war wohl auch hier der — Hunger wieder der berühmte beste Koch, denn kurze Zeit vorher, an Bord unseres Schiffes, mochte ich das Wort „Huhn“ auf der Speisekarte garnicht mehr lesen, und doch erschienen sie hier in stets wechselndem Kostüm als Boularde, Hamburger Klücken, Wiener Backhähndel, in Reis, Curry und Eierkuchen gefüllt. Allerdings konnte es mir bei der Engigkeit des Raumes nicht verborgen bleiben, daß lediglich die Laune des Oberkochs dafür ausschlaggebend war, ob der betreffende Hahn, den ich während der Fahrt auf dem Roten Meer Tag für Tag magerer werdend, in seinem engen Verschlage dahinschmachten sah, als Franzose, Hamburger oder Wiener auf unserer Tafel erscheinen würde.

Das war nun hier in China freilich ganz anders. — Eben krächte er uns noch mit freudigem Stolz von der Mauer eines Namens an, — dann ein kurzer, erschrockener Aufschrei, einige entsetzte Hilferufe, und — eine Stunde später saß man vor dem Kochgeschirr mit köstlich duftender Hühnerbouillon. Ich glaube, mir wird künftig ordentlich etwas fehlen, wenn ich nicht mehr früh, mittags und abends den Schwanengesang einiger Hühner höre. Was sind aber erst für Unmengen von Eiern von uns verkonsumiert worden! Die chinesischen Hühner müssen ganz vortreffliche Leger sein, denn es ist ganz erstaunlich, welche Unmassen von Eiern selbst in dem armseligsten Dorfe zu haben sind. Dabei ist es merkwürdig, daß die später von uns einige Zeit beim Leben erhaltenen, mit aller Liebe und Sorgfalt gepflegten Hühnlein absolut nicht legen wollten.

Man sagt ja: „Wie der Herr, — so's Geschirr“, vielleicht hat sich die angebliche Feindseligkeit der Chinesen gegen die „fremden Teufel“ auch auf die Hühner übertragen, die erstere nun in ihrer Weise gegen uns zum Ausdruck bringen wollen. Jedenfalls ist uns ihre Feindseligkeit bisher unangenehmer gewesen als die ihrer Herren. Verhältnismäßig seltener fanden wir Enten, und zahme Gänse habe ich auf dem Marsche nach Paotingfu garnicht gesehen. Ich sage ausdrücklich „zahme“ Gänse, denn von Wildgänsen sah man täglich große Züge von der Küste her nach dem Innern streichen. In unsere Nähe kamen sie hier aber nicht, und erst in der unmittelbaren Umgegend von Paotingfu und später im Flußthale des Shaho machten wir in angenehmer Weise ihre nähere Bekanntschaft. Ich komme hiermit



Chinesischer Brunnen und Wasserträger.

gleich auf die Wildverhältnisse dieser Gegend. Zwischen Tientsin und Paotingfu habe ich sehr wenig Wild angetroffen. Trotz vielen Reitens querfeldein habe ich auf dieser immer doch über 150 km langen Strecke nur drei Hasen, ein einziges Volk Hühner, kein Stück Reh- oder Rotwild und auch keinen Fasanen gesehen; dagegen, wie schon erwähnt, ungeheure Züge von Wildgänsen und Wildenten, sowie sehr viele Wachteln. Ich möchte aber glauben, daß auch das Wild durch die großen Unruhen in der Umgegend Tientsins verschreckt worden ist, denn weiter im Innern war es in ziemlicher Menge vorhanden, wie ich an anderer Stelle berichten werde. — Auf unserem Marsche nach Paotingfu hatten wir übrigens auch keine Zeit, uns um das Wild zu kümmern, und so mag uns da vielleicht auch manches entgangen sein.

Mangel litten wir, wie aus vorstehendem hervorgeht, auf diesem Marsche also nicht. Das Verpflegungsverfahren war ein sehr einfaches. Ein älterer Offizier ritt in Begleitung eines Dolmetschers und mehrerer Reiter der Marschkolonne um 1—2 Stunden voraus und ließ in den an der Marschstraße liegenden Ortschaften ansagen, daß schleunigst Hühner und Eier an die Straße geschafft und den Truppen überliefert werden möchten, widrigenfalls Dem für den betreffenden Tag als Marschziel bestimmten Ort wurde dann eine regelrechte Lieferung von Vieh, Schafen, Hühnern, Eiern, Mehl, Pferdefutter, Stroh und Brennholz nach einem bestimmten Platz aufgegeben, wo dies alles dann von den eintreffenden Truppen in Empfang genommen und verteilt wurde. Ich kann nicht anders sagen, als daß unseren Anforderungen seitens der Chinesen willig nachgekommen wurde, und daß wir zu ernstern Maßnahmen nie genötigt waren.

Es kam allerdings wohl vor, daß stellenweise ein Ortsoberrhaupt gegen die vorherige Verabredung sich außer stande erklärte, die ausbedungene Zahl von Rindern, Schafen und Hühnern liefern zu können, dann aber führte eine Revision der umliegenden Kauleangshober meist sehr rasch zum Ziele, nebenbei allerdings auch mitunter zur Bekanntschaft mit der darin verborgenen Dorfweiblichkeit. Eine große Sorge hatte uns beim Abmarsch von Tientsin der Gedanke an die Wasserversorgung für unsere Leute bereitet. Denn nach den Schilderungen der „Chinakenner“ ist sämtliches Wasser Chinas verseucht, ganz abgesehen davon, daß Trinkwasser überhaupt nur sehr spärlich sich vorfinden sollte. Nun, auch dies erwies sich zum mindesten als Übertreibung. Wir fanden überall ausreichendes Wasser in guter Beschaffenheit. Zwar waren die Brunnen durchweg nur von sehr primitiver Konstruktion, aber eben nicht schlechter, wie man sie im allgemeinen in den Bauerndörfern Posen und Russisch-Polen findet. Das Heraufholen des Wassers erfolgt hier allerdings meist nur in der Weise, daß ein Holzeimer an einem langen Tau in den Brunnen hinabgelassen und das Wasser dann einfach in die Höhe gezogen wird. Kurbeln zum Aufwinden des Strickes habe ich nur ganz vereinzelt, Brunnenschwengel, wie sie in Posen, Westpreußen und Polen allgemein gebräuchlich sind, nie gesehen. — Beiläufig sei erwähnt, daß die Art der Wasserschöpfung auch in den Städten, selbst in Paothingsu und Peking genau ebenso primitiv ist, wie auf dem platten Lande.

Was nun die Güte des Wassers auf unserer Marschstraße anlangt, so kann ich nur sagen, daß es in den Dörfern den uns ge-

machten Schilderungen in keiner Weise entsprach. Das Wasser war durchweg nicht schlecht, stellenweise sogar recht gut, und die Brunnen waren größtenteils außerhalb der Orte und fern von Stallungen mit mehr Rücksicht auf Hygiene angelegt, als letzterer bei den Brunnenanlagen unserer polnischen Dörfer gewidmet worden ist. Ich bin der Ansicht, daß unsere Vorschrift: auch zum Waschen nur gekochtes Wasser zu verwenden, für das platte Land eine etwas übertriebene Vorsicht war, — aber wir können unserer Oberleitung für sie trotzdem nur dankbar sein. — Auch an Brennholz soll nach den Reisebeschreibungen in China großer Mangel sein, und man sich oft mit getrocknetem Dünger behelfen müssen. Auch das ist nicht richtig. Uns wenigstens hat es nie an ausreichendem Brennholz gefehlt. Der Teil Chinas, den wir durchquert haben, ist durchaus nicht arm an Holz. Zwar habe ich zusammenhängende Waldungen bisher nicht zu sehen bekommen, aber in und bei jedem Orte befinden sich zahlreiche Bäume, die den Leuten das erforderliche Nutzholz liefern, und — den Dörfern ein durchweg sehr freundliches Aussehen geben. Ich gestehe offen, daß ich in dieser Hinsicht häufig Vergleiche mit unseren polnischen und westpreußischen Dörfern gezogen habe, und sie oft nicht zu deren Gunsten entscheiden konnte. Wir haben vielfach Dörfer und kleine Städte angetroffen, die von weitem den Eindruck eines Waldes machten, und doch war es schon Oktober, als wir unseren Marsch antraten. Als übertrieben erwiesen sich Gott sei Dank auch die Schilderungen der Straßenverhältnisse in dieser Gegend. Sie sollten außerordentlich mangelhaft und die Wege für unsere vierräderigen Fahrzeuge überhaupt kaum zu benutzen sein. Dies trifft für den Landstrich zwischen Tientsin und dem Fuße des Gebirges westlich Paoingsu während der trockenen Jahreszeit nicht zu. Zwar giebt es hier nirgends eine Kunststraße, und selbst in den größeren Ortschaften sind die Straßen fast ausnahmslos ungepflastert, aber die Wege sind im allgemeinen nicht schlechter als die Landwege in unseren Ostmarken und unbedingt besser als in den russischen Westprovinzen. Wie sie in der Regenperiode aussehen, dafür fehlt mir freilich das Urtheil, da ich eine solche hier noch nicht erlebt habe. Ich glaube aber, daß kleinere Wagenkolonnen auch dann durchkommen werden, weil sie meist ohne weiteres über die Felder ausbiegen können. Indes — ich möchte dafür keine Garantie übernehmen. Bei unserem Marsche bereiteten die Wege unserem Fortkommen jedenfalls keine Schwierigkeiten, und wenn wir mit solchen zu kämpfen hatten, lagen sie nicht sowohl an

den Wegen, wie an der Art unserer Trains und ihrer Bespannung. — Uns fehlte bei Beginn unseres Feldzuges, und deshalb auch bei Beginn unseres Abmarsches, jede Erfahrung bezüglich der zweckmäßigen Organisation von Truppentrains auf unserem Kriegsschauplatze. Naturgemäß legten wir ihr deshalb unsere Erfahrungen aus den letzten Feldzügen, sowie aus unseren heimischen Manövern zu Grunde. Kann ich nun auch mit großer Genugthuung konstatieren, daß sich auch hier diese Erfahrungen als durchaus richtig und gut erwiesen, so erfordert doch jeder Kriegsschauplatz besondere Abweichungen und Ergänzungen, deren Zweckmäßigkeit sich eben erst im Laufe der Zeit herausstellt. So auch hier.



Karrenschieber der deutschen Expedition.

Unsere europäischen, vierräderigen Fahrzeuge erwiesen sich für diese Gegend und bei dieser Jahreszeit als sehr brauchbar. Aber ihre Bespannung — die großen australischen Pferde — war erst kurz vor unserem Abmarsch in Tientsin eingetroffen, und da sie in Folge der langen Seereise noch sehr angegriffen waren und überdies fast ausnahmslos an Druse litten, erwies sie sich größtenteils als zu schwach, und mußte durch requirirte Maultiere verstärkt werden. Mit Rücksicht auf die Landesverhältnisse war unsere Bagage größtenteils auf die hier üblichen Karren verladen worden. Es sind dies offene, oder mit einem gewölbten Verdeck versehene, sehr stark gebaute, zweiräderige Fahrzeuge mit einer Scheerendrehel, die je nach Bedarf mit einem bis zu sechs Zugtieren bespannt werden. Da wir an diesen in der ersten Zeit des Feldzuges naturgemäß keinen Überfluß hatten, und nach unseren europäischen Erfahrungen jede nicht unbedingt nötige



Ob.-Lt. 3. S. Eustig. Korv.-Kapt. Lans. Ob.-Lt. 3. S. v. Krohn. Lt. 3. S. v. Wolf.
Lt. 3. S. Pfeiffer. Kapt.-Lt. Schlieper.

Unsere verwundeten Offiziere vom ostasiatischen Kreuzergeschwader im Lazarett zu Yokohama.

Bermehrung des Truppentrains als schweres Übel gilt, waren wir mit derartigen Fahrzeugen und diese wiederum mit Bespannung nur in dem zulässig geringsten Maße ausgestattet worden. Ferner widerstrebte es unserem soldatischen Gefühl, eine größere Zahl von „verdeckten“ Karren, die gewissermaßen „Kutschen“ sind, bei unserer Bagage mitzuführen.

Bei Auswahl unserer Fahrzeuge hatten wir deshalb den „offenen“ Karren den Vorzug gegeben. Nun sind aber bei letzteren eigentüm-



Chinesisch-Mongolische Reiter.

licherweise die Räder fest an der Achse befestigt, sodaß diese sich beim Fahren dreht, während bei den verdeckten Karren die Achse festliegt, und sich wie bei uns nur die Räder drehen. Natürlich fahren sich die offenen Karren infolgedessen erheblich schwerer, als die verdeckten, und bei der schwachen Bespannung und gleichzeitig schweren Belastung gab es auf dem ersten Marsche bei unserer Bagage mancherlei Störungen. Nachdem diesen Mängeln durch Vermehrung und Austausch unserer Zugtiere und Karren im Requisitionswegen abgeholfen war, ging unser Marsch ganz glatt von statten.

Als Zugtiere werden in Petchili vornehmlich Ponies, Maultiere und Esel verwendet. Die Ponies sind kleine, kräftige, äußerst ausdauernde und anspruchslose Tiere, die wir im Laufe der Zeit sehr schätzen gelernt haben. Anfänglich widerstrebte es unserem militärischen Schönheitsfimmel ungemein, sich als Offizier auf ein derartiges, kleines Tier setzen zu müssen, aber gar bald gewöhnte sich das Auge hieran, und jetzt empfindet wohl niemand von uns das etwas Lächerliche dieses Anblicks. Ein Vergnügen ist das Reiten auf solch einem chinesischen Pony nur in den seltensten Fällen. Meist in den Samaschen sehr stark gebaut, zäumen sich nur wenige von ihnen bei. Die meisten tragen die Nase hoch, und da der Chinese durchweg mit ganz kurzen Bügeln, ohne jede Schenkelwirkung und mit äußerst roher Faust reitet, besteht die Gangart der Ponies im allgemeinen nur in einem sturen Dahinstürmen, in einem fabelhaft eiligen, zacklichen Trabe oder haspeligen Galopp, Gangarten, die dem an das Reiten großer Pferde Gewöhnten anfangs sehr unbequem sind und ihn auf die Dauer ermüden. Dazu kommt, daß die Ponies zwar sehr gut und sicher klettern, aber die Füße sehr flach über dem Erdboden schieben, und daher alle Augenblicke stolpern. Es giebt ja freilich auch hierin Ausnahmen, aber für die Mehrzahl trifft das Gesagte zu. Ich war jedenfalls sehr froh, als ich schon wenige Tage nach meiner Ausschiffung zwei große Pferde erhielt.

Die hier gezüchteten Maultiere sind im allgemeinen nicht groß, und nur sehr selten übertreffen sie an Größe ein mittelgroßes Pony. Ihre Bewegungen beim Reiten gleichen denen eines Ponys, sind diesem aber als Zugtier vorzuziehen. Esel werden von den Chinesen hauptsächlich als Reittiere, aber auch zum Ziehen verwendet. Sie sind meist nicht größer, vielfach sogar erheblich kleiner als die bei uns gezüchteten. Im Gegensatz zu den unserigen sind sie aber sehr fleißig und flink. Der bekannte Ausdruck „störrißch wie ein Esel“ trifft für die hiesigen Grautiere jedenfalls nicht zu.

Die Bespannung der Karren erfolgt seitens der Chinesen in der Weise, daß das jeweilig stärkste Tier in der Gabel geht, und — wenn vorhanden — ein zweites, drittes und viertes Tier nebeneinander an sehr langen Zugtauen vor die Gabel gespannt werden. Ist dann auch noch ein fünftes oder sechstes Tier verfügbar, so gehen diese an etwas kürzeren Strängen etwa eine Esellänge hinter dem Vordergespann auf den äußeren Seiten von dessen Zugtauen. — Die Beschirrung ist durchweg gut. — Ich habe nirgends ein so mangelhaftes, schlechtes

Geschirr gesehen, wie man es bei uns im Osten so sehr häufig nicht nur bei häuerlichen Besitzern sieht. In Bezug auf Reitfädel und Reitzäume wird vielfach selbst bei ärmeren Leuten sogar ein gewisser Luxus entfaltet. Die Sattelböcke sind oft mit Perlmutter ausgelegt, die Satteldecken mit hübschen, farbigen Mustern versehen, die Steigbügel aus Messing oder Kupfer, und die Kopfgestelle mit Metallplatten und bunten Steinen und farbigen Porzellanstücken in etwas kindlicher, aber ganz hübscher Weise verziert. Den Gebrauch der Kandare kennt der Chinese hier augenscheinlich nicht, und zur Zäumung wird ausschließlich ein ganz dünnes, sehr scharfes Trensengebiß verwendet. Sporen habe ich an den Füßen eines Chinesen noch nicht gesehen. Zum Antreiben der Tiere dient eine kurze Reitpeitsche von verschiedenartigster Konstruktion. Außer zum Reiten und Fahren werden Maultiere und Esel sehr viel als Tragtiere verwendet, und man bedient sich hierzu meist eines einfach, aber sehr zweckmäßig konstruierten hölzernen Tragsattels, deren eine große Zahl auch bei unseren Expeditionen verwendet worden ist.

Der Landstrich zwischen Tientsin und Paotingfu hat den Charakter einer großen Ebene. Nennenswerte Erhebungen giebt es hier fast garnicht, und zur Zeit des Winters ist das Land sehr übersichtlich. Während des Sommers aber müssen die zahllosen, weit über manns-hohen, dichten Mais- und Kauleangfelder die Übersicht ungemein erschweren und die Führung des kleinen Krieges sehr begünstigen. Obgleich zur Zeit unseres Marsches der größte Teil dieser Felder bereits abgerentet war, erschwerten uns die noch stehen gebliebenen Teile die Orientierung außerordentlich. Hierzu kommt, daß die chinesischen Dörfer weder Kirchtürme noch Minarets besitzen, und daß die hohen turmartigen Pagoden, die sich in anderen Gegenden zahlreich vorfinden und als Richtungspunkte benutzt werden können, in dieser Gegend gänzlich fehlen. Wegweiser giebt es nicht, eine Verständigung mit den Landeseinwohnern ist wegen der Sprachschwierigkeiten, selbst mit Hilfe von Dolmetschern nur in ganz unzureichender Weise möglich, und die in unserem Besitz befindlichen Karten waren mehr als mangelhaft.

Wie oft mußte ich hier an ein Gedicht denken, das ich einst in der Schule gelernt:

„Wider Markomanen=Fürsten
Kämpfte Kaiser Marc Aurel;
Aber ach, in fremden Landen
Gingen seine Züge fehl.“

Nun, unser Zug nach Paotingfu ging nicht fehl, sondern sogar sehr rasch und glatt von statten, und dies hatten wir vornehmlich einer sehr zweckmäßigen Anordnung des Führers unserer Kolonne, General-Majors v. Kettler, zu verdanken.

Derselbe sandte nämlich einen berittenen Offizier mit mehreren Reitern zur Erkundung und Festlegung des Weges voraus. Sobald der betreffende Offizier durch Befragen der Landeseinwohner, mit Hilfe des Kompasses und nach manchen Kreuz- und Querritten den richtigen Weg festgestellt hatte, wurde er durch Anheften einer Meldefarte an ein Haus oder einen Baum, durch Pfeilstriche, die mit der Lanze in den Fußboden gezogen wurden, und andere ins Auge springende Zeichen markiert. Alle von der Truppe nicht zu benutzenden Wege wurden durch schnell aufgeworfene kleine Barrikaden aus Mais-, Kauleang- oder Baumwollenstauden oder Baumzweigen gesperrt, besonders schwierige Stellen mit Hilfe zusammengetriebener Chinesen gangbarer gemacht und dergleichen. Für die Voraufgeschickten und besonders für ihre Pferde war die Aufgabe nicht leicht, denn für sie waren oft große Umwege unvermeidlich. Aber wir hatten den Erfolg für uns, daß unsere Kolonne nicht einen Umweg machte, und daß wir die Strecke Tientsin—Paotingfu in sieben Tagen zurücklegten, während später eine andere Truppe hierzu fast das Doppelte an Zeit brauchte. Ich kann diese Maßnahme auch für europäische Verhältnisse nur dringend empfehlen. Man wird damit im Kriege wie im Manöver der Truppe manchen Umweg ersparen. — Probatum est.

Am Nachmittag unseres dritten Marschtages sollte unsere Kolonne die Stadt Patschu erreichen. Es ist dieses eine Stadt von mehreren Tausend Einwohnern, mit einer hohen, etwa 10—12' breiten Mauer umgeben, und in normalen Zeiten mit einer starken Garnison kaiserlicher Truppen belegt.

Da vor uns eine französische Kolonne in südlicher Richtung den Ort passiert hatte, näherten wir uns ohne besondere Erwartungen. Der zur Wegeerkundung vorausgesandte Offizier hatte vorsichtshalber aus einiger Entfernung die Mauern der Stadt mit dem Fernglase abgesehen, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken, und war hierauf arglos in das nächste Thor eingeritten, als plötzlich der Dolmetscher erschrocken ausrief: „Herr . . . chinesische Soldaten“. Und richtig, aus den Blockhäusern des Thores, aus den nächsten Häusern, aus allen Höfen ergoß sich ein Schwarm annähernd gleichmäßig kostümierter Chinesen. Zwar waren sie unbewaffnet, aber — sehr angenehm war

die Sache doch nicht. Während der Dolmetscher mit den Leuten in Verhandlung treten und sie befragen mußte, wer sie seien, was sie hier thäten, wer ihr Führer und wo derselbe zu finden sei, erhielten die zwei Reiter Befehl, in unauffälliger Weise durch Reiten in Volten uns die Leute vom Halse zu halten. Dabei sollte der eine Reiter allmählich den Ausgang des Thores gewinnen und dann im Karriere zurückjagen und dem General Meldung erstatten.

Diese Vorsicht erwies sich als unnötig. Die Leuten kamen uns in friedlichster Weise entgegen. Es waren Soldaten des Generals Fann, eines jovialen älteren Herrn, der sich uns als „berühmter Bogertöter“ vorstellte, und die Zeugen dieser seiner Eigenschaft in Gestalt zweier am Stadthore hängenden Köpfe aufwies.



zerstörte Brücke in Peshawar.

Er hatte vor uns jedenfalls eine kanibalische Angst, war froh, daß wir ihm nichts thaten, und ging bereitwilligst auf alle Forderungen unseres Generals ein. Schon nach einer Stunde waren seine Truppen alarmiert und zogen in der ihnen anbefohlenen Richtung ab. Sie machten im ganzen einen günstigeren Eindruck, als ich erwartet hatte, waren ziemlich gleichmäßig uniformiert, und teilweise mit ganz modernen Gewehren bewaffnet. An ein bestimmtes Lebensalter scheint man sich bei den Kaiserlich chinesischen Truppen nicht zu halten, wenigstens standen hier neben alten, eisgrauen Kerlen ganz junge grüne Bürschchen. Ein Teil von ihnen führte seine Habseligkeiten auf Karren mit sich, auf denen auch mitunter mehrere Damen Platz genommen hatten. Bei diesen scheinen hinsichtlich des Alters die

militärischen Ansprüche gleichmäßiger zu sein, als bei den Soldaten selbst, denn diese Damen waren alle gleich alt und gleich — häßlich.

Dies war meine erste, unmittelbare Berührung mit chinesischen Soldaten, und wenn sie auch total harmlos verlief, war sie im ersten Augenblick nicht ganz gemüthlich.

Im übrigen verlief unser Marsch nach Baotingsu ohne jeden Zwischenfall. Zwar wurden uns häufiger von Patrouillen Boyer gemeldet, die sich in dieses oder jenes Mais- oder Kauleangfeld geflüchtet haben sollten. Wenn wir dann aber dieses umstellten und absuchten, fanden wir statt der Boyer stets nur „Damen“, die sich wie jene mit Vorliebe in „Rot“ zu kostümiren scheinen, und bei unserem Erscheinen meist ein entsetzliches Sammergeschrei erheben. Dies war nun wirklich ganz unnötig; denn abgesehen davon, daß wir ehrliche Soldaten und nicht Barbaren sind, waren die meisten von ihnen bereits in den angenehmen Jahren, wo eine Dame des Abends in voller Seelenruhe die Friedrichstraße passieren kann. Im Orient verschleiern sich bekanntlich die Damen am tiefsten, die am wenigsten zu befürchten brauchen, daß ihr Anblick Männer unglücklich machen wird. Ähnlich war es auch hier. Ältere und durch Liebreiz nicht besonders hervorragende Damen verdeckten mit ihren Händen oder den Zipfeln ihrer Pelze ihr Gesicht sehr ängstlich, während die jüngeren und hübscheren darin weniger vorsichtig waren. Mir fiel dabei unwillkürlich jedesmal die Geschichte von jenem älteren Fräulein ein, das seiner hübschen, jungen Zose befahl, bei einem gemeinsamen Ausgange eine Laterne mitzunehmen, und auf die Weigerung des Bößchens dies für unbedingt erforderlich erklärte, um vor Belästigungen sicher zu sein, worauf die Zose erwiderte: „Ja, gnädiges Fräulein wohl, aber ich?“ Hier war eben das Umgekehrte der Fall.

Während die Frauen bei unserer Annäherung die Flucht ergriffen, oder sich sonst irgendwo versteckten, kamen uns die Männer meistens freundlich entgegen und boten uns Thee, Eier und Birnen als Geschenk an. Stellenweise ergriffen freilich auch sie die Flucht, ohne daß ein sichtbarer Grund hierfür vorhanden war. Ich vermute, daß in diesen Fällen vor uns schon andere, fremde Truppen dagewesen waren und Gewaltthätigkeiten gegen die Landeseinwohner verübt hatten. Vielleicht war es auch die Scheu, als Führer verwendet zu werden, welche die Männer zur Flucht veranlaßte. In einem Lande, von dem nur solch ungenaue Karten existieren, wie es hier der Fall ist, bleibt der Truppe schlechterdings nichts anderes übrig, als sich von Ort zu

Ort einen Führer mitzunehmen. Beherrscht man die Landessprache einigermaßen, und kann den Leuten demgemäß verständlich machen, was man will, und daß man sie nach Erfüllung ihres Auftrags belohnt entlassen wird, hat das für die Betroffenen ja weniger etwas Unheimliches. Hier aber, wo man nur durch mehrfache Wiederholung des Namens der Ortschaft, zu der er einen führen soll, ihm mühsam klar machen kann, was man von ihm will, Versprechungen für gute Erfüllung dieser Aufgabe aber ganz unverständlich, oder doch wohl ungeglaubt bleiben, muß solch eine Führerrolle wohl immer etwas Unheimliches bleiben. Solch zum Führer gepreßter armer Teufel denkt wohl jeden Augenblick, sein letztes Stündlein sei gekommen. Ist es nun ein besonders ängstlicher Wicht, so fängt er an zu jammern und zu betteln, und kein Zeigen von Geld oder Zigaretten vermag ihn zu beruhigen. Dann bleibt eben nichts anderes übrig, als ihn zum Vorgehen zu zwingen, und das erhöht den Reiz solcher Führerrolle auch nicht gerade. Was Wunder, wenn die Leute, die hiervon hören, bei Annäherung einer Truppe schleunigst die Flucht ergreifen, um nicht als Führer gepreßt zu werden. Hat sich aber einer mit einigem Anstand in sein Geschick gefunden, hat er seine Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst, ist er dann belohnt entlassen, und hat er womöglich noch Gelegenheit gehabt, unterwegs bei seinen Landsleuten tüchtig zu stehlen, so schildert er zu Hause die „fremden Teufel“ in glänzendem Lichte, und die später kommenden Truppen finden in dem betreffenden Dorfe das bereitwilligste Entgegenkommen. So glaube ich mir das so außerordentlich verschiedene Verhalten der Einwohner bei unserem Erscheinen erklären zu sollen. Für die Richtigkeit dieser Erklärung kann ich mich freilich nicht verbürgen.

Es dürfte vielleicht interessieren, nun noch etwas über unsere Unterkunft während des Marsches zu erfahren. Auch in dieser Beziehung enthalten alle Reisebeschreibungen die greulichsten Schilderungen. Danach soll für den gesitteten Europäer der Aufenthalt in Chinesenhäusern kaum möglich sein, wegen des darin allgemein herrschenden, unglaublichen Schmutzes und Ungeziefers. Infolgedessen verzichteten wir während der ersten Tage auf jeden Unterschlupf und zogen es vor, zu bivakieren. Als aber die Nächte immer kälter wurden, mußten wir wohl oder übel uns entschließen, das Bivakieren aufzugeben und Unterkunft in Häusern zu suchen. Ich gestehe, daß wir es das erste Mal mit großem Widerwillen thaten, dann aber in sehr angenehmer Weise enttäuscht wurden, und daß für die Folge niemand von uns

daran denken wird, in der Nähe eines nur leidlichen Chinesendorfes zu „hivakieren“. Was zunächst den Schmutz anlangt, so muß ja unbedingt zugegeben werden, daß er im allgemeinen überall größer ist als bei uns. Dies liegt aber weniger an der persönlichen Unsauberkeit des einzelnen Chinesen, als an den klimatischen Verhältnissen. In der Zeit von Anfang Oktober bis Mitte Februar habe ich hier im ganzen zwei Regen- und drei Schneetage erlebt, und aller Voraussicht nach werden noch 2—3 Monate vergehen, ehe wieder ein Regentag kommt. Thau habe ich garnicht, Reif nur einige Male festgestellt. Natürlich ist unter diesen Umständen der Boden überall sehr trocken, und es herrscht ein ganz fabelhafter Staub. Hierzu kommen die verhältnismäßig häufigen Sandstürme, die den Sand und Staub durch alles, aber auch alles hindurchtreiben. Dieser Staub dringt durch die feinsten Ritzen hindurch, und nach einem sechsstündigen Marsche in solch einem Sandsturm sind auch in einem gut schließenden Metallkoffer sämtliche Sachen mit einer dichten Staubschicht bedeckt.

Natürlich geht es in den Wohnungen nicht anders, und wenn der Bursche früh morgens den Schreibtisch auch noch so sauber abgewischt hat, mittags liegt doch schon wieder eine Staubschicht darauf. Die Bekämpfung dieses Staubes muß für jede chinesische Hausfrau wirklich eine Sisyphusarbeit sein, und es ist deshalb wohl erklärlich, daß so manche in dem Kampfe unterliegt und schließlich Staub — Staub sein läßt, und daß dieser schließlich mit zum Hausrate gehört.

Abgesehen von diesem fürchterlichen Staube, habe ich bei den Chinesen keinen besonders hohen Grad von Schmutz entdecken können. Jedenfalls bei weitem nicht so viel wie bei unseren polnischen und majurischen Landleuten.

Das Gleiche gilt bezüglich des Ungeziefers. Nach allen Schilderungen über China müßte es eigentlich überall von Ungeziefer jeglicher Art nur so kribbeln. Thatsächlich habe ich auf dem ganzen Marsche nach Paotingfu überhaupt kein Ungeziefer, nicht einmal eine Ratte oder Maus und nur eine Schlange gesehen. Allerdings haben wir uns ja stets nur die besseren Höfe und Häuser zur Unterkunft auserwählt, auch war die Jahreszeit schon weit fortgeschritten. Immerhin aber hatten wir während unseres Marsches wenigstens am Tage eine Temperatur wie bei uns Ende August und Anfang September und unsere Mannschaften mußten auch häufig in recht dürftigen Hütten unterkriechen, und doch habe ich auch von ihnen nur selten Klagen über Ungeziefer gehört.

Gewiß lassen sich die hiesigen Verhältniſſe mit denen der wohlhabenderen Gegenden unserer Heimat nicht vergleichen, und Leute, die ihr Leben hauptsächlich in ſolchen zugebracht haben, werden über mein Urtheil den Kopf ſchütteln. Wer aber wie ich den größten Theil ſeines Lebens in Garniſonen des Oſtens geſtanden hat, und das anstoßende ruſſiſche Gebiet kennt, der wird mir Recht geben, wenn ich ſage, daß wir in Bezug auf Schmutz und Ungeziefer bei einem Feldzuge in Ruſſiſch-Polen weit üblere Erfahrungen machen würden. Wie denn



Stuzimmer einer vornehmen Dame.

überhaupt jeder, der den Chinazug mitgemacht hat und dereinst noch einen Feldzug gegen Rußland erleben ſollte, dort manchmal mit geheimer Sehnsucht an ſeine chineſiſchen Quartiere denken möchte.

— Sehr intereſſant war-während unſeres Marsches die häufige Berührung mit den Italienern und Franzoſen. Mit den Italienern marschierten wir ſtändig in derſelben Marschkolonne. Ihr Kontingent beſtand aus einigen Kompagnieen Bersaglieri, einem Detachement Gebirgsartillerie und einer kleinen Abtheilung Marinetruppen. Es waren durchweg bildhübsche Jungen mit meiſt ſchwarzen Krausköpfen und

dunklen, halb verschmitzten, halb schelmisch um sich blickenden Augen. Ihre Offiziere waren im Verkehr mit uns außerordentlich verbindlich und zuvorkommend. Die meisten von ihnen sprechen geläufig französisch, viele der Herren auch recht gut deutsch, so daß uns die Verständigung mit ihnen nie Schwierigkeiten bereitete. Ihre sehr kleidsamen Uniformen waren im allgemeinen gut gehalten und ihre Bewaffnung und Ausrüstung war modern und gut.

Ausgezeichnet ist die Bespannung ihrer Gebirgsartillerie, die aus mächtigen, aus Italien mitgebrachten Maultieren besteht. Ich habe bisher nicht gewußt, daß das Maultier eine solche Größe und Mächtigkeit in seinen Formen erreichen kann. Die Marschleistungen der italienischen Truppen waren gute, doch habe ich den berühmten Schnellschritt der Bersaglieri praktisch nie zur Anwendung kommen sehen. In den Straßen der Städte macht er sich ja ganz nett, so etwas kokett, aber mit kriegsmäßig gepacktem Tornister, im Sturzacker, also da, wo er im Ernstfalle von praktischem Nutzen sein würde, wird er, glaube ich, kaum gemacht. Jedenfalls wird er dann sicher nichts anderes sein, als unser Sturmschritt.

Etwas eigenartig berührte uns der Anblick der italienischen Marschkolonne im ganzen. Wer das Glück hatte, einen Kuli zu besitzen, ließ diesen sein Gepäck tragen und wanderte selbst unbepackt nebenher; wer einen Esel besaß, ritt; wer diesen Besitz mit einem Kameraden teilte, ließ dessen und sein eigenes Gepäck durch den Esel tragen und lief nebenher. Wer unterwegs ein Hühnchen erwischt hatte, trug es am Seitengewehr oder am Sattel, und wer noch keins hatte, verließ heiter lächelnd die Marschkolonne, um sich in den nächsten Gehöften eins zu greifen.

Mit den Franzosen marschierten wir zwar nicht in einer Kolonne, aber ich hatte wiederholt Gelegenheit, ihre Marschkolonne zu begleiten. Sie bestand aus einem Bataillon des 40. Linienregiments, einem Bataillon Zuaven, einer Eskadron Chasseurs d'Afrique und einer Batterie. Was ich hier sah, hat mir in jeder Hinsicht außerordentlich gefallen.

Die Mannschaften machten durchweg einen sehr guten Eindruck. Es waren teilweise ältere Leute, von denen mancher schon die Feldzüge in Dahomey und Madagaskar mitgemacht hatte. Gut aussehend, intelligent, sicher und selbstbewußt auftretend, waren sie gegen den fremden Offizier ungemein aufmerksam und höflich. Aber auch ihren eigenen Offizieren gegenüber war ihr Verhalten sehr respektvoll. Was ich

in dieser Hinsicht während unseres Marsches und auch später in Paoatingfu gesehen habe, hat mir außerordentlich gefallen. Die Chasseurs d'Afrique waren durchweg vortrefflich auf ihren Berberschimmeln beritten, und ritten, wo sich Gelegenheit dazu bot, schneidig und sicher. Die französischen Offiziere machten einen ganz charmanten Eindruck und dieser erhielt sich auch bei längerer Bekanntschaft in unverminderter Weise. Ich glaube, wir nehmen sämtlich eine wesentlich andere Vorstellung vom französischen Offizierkorps mit nach Hause, als wir sie hierher gebracht haben.

Das Wetter während unseres Marsches war mit Ausnahme eines Tages, an dem ein etwas rauher Wind wehte und hin und wieder ein kalter Regenschauer niederrieselte, ganz vortrefflich und ungleich milder als im Oktober bei uns. Des Mittags war die Temperatur meist so, wie bei uns im August; nur die Nächte waren im allgemeinen recht kühl. Die gute Verpflegung, verbunden mit der guten Unterkunft und der günstigen Witterung, bewirkte denn auch, daß der Gesundheitszustand unserer Truppen ein recht guter war, und daß ernstliche Erkrankungen unterwegs fast garnicht vorkamen. So langten wir denn in guter Verfassung und bester Stimmung am 19. Oktober in Paoatingfu an und traten in Verbindung mit dem unter Befehl des englischen Generals Ghaslee von Peking gekommenen deutsch-englisch-italienischen Detachement.

Da lag sie nun vor uns, diese chinesische Sagenstadt mit ihren mächtigen, krenelierten, von zahlreichen Bastionen flankierten Mauern, von deren Mitten und Ecken mehrstöckige turmartige, mit zahllosen Schießscharten versehene Wacht Häuser weit in die Luft hineinragten.

Wenn diese gewaltigen Mauern von einem auch nur halbwegs energischen Feinde, mit nur halbwegs moderner Ausrüstung besetzt waren, Welch heiße Kämpfe, Welch blutige Opfer mußte uns ihre Eroberung kosten!

Aber, — es war eben kein Feind da, und beim Erscheinen des ersten Zuavenbataillons hatte er die starke Beste in Eile geräumt und sich nach dem Gebirge geflüchtet, dessen gewaltige Umrisse sich im Westen deutlich gegen den Himmel abhoben.

Wären wir für uns allein gewesen, so war die weitere Entwicklung ja nun ganz einfach: wir wären eben eingerückt und hätten die Stadt besetzt. Aber wir waren eben nicht allein, sondern mußten Rücksichten aller Art auf unsere Verbündeten nehmen, und der alte Fluch jedes Koalitionskrieges machte sich auch hier sofort wieder geltend.

Keiner der beteiligten Mächte sollte irgend ein Vorrecht eingeräumt werden, keine sollte früher einrücken als die andere, keine den Eindruck erwecken, als habe sie die Führerrolle. Daß schon seit einigen Tagen ein französisches Bataillon thatsächlich in der Stadt war, kam hierbei nicht in Betracht, denn dieses Bataillon war nicht in Paotingfu eingerückt, um die Stadt zu besetzen, sondern um etwaige französische Missionare, die einem *on dit* zufolge noch darin sein sollten, aber nicht waren, zu befreien. Jedenfalls also befahl der anerkannte Leiter



Li-Hung-Chang.

der gesamten Expedition, der englische General Ghassee, die Truppen sollten außerhalb der Stadt Quartiere beziehen, und erst einrücken, wenn alle erforderlichen Vereinbarungen getroffen wären.

Zu diesem Zwecke versammelten sich die Führer der verschiedenen Kontingente im englischen Hauptquartier. Hier wurden zunächst die verschiedenen Stadtteile auf die einzelnen Kontingente verteilt, wofür naturgemäß deren Effektivstärke zu Grunde gelegt wurde. Ob die hierbei gemachten Angaben sich mit dem Ergebnis einer *ad hoc* vorgenommenen militärischen Volkszählung gedeckt haben würden, möchte

ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls kam derjenige am besten fort, dessen „Sollstärke“ die höchste war. Die Sache wurde im übrigen auch noch dadurch etwas vereinfacht, daß das vorerwähnte französische Bataillon schon in der Stadt war, denn man konnte dieses doch nun unmöglich aus seinen Quartieren wieder herausnehmen, und damit war das den Franzosen zugewiesene Quartier festgelegt. Auch hier bewährte sich eben der alte Grundsatz: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“, und daß dieses Bataillon zufällig in den wohlhabendsten und somit besten Teil der Stadt geraten war, in dem sich zufällig auch das Palais Li-Hung-Changs befindet, konnte selbstredend hieran nichts ändern. Das ist eben „Kriegsglück“ und ein „corriger la fortune“ ist auch im Kriege nur möglich, ehe die Karte gefallen ist, nicht nachher.

Dem deutschen Kontingente wurde, seiner Effektivstärke entsprechend, die Osthälfte der Stadt zugewiesen und zu deren Kommandanten durch General von Kettler der Oberstleutnant Pezel vom 3. ostasiatischen Infanterieregiment ernannt. Es wurde ferner vereinbart, daß für die ganze Stadt eine internationale Polizei eingerichtet werden sollte, als deren Chef der deutsche Major Wynneken vom 2. ostasiatischen Infanterieregiment ernannt wurde, an dessen Stelle später der Major v. Brigen-Hahn vom deutschen Generalstabe trat.

Schließlich wurde für den nächsten Tag eine feierliche Besichtigung der Stadt durch die von je 15 Reitern begleiteten Kontingentsführer, den deutschen Kommandanten und den Polizeichef verabredet, nachdem vorher die verschiedenen Thore durch die, in dem betreffenden Revier unterzubringenden Kontingente besetzt, und auf allen Thoren die Fahnen aller beteiligten Kontingente gehißt worden waren. Am dritten Tage sollten dann die Truppen in die Stadt einrücken. Unsere künftigen Quartierwirte in Paotingfu hatten also hinlänglich Zeit, sich auf unsere Aufnahme vorzubereiten, und ich meine, auch das zartestbefaitete Gemüt in der Heimat kann uns hier nicht den Vorwurf rücksichtslosen Verhaltens gegen die Chinesen machen.

In Paotingfu.

Am 20. Oktober Vormittags fand, bei sehr unfreundlichem Regenwetter, die verabredete Besichtigung der Stadt durch die Kontingentsführer mit ihrer Begleitung statt. Die Führung dabei hatte freundlichst der oberste Beamte der Provinz Petschili, der Vertreter Li-Hung-Changs und Neffe des Kaisers, der später durch die Zeitungen allgemein bekannt gewordene Feng-Tai übernommen, nachdem er vorher in der

seinem Range und seiner hohen Würde entsprechenden ehrerbietigen Weise durch General Ghaselee begrüßt worden war. Zwei Tage später hatte er sich als nichtswürdiger Halunke entpuppt, als der er wenige Wochen darauf feierlich hingerichtet wurde. Hätte der Bieder- mann geahnt, was ihm bevorstand, so würde er uns zweifellos die Honneurs der Stadt und Provinz nicht erwiesen haben, sondern vorher abgereist sein. Er verließ sich eben vertrauensvoll auf seine hohe Stellung und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiserhause und war überzeugt, daß wir diese gebührend respektieren würden. Und wenn nun jene zartbesaiteten Gemüther in der Heimat meinen, es wäre unsere Pflicht gewesen, ihn rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in diesem Punkte irre, so will ich hierüber nicht mit ihnen rechten. Ich will auch eingestehen, daß unsere „Verwilderung“ bereits derart ist, daß niemand von uns das Unterlassen dieser Warnung bedauert hat. Allerdings kenne ich hierüber nur die Ansicht der deutschen, französischen und italienischen Offiziere. Für die Auffassung unser anderen Bundesbrüder kann ich mich als gewissenhafter Mann freilich nicht verbürgen.

Nachdem die Besichtigung der Stadt ohne Zwischenfall verlaufen war, und unser Freund und Gönner, der Feng-Tai, uns mit Thee und Zigarretten regaliert hatte, durften die Quartiermacher der Truppen die Stadt betreten, und die Quartiere für ihre Truppen übernehmen, diese selbst aber durften nach neuer Order des Generals Ghaselee erst am übernächsten Tage einrücken. Weshalb dieser neue Aufschub, weiß ich nicht, habe als Soldat auch nicht danach zu fragen. — Der Kommandant mit dem zum Platzmajor ernannten Leutnant Witte vom 3. ostasiatischen Infanterieregiment, bezogen mit ihren Burschen indes schon an demselben Abend (20. Oktober) ihr Quartier in der künftigen Kommandantur, und nationale Heißsporne können sonach die Genugthuung haben, daß von den am 19. vor Paotingfu erschienenen Truppen es doch die Deutschen waren, die thatsächlich zuerst von der Stadt Besitz ergriffen.

Am 22. erfolgte dann der Einmarsch der Truppen, und zwar unsererseits mit klingendem Spiel und — fast hätte ich gesagt: fliegenden Fahnen, — aber das wäre nicht wahr, denn wir hatten damals noch keine. Sie wurden uns erst später durch das 4. ostasiatische Infanterieregiment nachgebracht. So waren wir denn glücklich in Paotingfu installiert, das nun für lange Zeit unsere Garnison auf Chinas Boden werden sollte. Paotingfu ist eine Chinesenstadt pur sang, denn es giebt hier

auch nicht ein einziges europäisches Gebäude, und außer einigen Missionaren hat hier nie ein Europäer gehaust. Die Stadt ist — wie jede echte Chinesenstadt — mit einer Mauer umgeben, die ein regelrechtes Parallelogramm bildet. Ob es genau ein Quadrat ist, weiß ich nicht, denn ich habe es nicht ausgemessen, jedenfalls ist es zum mindesten beinahe eins. Die Mauern sind etwa 10 m hoch, und an der Krone etwas über 4 m breit, am Fuße aber erheblich stärker. In der Mitte jeder Mauer befindet sich ein mächtiges, durch große, eiserne Thürflügel verschließbares Thor. Vor jedem Thore befindet sich ein in gleicher Höhe mit der Mauer geführter, mit dieser zusammenhängender, ebenfalls gemauerter und verschließbarer Vorbau, der erst von einem Angreifer genommen werden muß, ehe er an das eigentliche Thor gelangen kann. Die ganze Mauer ist aus festen Ziegelsteinen in der Weise aufgeführt, daß zwischen der Außen- und Innenwand der Mauer ein hohler Raum gelassen ist, der in regelmäßigen Abständen durch starke gemauerte Querringel verbunden wird. Die so gebildeten kastenartigen Zwischenräume sind mit Lehm ausgefüllt. Das Ganze wird durch zahlreiche starke Strebepfeiler gestützt. Die Mauerkrone bildet eine große Plattform, zu der man von den Thoren aus auf mächtigen, gepflasterten Rampen gelangt, und auf der zwei bespannte Geschütze bequem aneinander vorüberfahren können. Die Plattform selbst wird nach außen durch eine fortlaufend mit eingeschnittenen Schießscharten versehene, manneshohe Brustwehr umgeben. Über jedem Thor erhebt sich, wie ich schon früher bemerkte, ein mehrstöckiges, kasernenartiges Gebäude, das anscheinend zur Aufbewahrung von Waffen, Munition und sonstigen Vorräten gedient hat, und zur Verteidigung der Thore bestimmt war. — Ähnliche, nur etwas kleinere Gebäude stehen, oder richtiger standen — auf den vier Mauerecken. Ich habe die Einrichtung der Mauer so eingehend beschrieben, weil sie typisch für alle Chinesenstädte sein soll, und es jedenfalls für diejenigen ist, die ich bisher gesehen habe. Nur Peking bildet hierin eine Ausnahme, insofern, als es in jeder Mauer mehrere Thore hat.

Je nach der Bedeutung und dem Range der betreffenden Stadt richtet sich Höhe und Breite der Mauern, vor allem aber Stockzahl und Umfang der Thoraufsätze. Und so wie bei uns ein Gefreiter niemals wagen darf die Unteroffizier-Tressen zu tragen, so darf sich eine Chinesenstadt niederen Ranges nie erdreisten, sich Thoraufsätze, die einem höheren Stadtrange zukommen, zuzulegen. Auch der Laie

wird sich vergegenwärtigen können, daß die Mauern ihrer ganzen Bauart nach außerordentlich fest sein müssen, zumal sie Jahrhunderte alt sind und sich infolgedessen sowohl die Außenwände als auch die innere Füllung ungemein fest gesackt haben. Ich kann deshalb nur nochmals wiederholen, daß sie, auch nur notdürftig verteidigt, uns eine harte Aufgabe bereitet haben würden. — Was den Umfang der Stadt anlangt, so habe ich ihn nicht selbst gemessen; auch dürfte es kaum jemand interessieren, die Länge der Mauern in Metern zu wissen. Ich



Deutsche Einquartierung.

beschränke mich daher auf die Angabe, daß ein Umritt um die ganze Stadt auf der Mauer etwa eine Stunde in Anspruch nimmt. — Es ist übrigens ein eigenes Vergnügen, solch ein Ritt auf der Mauer einer Chinesenstadt, und für mich hat er immer wieder einen großen Reiz. Unwillkürlich steigt dann stets das liebliche Bild des Rynast vor meinem Geiste auf, und ich komme mir nebenbei so vor, wie jener liebebegeisterte Held, der den kühnen Ritt auf den Zinnen der romantischen Burg des Schlesier-Landes wagte, um „sie, die einzig Eine“. Freilich giebt es hier keine „Einzig Eine“, die einen europäischen

Ritter zu solch tollkühnem Unternehmen begeistern könnte, auch ist die Sache hier weniger gefährlich und man macht den Ritt entweder im Interesse des allerhöchsten Dienstes oder zur Erweiterung seiner militärischen Kenntnisse, immerhin ist es ganz gut, wenn man auch solchen Dingen eine möglichst ideale Seite abgewinnt. Ein Ritt auf den Mauern Paotingfus hat auch sonst seine Reize, besonders wenn die Luft klar ist und das in der Luftlinie etwa 20 km nach Westen von der Stadt entfernte Gebirge mit seinen gigantischen, schroffen Massen in wunderbarer Beleuchtung vor einem liegt. Aber auch der Blick



Das deutsche Feldlazareth in Paotingfu.

auf die Stadt selbst mit ihrem Gewirr von Straßen, armseligen Hütten, reichen Yamen, mit ihren tiefroten Wänden und Umfassungsmauern ist nicht ohne Reiz, gewährt er doch ungleich besser als jede Wanderung durch die Straßen einen Einblick in das innere Leben dieses uns so fremden rätselhaften Volkes. Ich habe so manche Stunde auf den Mauern Paotingfus zugebracht, und stets hat mich der Blick von ihnen neu gefesselt. Die Stadt selbst bietet wenig Anziehendes; es ist eine richtige Handelsstadt. Die Straßen sind fast ausnahmslos so eng, daß zwei sich begegnende Wagen nur mit geschickter Führung an

einander vorbeikommen. In den besseren Straßen reiht sich Laden an Laden, da es aber hier keine Schaufenster giebt, so bringen diese Läden nur insofern Abwechslung in das Straßenbild, als bei vielen von ihnen die ganze Vorderfront mit schönen, oft reich vergoldeten Holzschnitzereien bedeckt ist. Was die Chinesen in letzteren leisten, ist überhaupt erstaunlich. Welch eine unsägliche Mühe und Arbeit und welch großartiges Geschick müssen die betreffenden Künstler verwendet haben, um aus dem stahlharten, spröden Holze dieses Gewirr von menschlichen Figuren, Blumen, Arabesken, Vögeln und anderem Gethier herauszuarbeiten, die oft in zwei und drei Reihen hintereinander liegen. Die Straßen aber, in denen keine oder doch nur wenig Läden sind, machen vollends einen öden Eindruck, denn der Chinese scheut den Einblick in sein inneres Leben und Treiben. Jedes Wohnhaus kehrt deshalb der Straße seine Rückseite zu und jede Thür, jedes Thor ist ständig fest geschlossen. Man sieht daher in solchen Straßen nichts als Lehmwände und Mauern. — Bei unserm Einrücken war die Stadt nur schwach bevölkert. Außer den hohen Würdenträgern war nur das Proletariat zurückgeblieben, während die wohlhabende Bevölkerung sich entweder geflüchtet hatte oder doch im tiefsten Innern ihrer labyrinthartigen Höfe verborgen hielt. Das änderte sich freilich, als die Leute erkannten, daß wir andere Sitten besitzen als ihre Krieger, und schon nach wenigen Wochen herrschte ein Leben und Treiben in den engen Straßen, wie nur je.

Für unsere Truppen begann nun eine Zeit intensivster Thätigkeit, und zwar eine Thätigkeit, wie wir sie weder gewohnt waren, noch erwartet hatten. Es war befohlen, daß wir den Winter über in Baotingsu bleiben sollten, und nun galt es, sich hiefür einzurichten. Mag ein Chinesengrundstück einem noch so reichen Besitzer gehören, mag es noch so üppig mit seidnen Vorhängen, Bronzen und perlmutterverzierten Möbeln ausgestattet sein, als Winterquartier für deutsche Soldaten eignet es sich nicht. Ein einfaches Einquartieren einzelner Leute in zahlreichen Häusern, wie man es etwa im Manöver thut, war hier mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines Überfalls ausgeschlossen. Es mußten also stets mindestens ganze Büge in einem Gehöft untergebracht werden. Da fehlte es zunächst an Lagerstätten. Zwar besitzt jede Chinesenwohnung mehrere sogen. „Rangs“, das sind etwa 2—3 Fuß hohe gemauerte Estraden, die etwa eine Hälfte des betreffenden Zimmers ausfüllen, und einem Teile der Familie als gemeinsame Lagerstätte dienen. Dieselben reichen wohl für 4—6 Men-

sehen, aber nicht für 20—30 aus. Es mußten also zunächst die betreffenden Lagerstätten beschafft werden. Ferner fehlte es an den genügenden Kocheinrichtungen, denn wenn auch in dieser Hinsicht die Chinesenhäuser ganz gut — namentlich mit eisernen, eingemauerten Kesseln ausgestattet sind, für unsere Zwecke reichte das auch nicht aus.

Vor allem mangelte es aber allen chinesischen Häusern an den nach unseren Begriffen aus hygienischen Rücksichten unbedingt erforderlichen Einrichtungen, und in dieser Beziehung mußte alles neu geschaffen werden. Dann fehlten überall die Öfen. Zwar sind die vorerwähnten Kangs heizbar, aber diese Heizeinrichtung genügt meist nur, um die Lagerstätte selbst, nicht aber das Zimmer genügend zu erwärmen. Überdies ist diese Heizeinrichtung gefährlich, da sie allzu leicht das Bettzeug in Brand setzt. Den zahlreich vorhandenen, von den Chinesen mit Vorliebe benutzten eisernen und Steinöfen, die mit Holzkohle geheizt werden, trauten wir nicht, und — wie das traurige Geschick des geistreichen Verfassers der: „Weltgeschichte in Umrisen“, des Grafen Nord v. Wartenburg gezeigt hat — leider mit Recht. Zwar hatte die Heeresverwaltung auch hierfür durch Bestellung zahlreicher eiserner Öfen in der Heimat, in Tsingtau und Japan vorgesorgt, aber ob es gelingen würde, sie auf dem schwierigen Landwege von Tientsin oder auf dem Peiho und den Kanälen rechtzeitig heranzuschaffen, war ungewiß. Jedenfalls durften wir uns nicht darauf verlassen; es galt also, überall Öfen zu bauen. Wie mancher hat hier als „Ofenbauer“ fungiert, der bisher einen Ofen nur von der Außenseite kannte. Da überdies als Material nur Ziegel und Lehm vorhanden war, und es an Blechröhren vollständig mangelte, war auch mancher Ofen danach. Es giebt wohl keinen von uns, der in seiner Behausung wöchentlich nicht durchschnittlich 2—3 Tage in Rauch gehüllt war, ohne daß er selber rauchte. Aber geschadet hat uns das sicher nichts, und wir werden nur besser konserviert zu den Unserigen heimkehren.

Der Winter ist in diesen Regionen zwar streng, aber nur kurz, und deshalb rechnet der Chineser verhältnismäßig wenig mit ihm. Sein Kleiderschnitt gestattet ihm, einen Pelz über dem andern anzulegen, und so wählt er für den Winter dieses Mittel als Präservativ und macht statt dessen für den Sommer die Wände seines Hauses recht dünn und beklebt die Hälfte der einen Wand überhaupt nur mit durchscheinendem Papier. Diese Wände mußten für unsere Unterkunft erst zugemauert und mit Fenstern versehen werden.

Zu alledem kam die notwendige Einrichtung von Baderäumen, Werkstätten, Büchsenmachereien, Montierungskammern, Stallungen, Wagenschuppen und dergleichen. Bei alledem konnten die Eingeborenen wohl Handlangerdienste thun, aber angeleitet und auch angetrieben mußten sie unausgesetzt von unseren Leuten werden. Was diese — und wir alle — unter solchen Umständen neben unseren rein militärischen Obliegenheiten zu thun hatten, wird sich jeder ausmalen können. Aber was ist auch geschaffen worden! Ich kann wohl sagen, es ist mir eine Freude, wenn ich an die Unsumme von gewissenhaftester Fürsorge, rastloser Thätigkeit und praktischen Geschicks denke, die in diesen Dingen entfaltet sind. Schon die hierin gemachten Erfahrungen allein müssen jedem denkenden Soldaten die Theilnahme an diesem Feldzuge unschätzbar machen. Eine Musteranlage war u. a. auch das hier etablierte Feldlazarett. Abgesehen von der Schnelligkeit seiner Etablierung in einem großen chinesischen Theater, war es in kürzester Frist geradezu ein Schmuckkästchen, und das von den Beteiligten Geleistete verdient rückhaltlose Bewunderung. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich des Feldproviantamts, der Feldbäckerei, des Schlachthauses und vieler anderer derartiger Einrichtungen. Schade nur, daß das alles wieder von den Chinesen vernichtet wird, sobald wir ihnen den Rücken drehen.

Ein ungemeines Erschweriß für alle Expeditionen bildete die außerordentliche Schwierigkeit, sich den Chinesen verständlich zu machen. Allerdings hatte das Korpskommando mit allen Mitteln für eine größere Anzahl von Dolmetschern gesorgt und wir hatten deren aller Art. Es gab da Deutsche und Engländer, die lange Jahre in China gelebt hatten, chinesische halfcasts, die englisch und chinesisch sprachen, Chinesen, die in Tientsin und Schanghai deutsch, englisch oder französisch radebrechen gelernt hatten, aber das waren doch immer nur sehr mangelhafte Stützen. Wer viel in unserem Vaterlande herumgekommen ist und dabei häufig mit dem einfachen Volke zu thun hatte, weiß, wie schwer es dem Deutschen wird, die verschiedenen Idiome der verschiedenen Gegenden zu verstehen und sich selbst überall den Leuten verständlich zu machen. Ich entsinne mich beispielsweise, daß ich einst in Danzig mit einem neu dorthin gekommenen Bekannten inmitten einer großen Zahl von Marktweibern und Sackträgern auf einer Fähre über die Mottlau setzte. Nach dem Aussteigen fragte mich mein Begleiter, ob die Leute russisch oder polnisch gesprochen hätten, er habe kein Wort ihrer lebhaften Unterhaltung verstehen können, und doch war es nur deutsch, was sie sprachen. Wie mancher

Berliner würde in der Umgegend des Putziger Wieks vergeblich versuchen, sich den Eingeborenen verständlich zu machen. Zur Verständigung mit einem schlesischen, mecklenburgischen, hessischen und holsteinischen Bauer gehört viel Geduld und praktische Routine im Umgang mit derartigen Leuten. Ich möchte nur als Beispiel anführen, daß in unseren gebildeten Kreisen es als Ausdruck höchster Verachtung gilt, wenn man jemanden als „gemeinen Kerl“ bezeichnet, wenn aber der schlesische Bauer seinem Herrn oder einem sonst höher Gestellten das denkbar größte Lob erteilen will, sagt er, der Betreffende sei „a gar zu gemeiner Herr“. Wenn ein Berliner zu jemand sagt, er sei „irr“, so heißt das, er wäre reif für Dalldorf, und das gilt als Gegenteil einer Schmeichelei; wenn aber der Hesse die gleiche



Chinesische Theatervorstellung im Felde.

Außerung gebraucht, so heißt das nur: „excusez, monsieur, vous vous trompez“. In Posen versteht man unter „Markknochen“ einen Knochen mit dem bekannten, wohlschmeckenden Inhalt, dem Siegfried seine Heldenkraft verdankte; in Danzig muß man „Röhrenknochen“ fordern, will man Siegfrieds Lieblingsspeise haben. Was weiß der Märker, was ein „Märchenklops“ oder ein „Schweinehäuschen“ ist, und wie oft mag schon ein in die Mark verschlagener Ostpreuße über die Beschränktheit märkischer Kleinstädte raisoniert haben. Nun ähnlich und noch schlimmer geht es den Dolmetschern hier. Jemand, der sich in der Umgegend Schanghai's ganz glatt vielleicht mit der Bevölkerung verständigte, müht sich in Paotingfu vergeblich ab, sich verständlich zu machen. — Ich saß hier einst in einer chinesischen Vor-

stellung neben einem französischen Missionar, der 25 Jahre in Süd-China gelebt hatte, und doch versicherte er mir, er verstünde kaum ein Wort von dem, was uns die Schauspieler vortrugen.

Bei den europäischen Dolmetschern kommt nun noch hinzu, daß sie früher meist nur mit den chinesischen Behörden zu thun gehabt haben, und daher wohl die sogenannte „Mandarinsprache“, weniger aber das Idiom des gemeinen Volks sprechen, zwischen denen wohl ein Unterschied besteht, wie zwischen Hoch- und Plattdeutsch. Nun hat auch noch im Chinesischen ein und dasselbe Wort je nach dem Tonfall, mit dem es ausgesprochen wird, oft eine ganz verschiedene Bedeutung. Ähnliches kommt übrigens auch in den anderen Sprachen vor. So entfinne ich mich beispielsweise eines polnisch-deutschen Handwörterbuchs für den Kriegsgebrauch, in welchem der Verfasser mit Hilfe phonetischer Schreibweise unseren Truppenführern die Möglichkeit verschaffen wollte, sich eintretendenfalls mit der Bevölkerung in Russisch-Polen zu verständigen. Es war auch darin behandelt, wie man durch diese nötigenfalls Auskunft über einen Flußlauf erhalten könne, und demgemäß die Frage ausgearbeitet, ob der Fluß „einen großen Bogen“ macht. Da hatte nun der Verfasser, der das Polnische nur aus Büchern erlernt hatte, beim Nachschlagen im deutsch-polnischen Wörterbuche für das deutsche Wort „Bogen“ verschiedene Ausdrücke gefunden. Er wählte den, der ihm am einfachsten schien: „arkusz“. Nun bezeichnet dieses Wort absolut nichts anderes als einen „Bogen Papier“, und nun denke man sich einen deutschen Bauer, den umgekehrt ein russischer Offizier fragt, ob die Prosna oder Warthe irgendwo einen Bogen Papier macht. So oder ähnlich ist es uns auch mit unsern europäischen Dolmetschern sicher sehr oft ergangen. Den chinesischen Dolmetschern aber, die unsere Worte wohl übersetzen konnten, fehlte wiederum das Verständnis für das, was wir meinten. Welche Unsumme von Mißverständnissen ergab sich hieraus. Ich möchte gleich ein Beispiel hierfür anführen. In Baotingsu befindet sich auch ein großer Muhammedaner-Tempel. Mit Rücksicht auf seine größtenteils muhammedanischen Sinder ersuchte uns General Ghaselee, diesen Tempel nicht zu belegen. Leider war nun schon die Musik eines unserer Regimenter dort einquartiert und sie erhielt nun infolge jenes Ersuchens den Befehl, die Quartiere zu räumen. An demselben Nachmittage, wo dieser Befehl gegeben wurde, erschien eine große Deputation von Muhammedanern und überreichte ihm nebst mehreren Fahnen und großen Schirmen ein Geschenk an Hühnern,

Eiern, Früchten und dergleichen Dingen mehr. Der chinesische Dolmetscher interpretierte ihre Wünsche dahin, daß „sie kommen wegen Musik, was ist in Tempel“. Also sie wollten dem Wunsche des Generals Ghaselee größeren Nachdruck geben. — Nun, der war ja schon erfüllt, und mit den freundlichen Versicherungen (die ja freilich nur pantomimisch ausgedrückt werden konnten) wurde die Deputation entlassen. Am nächsten Tage erschien sie schon wieder mit noch reicheren Geschenken, und zwar sagte jetzt wieder der Dolmetscher: „wegen Musik, was war im Tempel.“ Also eine Dankadresse für die prompte Erfüllung ihres Wunsches. Aber am dritten Tage war sie mit noch reicheren Geschenken schon wieder da. „Weshalb nun das?“ Endlich klärte sich mit allen möglichen Zeichen und unter Zuhülfenahme verschiedener Dolmetscher die Sache dahin auf, daß die Leute im Gegensatz zu General Ghaselees Meinung die Musik gern dabehalten, und nachdem sie fortgenommen, wieder zurückhaben wollten. Es handelte sich also nicht um einen Dank für die unsererseits getroffene Anordnung, sondern um eine Bitte, sie rückgängig zu machen. — Ob ihr Beweggrund hierbei eigene musikalische Passion gewesen ist, oder die ihnen angenehmen Umgangsformen der Musiker, oder aber auch das Gefühl nunmehr unter militärischem Schutz zu stehen, habe ich nicht ergründen können. Manche Mißverständnisse derart mögen freilich eine nicht so harmonische Lösung gefunden haben. Aber im ganzen bildete sich doch sehr bald ein äußerst friedliches Einvernehmen zwischen unsern Leuten und den Chinesen heraus, und selbst der größte Philanthrop würde in dieser Hinsicht Bilder sehen, die sein Herz erfreuen müßten. An Sehenswürdigkeiten bietet Paotingsu außer dem eigenartigen Leben und Treiben in den Straßen und dem Fernblick von der Mauer nicht viel. Das hübscheste ist wohl unstreitig der sich mitten in der Stadt erhebende, pagodenartig aufgeführte, die Stadtmauern hoch überragende Tempel, von dessen Gallerieen man einen wunderbaren Fernblick über die Stadt und ihre Umgebung bis zu dem fernen Pefinger Gebirge hat. Hunderte von Götzenbildern aller Art, aus Bronze, Stein und Holz, lagen in allen Stockwerken des Tempels umher, bedeckt mit Jahrhunderte altem Staub, und — dem Guano und den Federn von Tausenden von Tauben, die überall hier nisteten. — Wie kann ein Volk seine religiösen Heiligtümer so ver- wahrlosen lassen! Aber freilich, einer unserer Dolmetscher entgegnete auf eine diesbezügliche Frage: „Ist ja nur für die Dummen.“ Das dürfte vieles hier erklären und vor allem den unglaublichen Verfall

in den meisten Tempeln. Interessant sind auch die Theater, deren die Stadt eine große Anzahl besitzt; sie sind meist in recht hübscher Weise durch zahllose Laternen aller Art und durch europäische und amerikanische Petroleumlampen geschmückt. Das glänzendste unter ihnen ist das Theater in Li-Hung-Tschangs Palast, der jetzigen Residenz des Generals Bailloud und seines Hauptquartiers.

Eine weitere, aber fürchterliche Sehenswürdigkeit Paotingfus ist das chinesische Zuchthaus. Im Südwestviertel der Stadt erhebt sich ein wohl über 20 Fuß hohes, großes Mauerviereck aus grauen Ziegelsteinen, auf dessen oberer Krone dichtes, dorniges Gestrüpp wuchert, Zeugnis ablegend von dem hohen Alter des ganzen Baues, dessen Einförmigkeit keine Scharte, kein Fenster unterbricht. Nur an einer einzigen Stelle führt eine kleine massive, nagelbeschlagene Pforte in das Innere dieses Mauervierecks, das einen mächtigen, ebenso trostlos aussehenden Hof einschließt.

Auf ihm steht eine Anzahl niedriger, stallartiger Holzhütten, die durch Lattenverschläge in verschiedene Abteilungen geteilt und durch hölzerne Lattenthüren nach außen verschlossen sind. In diesen kleinen Abteilungen liegen und hocken eng aneinandergepfercht auf dem bloßen, mattenlosen Boden, starrend vor Schmutz die Gefangenen. Die meisten von ihnen sind mit zwei schweren kurzen Ketten gefesselt, die kreuzweise durch einen starken Eisenring je ein Handgelenk mit dem entgegengesetzten Fußgelenk verbinden. Glücklicheren oder vielleicht auch weniger schweren Verbrechern sind nur die Füße durch eine kurze, armdicke Eisenstange gefesselt. Frei bewegen dürfen sie sich alle auf den durch die Gefängnisställe — ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck — freigelassenen engen Gängen, soweit man ein mühsames, ruckweises Hinschieben eine Bewegung nennen kann. Die meisten liegen den ganzen Tag stumpfsinnig auf der nackten Erde ihres Käfigs. Ihre Nahrung richtet sich nach ihren Mitteln, bez. nach dem, was Verwandte und gute Freunde dem Gefängniswärter für sie zustecken. Wer nichts hat, muß von der Gnade seiner Mitgefangenen leben. Sie alle aber sind beneidenswert im Vergleich zu den Unglücklichen, die in den, unter der Umfassungsmauer angebrachten tiefen Löchern liegen, deren einzige Öffnung nach dem Gefängnishofe durch eine schwere schmiedeeiserne Platte verschlossen wird, vor der nach außen noch eine Holzklappe angebracht ist, damit nicht etwa doch Lichtschimmer in das Kerkerloch hineindringt. Nur einmal am Tage werden beide Verschlässe etwas gelüftet, wenn dem Gefangenen die Schale

mit dickem, kaltem groben Reis und das nötigste Trinkwasser hineingereicht wird. Wenn irgendwo, so ist hier Dantes berühmtes „Lasciate ogni speranza“ angebracht.

Gewiß verbüßen die meisten von ihnen nur die wohlverdiente Strafe für schwere Verbrechen, ob aber alle? Wer will es wissen? Wie viele Opfer schöner Habgier, gemeiner Rachsucht und all der sonstigen niedrigen Leidenschaften ihrer Mandarinen mögen hier seit Errichtung dieser altersgrauen Mauern unschuldig in elender Weise verschmachtet sein.



Englisch-muhammedanische Truppen beim Abkochen.

„Doch, — weg mit diesen düstern Bildern,
Des Elends und des Todes Schrecken,
Wer nicht vermag das Weh zu mildern,
Soll die Erinnerung auch nicht wecken“

sagt Mirza Schaffy im Eingang seiner Kaufajus-Vieder. Und auch wir vermögen dieses Elend nicht zu mildern, denn nicht an uns ist es, die nach chinesischem Recht verurteilten Verbrecher zu befreien, und wollten wir alle uns begegnenden chinesischen kriminellen Urteile einer Revision unterziehen, wo kämen wir dann hin!

— Eine letzte Sehenswürdigkeit giebt es endlich noch in Paotingfu, die aber nur wenigen zugänglich ist, und die auch ich nur kraft einer besonderen dienstlichen Stellung, die ich hier bekleidete, zu sehen bekam, das ist — das städtische Witwenasyl. Man denke sich eine lange, ganz enge Gasse, in der sich rechts und links, dicht aneinandergereiht

etwa 200 fensterlose Zellen befinden, die Licht und Luft nur durch die Eingangsthür von der Gasse her erhalten. In jeder dieser Zellen haust eine Witwe mit dem, was sie an kleinen Kindern hat. Diese Gasse ist an dem einen Ende durch eine hohe Mauer, an dem anderen durch ein schweres Holzthor verschlossen, in dessen Mitte sich eine viereckige, durch eine Klappe von außen verschlossene Öffnung befindet.

Für all diese Wittven wird in einer vor dem Thor befindlichen Küche gemeinsam gekocht, und das fertige Essen durch die erwähnte Öffnung in die Gasse hineingereicht. Wer dort die weitere Verteilung übernimmt, weiß ich nicht, vermute aber, die älteste der Damen, oder auch vielleicht die am längsten dort hausende. Auch was das für eine Art von Wittven ist, weiß ich nicht mit Sicherheit. Soweit ich aber den Dolmetscher verstanden habe, sind es Wittven, die der städtischen Armenpflege verfallen sind, und hier ihr Leben vertrauern müssen, bis es ihren Kindern möglich wird, sie in den von ihnen gegründeten Haushalt zu übernehmen. Für die Armsten, die beim Einziehen in dieses Wittven-Asyl oder richtiger wohl „Gefängnis“ keine Kinder hatten, bedeutet das also Gefängnis für Zeitlebens. Auch dieses Bild ist nicht schön, also weiter!

Übrigens waren die Einfassen dieses Wittven-Asyls so ziemlich das einzige „Ewig-Weibliche“, was man in Paotingfu zu sehen bekam. Hin und wieder überraschte man ja in einer Seitengasse eine sich vor ihrer Thür sonnende Dame, aber, mochte sie auch noch so alt sein, stets ergriff sie beim Anblick des Fremdlings die Flucht, so schnell es auf den kleinen Krüppelfüßen nur möglich war. Nach dem, was wir bisher gesehen, müßte man eigentlich annehmen, in China gäbe es nur alte Frauen, ließen nicht die zahlreichen Abbildungen, die man überall an den Stubenwänden und in Läden findet, darauf schließen, daß es doch auch junge nicht übel aussehende giebt, denn ein Vorbild müssen die betreffenden Maler für ihre Bilder doch gehabt haben. Ein französisch sprechender Chinese bestätigte mir denn auch, daß alles Weibliche, was unseren Herzen gefährlich werden könnte, in die Berge geflüchtet sei. Allerdings schienen, nach ihrem Verhalten zu urteilen, selbst die ältesten Damen diese Gefahr für unsere Herzen auch auf sich bezogen zu haben, sonst wären sie nicht so ängstlich bemüht gewesen, uns ihren Anblick zu entziehen. Wir müssen bei den Chinesen für sehr entflammbar gelten.

Die einzige Abwechslung boten hier die Ritte in die Umgegend. Die Wege sind fast durchweg zum Reiten gut geeignet und die un-

mittelbare Umgebung der Stadt macht — wennschon ganz eben — durch ihre ziemlich wohlhabenden, freundlichen Ortschaften einen ganz netten Eindruck. Außerdem war man ja nicht wie in der Heimat auf die Wege angewiesen, denn die Sorge vor etwaigem „Flurschaden“ fiel hier fort.

Für Jäger bietet sich hier reichliche Gelegenheit zur Ausübung dieses Sports. Hasen giebt es zwar auch hier nur wenig, dafür aber wilde Enten, Gänse, Trappen und Raubvögel in großen Mengen. Die Hasen gleichen den unserigen vollständig, sind aber erheblich kleiner. Dagegen sind die Wildenten und Gänse größer als bei uns und stehen bezüglich ihres Geschmacks ihren zahmen Stammesgenossen in unserer Heimat in keiner Weise nach. Ein sehr stattlicher Vogel ist die hiesige Trappe. Sie ist größer und hübscher gezeichnet als bei uns, und ist namentlich im Süden der Stadt sehr zahlreich vorhanden. Ich habe Völkler bis zu 30 Stück gezählt. Aber auch hier ist dieser Vogel so scheu und schlau, wie in der Heimat. Hat man kein Gewehr bei sich, kann man sich ihm bis auf 60 Schritt nähern, mit einem solchen kommt man offen nie näher als auf höchstens 100 m heran. Ungemein zahlreich ist auch das gefiederte Raubzeug. Man sieht außer kleineren Falken und Habichten mächtige Eulen, Bussarde, Adler und Geier. Aus dem nahen Gebirge kommen auch gelegentlich Uhus in die Ebenen herab und einer unserer Herren erlegte ein Exemplar davon, so stattlich, wie ich noch nie ein ähnliches gesehen habe.

Nahezu eine Plage sind die ungeheuren Krähenschwärme Baotingsfu, die auf Mauer-Aussätzen und den hohen Tempeldächern nisten. Wenn sie sich bei Tagesanbruch von ihren Horsten erheben und Abends zu ihnen zurückkehren, halten sie immer erst ein großes Massenergerzieren über der Stadt ab und vollführen dabei einen Lärm, daß einem buchstäblich die Ohren davon gellen. Die hiesigen Krähen gleichen unserer schwarzen, sind nur etwas größer. Auffallenderweise haben viele von ihnen einen etwa zwei Finger breiten weißen Halsring, einige auch eine weiße Brust. Es scheint sich aber hierbei nicht um eine besondere Spezies zu handeln, denn schwarze und bunte haufen vollständig bei einander. Ich habe diese weißbunten Krähen bisher nur in Baotingsfu gesehen. Neben den Krähen sind — wennschon in geringerer Zahl — auch Raben und Dohlen vorhanden, bei denen ich keinen Unterschied von den unserigen entdecken konnte. Auch die Elster ist in großen Mengen vorhanden und derselbe freche Wicht wie bei uns zu Hause.

Die erste Abwechslung in unser Leben brachte die Veränderung der Garnison. Zunächst rückten unsere, von Peking gekommenen Truppen (je ein Bataillon des 1. und 2. Infanterieregiments, 1 Reiter-Detachement und die Marine-Feld-Batterie v. Blottnitz), die Engländer, Italiener und ein Teil der Franzosen wieder nach Peking ab, während wir mit einem Teil der Franzosen (1. Bataillon 40. Regiments, 1 Zuaven-Bataillon, 1 Kompagnie Marinetruppen, $\frac{1}{2}$ Eskadron Chasseurs d'Afrique und 1 Batterie) zurückblieben. Ich möchte hier gleich bemerken, daß sich die Franzosen dauernd als angenehme Garnisonkameraden erwiesen, mit denen wir stets in persönlich angenehmem, kameradschaftlichem Verkehre blieben.

Bald darauf wurde die deutsche Garnison Paotingfu durch unser 4. Infanterie-Regiment, $\frac{1}{2}$ Reiter-Eskadron, 1 Batterie, 1 Pionier-Kompagnie und 1 Telegraphen-Abteilung verstärkt, und nun herrschte im deutschen Stadtteil ein militärisches Leben und Treiben wie in einer stark belegten deutschen Garnison.

Die Offizierkorps richteten sich wie in der Heimat Kasinos ein, für die Mannschaften wurden Kantinen errichtet und es wurde exerziert und geturnt und Felddienst geübt wie in der Heimat.

Ein großes chinesisches Theater wurde in einen Kirchenraum umgewandelt, in dem allsonntäglich evangelischer und katholischer Gottesdienst abgehalten wurde.

Die Straßen selbst nahmen allmählich einen europäischen Anstrich an, insofern als sie auf Veranlassung der europäischen Polizei regelmäßig gekehrt, gesprengt und abends beleuchtet werden mußten. Freilich Pflaster und Trottoir konnte auch sie ihnen nicht anzaubern und in der Regenperiode werden sie doch wohl mehr Sümpfen als städtischen Straßen gleichen. Alle Straßen wurden offiziell getauft, mit Namensschildern und Wegweisern zu den verschiedenen Truppenteilen versehen. Auch hierbei machte sich das Heimatsgefühl intensiv geltend, denn je nach der Landmannschaft des betreffenden Truppenteils findet man eine Würtemberger-, Stuttgarter- und Ulrichstraße, eine Wilhelm-, Mainzer-, Posener-, Königsberger-, Baiern- oder Berliner Straße u. s. w.

Zahlreiche Privatkantinen haben sich aufgethan, in denen man für schweres Geld die verschiedensten europäischen Waren bekommen kann. Meist sind diese Kantinen im Besitze von Amerikanern und Italienern von oft recht zweifelhaftem Aussehen. Wo sie ihre Waren herbekommen, weiß niemand, und deren wunderliche, regellose Zusammensetzung giebt zu mancher Vermutung Anlaß. Aber sie waren

uns im Anfange, wo wir noch keinen geregelten Nachschub hatten, doch recht willkommen, und freudig zahlte man 1½ Dollars für eine Flasche Bier, die man zu Hause für 20 Pf. erhält.

Die Einrichtung dieses Nachschubes war für unsere Intendantur kein leichtes Stück Arbeit. Eisenbahnverbindung existiert nicht zwischen Tientsin und Paotingfu; die Eisenbahn Paotingfu — Peking war total zerstört, der Nachschub auf dem Landwege bei der großen Entfernung und dem natürlichen Mangel eines ausreichenden Fuhrparks fast ausgeschlossen. Es blieb also nur der Nachschub zu Wasser auf den, Paotingfu mit Tientsin verbindenden schmalen, flachen Kanälen.

Schon lange vor unserem Abmarsch von Tientsin hatte unser Korpskommando diese Eventualität ins Auge gefaßt und im weiten Umkreise alle nur auffindbaren Dschunken mit Beschlag belegen und nach Tientsin führen lassen. So wurde es denn möglich, sehr schnell einen geregelten Wassertransport einzurichten, der bis Ende November, wo die Flußläufe und Kanäle einfroren, in guter und sicherer Weise funktionierte. Auf diesem Wege erhielten wir auch unsere Nachrichten aus der Heimat. Mit welcher Ungeduld erwartete man sie hier, mit welchem Jubel wurde jede Post begrüßt. Zwar waren unsere Nachrichten, wenn wir sie erhielten, nicht mehr ganz frisch, denn die Briefe brauchten von der Heimat nach Paotingfu nahezu acht Wochen, aber man war ja schon so froh, daß man überhaupt nur wieder eine Nachricht von den Seinen erhielt. Eine große Freude bereiteten uns auch die Zeitungen, die wir erhielten. Freilich, was sie über die „China-Wirren“ und den „Krieg in China“ brachten, wurde kaum von uns gelesen. Welchen Wert konnte es auch für uns haben, zu lesen, daß eine Expedition nach Paotingfu „geplant“ und wie sie wohl ausgeführt werden würde, nachdem wir schon wochenlang in Paotingfu standen? Dagegen wurde wohl überall mit großer Passion das „Bermischte“ und „Lokale“ gelesen, während ich es früher nie habe begreifen können, weshalb die Zeitungen solche unwichtigen Nachrichten brächten.

Von Paotingfu nach dem Anshuling-Paß.

Etwa 150 km westlich von Paotingfu liegt mitten im Gebirge die Distriktsstadt erster Ordnung Tsuping. Nach den Angaben der Chinesen sollte dies ein bedeutender Ort mit einer ständigen Garnison sein, worauf auch die Endsilbe seines Namens deutet, denn „ping“ heißt „Soldat“. Nach den in unserem Besitze befindlichen Karten mußte auch eine größere direkte Straße dorthin, und dann weiter nach

Westen über das Gebirge nach der Provinz Schansi führen. Die Stadt sollte deshalb ein wichtiger Stapelplatz für den Handel zwischen Petschili und Schansi sein, und endlich sollte sich dorthin ein Teil der vor uns geflohenen chinesischen Truppen zurückgezogen haben. Um diese zu zersprengen und über die Grenze Petschilis zurückzutreiben, gleichzeitig aber auch, um die übrigen Angaben festzustellen, besonders aber auch, um die Gangbarkeit der erwähnten Straßen festzustellen, die für eine später etwa nötig werdende Offensive nach Schansi hinein von Bedeutung werden könnte, wurde ein Detachement aller Waffen von Paotingsu auf Fuping in Marsch gesetzt. Es bestand aus einem Bataillon Infanterie, etwa einer halben Reiter-Eskadron und einem Zuge Feldhaubißen nebst der erforderlichen Bagage.

Um die Anforderungen an die Marschleistungen der Infanterie möglichst zu verringern, wurde die Infanterie mittels der in französischem Besitz befindlichen, von Paotingsu in südwestlicher Richtung führenden Eisenbahn bis zur Station Fuping befördert, während die Artillerie und die Bagage unter Bedeckung der Reiter den ganzen Weg mittels Fußmarches zurücklegen sollten. Diesen letzteren Truppen schloß ich mich an.*) — Am 16. November, einem herrlichen Tage, der den schönsten Septembertagen unserer Heimat nichts nachgab, rückten wir von Paotingsu ab. Der Weg führte wieder durch eine wohl angebaute, fruchtbare Gegend mit wohlhabenden gut gebauten Dörfern. In wunderbarer Klarheit lag das gewaltige Gebirge vor uns, und schon nach einigen Stunden erreichten wir den Fuß seiner östlichen Ausläufer, wunderbar geformte, 3—400 m hohe Felskegel, die ohne jeden Uebergang sich schroff unmittelbar aus der Ebene erheben.

Am Nachmittage erreichten wir das kleine Städtchen Wanhsien und wurden am Stadthore vom Kreismandarin (zu deutsch: Landrat) nebst den Notabilitäten der Stadt feierlich empfangen. Der Herr Mandarin entpuppte sich bald als ein alter Bekannter von mir. Er war bis vor kurzem noch bei der Regierung von Paotingsu beschäftigt gewesen (vermutlich als Assessor), und hatte dann das freigewordene Landratsamt in Wanhsien erhalten. In Paotingsu hatte ich mit ihm dienstlich zu thun gehabt, und da ich ihn freundlich behandelt hatte, war seine Freude bei meinem Anblick ganz unbändig. Dies sollte zu einer kleinen Ueberraschung für uns führen.

Nachdem wir unsere Truppen in dem freundlichen, kleinen Städtchen untergebracht, ihre Verpflegung und den Wachdienst geregelt, sowie

*) So schreibt Baron Binder an die Kreuz-Zeitung.

die Anordnungen für den Fall eines feindlichen Angriffes getroffen hatten, setzten wir uns in unserem sauberen, netten Yamen zu Tisch, um uns den mittlerweile von unseren Burschen in Reis gekochten Manöverabder und ein eigens mitgeführtes Fläschchen Bier schmecken zu lassen. Da ertönt draußen der uns schon bekannte Schlag von Chinesen-Trommeln, untermischt mit den quiekenden Tönen eines Dudelsacks, und im nächsten Augenblick ergießt sich in unser Zimmer ein Strom Körbe tragender Chinesen, die sans façon unsere schlichte Abendmahlzeit vom Tische räumen, und statt dessen etwa 30 mit Speisen aller Art gefüllte Fahence-Schüsseln vor uns aufbauen. Ehe wir uns noch über die Situation recht klar geworden sind, erscheint wieder unter endlosen Verbeugungen, unausgesetzt freundlich grinsend, mein Mandarin, der sich „die Ehre giebt“, uns zum Diner einzuladen. „Ablehnen“ ging anstandshalber nicht, und so heißt es denn: „immer ran an den Baß“. — Wir hatten schon viel Schauerliches über chinesische Diners gelesen, und deshalb einen horror, aber ich muß sagen, daß die Sache nicht so schlimm war. Jedenfalls fehlten bei seinem Diner die vielberühmten Haifischflossen in Aspice, verfaulten Eier in Gelee und Regenwürmer à l'huile (letztere habe ich übrigens auch später nie vor Augen bekommen, und die Haifischflossen und sog. verfaulten Eier sind so übel nicht). Das Diner bestand hauptsächlich aus in kleine Stücke geschnittenem Hühnerfleisch in Reis, Entenbraten, geschmortem Hammel- und Schweinefleisch, Geflügelleber, einer Art Bohnensalat, süßen Kartoffeln, harten Eiern in der Schale, gerösteten Maronen, Birnen, chinesischem Brot und etlichen anderen Gerichten, auch fehlte diesen das uns nach unserem Geschmack nötige Salz, und die Mehrzahl hatte einen uns allen unangenehmen Beigeschmack, dessen Ursprung ich nicht ergründen konnte und auch nicht zu spezifizieren vermag. Wir hier draußen charakterisieren ihn durch die Bezeichnung: „Es schmeckt nach Chinesen.“ Einzelne Gerichte, wie das Huhn, der Entenbraten und das geschmorte Schweinefleisch waren selbst für europäischen Geschmack nicht übel, und die Geflügelleber in Art einer Pastete war sogar eine wirkliche Delikatesse.

Die Zumutung, mit dem bekannten Eßstäbchen zu essen, wurde uns nicht gemacht, sondern wir erhielten je eine kleine zweizintige Gabel; auch machte unausgesetzt ein Lappen die Runde um den Tisch, an dem wir uns Mund und Finger abwischen durften. Das Ganze wäre also so übel nicht gewesen, wenn uns nicht ein dichter Kreis von Chinesen umstanden hätte, die jede unserer Bewegungen mit gespanntester

Aufmerksamkeit beobachteten, und dabei in einer Weise husteten, spuckten und sich räusperten, daß man das Gefühl hatte, man sei in einer Klinik für Brustkranke. Zum Ueberfluß fühlte sich mein Freund verpflichtet, mir noch besondere Aufmerksamkeiten dadurch zu erweisen, daß er fortwährend Eier und Kastanien mit seinen eigenen Fingern aus ihrer Schale pellte und mir vorlegte. Zwar waren diese anscheinend ganz sauber, aber — ich liebe so etwas selbst in der Heimat von zarter Hand nicht. Doch, das ist Gewohnheitssache und nach meinen Erlebnissen in China wird es mir dereinst vielleicht ganz gut behagen.



Ein Diner auf dem Marsche.

Am nächsten Tage, dem 17. November, setzten wir bei herrlichem Wetter und guten Wegen unsern Marsch fort. Die Gegend glich im ganzen der gestern durchschrittenen, nur mehrte sich die Zahl der dem Gebirge vorliegenden Bergkegel, an deren Fuß wir entlang zogen. Je mehr man sich dem Gebirge nähert, desto mehr gewinnt es den Anschein, als träte in der Landwirtschaft die Viehzucht in den Vordergrund. Zwar waren bei unserem Einrücken meist nur wenige Haupt-Rindvieh, Schafe, Ziegen, und fast gar keine Maultiere vorhanden, aber in den Gehöften mehrten sich die Stallungen, die groß und lustig angelegt, mit vielen Reihen breiter, cementierter Krippen versehen waren. Eine genaue Untersuchung der aus den Dörfern nach dem Gebirge



flaggen und Heliographen der Mächte in Schanhaikwan.

führenden Straßen ließ auch deutlich erkennen, daß hier vor kurzem große Herden von Ein- und Zweihüfem getrieben waren, auch wimmelte es auf den fernen Berghängen von Vieh aller Art.

Am Nachmittag des 17. bezogen wir Quartiere in Thanghsien, einem netten, reizend gelegenen Städtchen, das mich lebhaft an die kleinen Landstädte Schlesiens und Hessens erinnerte. Seine Bevölkerung scheint hauptsächlich aus wohlhabenden Ackerbürgern zu bestehen, wie



Kast im Gebirge.

die große Zahl ungemein ordentlich gehaltener, einen sehr wohlhabenden Eindruck machender landwirtschaftlicher Höfe mit ihren großen Getreide- und Futter-Vorräten erkennen ließ. Hier stieß unsere Infanterie zu uns, und mit ihr vereint setzten wir am nächsten Tage, dem 18. November, unsern Marsch in südwestlicher Richtung fort.

Am Nachmittage erreichten wir das breite Thal des Khon-hu, der unseren Weg in unliebsamer Weise kreuzte. Der Khon-hu entspringt auf dem Heng-Schan-Gebirge in der Provinz Schan-si und durchschneidet etwa 100 km nordwestlich Paotingsu die große chinesische

Mauer. Er ist ein Strom von mächtiger Breite, der sich etwa 60 km südlich Baotingsu mit den weiter südlich fließenden Flüssen Sha-ho und Tu-ho vereinigt, mit denen zusammen er den Chu-lung-ho bildet, einen rechten Nebenfluß des Hun-ho, der bei Tientsin in den Peiho mündet. Da nirgends der Versuch gemacht ist, ihn zu überbrücken, so waren wir gezwungen, ihn auf einer Furt zu durchqueren, obschon das Wasser stellenweise nahezu 1 m tief war. Für alle Reiter war das nicht schlimm, denn selbst die nur auf Ponies Veritlenen kamen trockenen Fußes hindurch, wenn sie es verstanden, die Arie genug in die Höhe zu ziehen. Schlimmer ging es schon mit unserem Gepäck in den chinesischen Karren, denn deren Boden wurde unbarmherzig unter Wasser gesetzt. Am schlimmsten aber war es für unsere brave Infanterie, denn wenn wir auch köstlichen Sonnenschein hatten, so lebten wir immerhin im November, und das Wasser war schon recht kühl. Aber „dat helpste nu niz“, sie mußte durch, und nachdem sie Stiefel und Strümpfe ausgezogen und des „Beines Kleid“ anmutig geschützt hatte, kam sie auch glatt durch. Ihr sollte das Vergnügen, im Wasser zu waten, während der nächsten Tage noch recht reichlich zuteil werden. Trotzdem aber erkrankte, wie ich gleich bemerken möchte, keiner von unseren Leuten infolge dieser wässerigen Landpartie.

Am 19. Vormittags hatten wir eine kleine aber sehr steile Gebirgskette zu überschreiten, die sich von West nach Ost erstreckend, hier als gewaltiger Querriegel den Raum zwischen den Thälern des Rhon-hu und des weiter südlich ziemlich parallel mit ihm fließenden Sha-ho sperrt. Wir waren noch nicht weit in diese Gebirgskette eingedrungen, als unsere vorausgeschickten Offizierspatrouillen meldeten, die Wegeverhältnisse seien derartig, daß ein Fortkommen für unsere Geschütze und vierräderigen Wagen ausgeschlossen sei. Wohl oder übel mußten wir uns entschließen, diese und alle nur irgendwie entbehrlichen sonstigen Gegenstände unter dem Schutze einer Kompagnie im nächsten Orte (dem Dorfe Sa-ho) zurückzulassen und nur das Notwendigste auf den zweiräderigen Karren mitzuführen.

Nach verhältnismäßig kurzem Marsche hatten wir jenen Gebirgsriegel überschritten und stiegen nun zum Flußbette des von mir schon erwähnten Sha-ho hinab. Der Sha-ho entspringt auf dem Wuthai-Gebirge etwa 18 km südlich des Rhon-hu, an der Stelle, wo die große chinesische Außenmauer mit der Innenmauer zusammenstößt. Wir marschierten jetzt ununterbrochen zwischen den gewaltigen Felswänden der südöstlichen Ausläufer des Ta-mon-Shan-Gebirges hin. Wieder

und wieder mußte ich an den Burenkrieg denken. Wenn plötzlich von den Höhen herab ein heftiges Infanteriefeuer eröffnet wurde, jetzt, wo wir in dem etwa 300 m breiten, keinerlei Deckung bietenden Flußthal dahin zogen! Es wäre für uns eine ungemein mißliche Lage gewesen, und es würde viel Blut gefostet haben, bevor wir den Gegner von den Felsen vertrieben hätten.

Nach wenig hundert Metern macht der Sha-ho eine scharfe Biegung nach Norden, und als wir um die sie veranlassende mächtige Felswand bogen, da lag ein großer Ort, mit wohl an 40—50 Hochöfen, die sämtlich gewaltige Dampfwolken zum Himmel emporsandten. Sie stellten sich bei näherer Besichtigung als ausschließlich für die Chamottefabrikation bestimmt heraus. Diese spielt in China eine große Rolle, denn die meisten Tempel, die Yamen und die Häuser sind mit Dachsteinen aus Chamotte gedeckt und mit Tierfiguren und Drachen aus dem gleichen Material geschmückt. Außerdem besitzt fast jedes Haus in Stadt und Land mindestens ein bis zwei, oft aber ein Duzend großer Chamotte-Bottiche von $\frac{1}{2}$ —1 m Höhe und $\frac{1}{2}$ m Durchmesser. Diese Töpfe dienen den verschiedensten Zwecken: zum Aufbewahren von Wasser, Getreide und Mehl, als Aquarien, sowie als Töpfe für Blumen und ganze Bäume. Wir benutzen sie mit Vorliebe als Badewanne, wozu sie sich faute de mieux ganz vortrefflich eignen.

Leider gestattete unsere Zeit nicht, uns den Ort mit seiner interessanten Fabrikation näher anzusehen. Jedenfalls berührte es ganz eigen, hier mitten im wildesten Hochgebirge, fern von jeder Zivilisation einen solch großen Fabrikbetrieb anzutreffen. Einige Kilometer weiter westlich erreichten wir unser heutiges Marschziel, ein nettes Städtchen, wenn ich nicht irre, hieß es Wang-khai-chen. Hier kam es noch zu einem kleinen Zwischenfall.

Unsere durch den Ort durchtrabende Kavalleriespize stieß am jenseitigen Ausgange überraschend auf eine Anzahl bewaffneter chinesischer Reiter, die beim Erscheinen der Unseren sofort die Flucht ergriffen. Bei der Verfolgung gelang es unseren Reitern, zwei der Chinesen zu greifen und gefangen zu nehmen, während die anderen entkamen. Die Gefangenen waren auf vortrefflichen Maultieren beritten, mit modernen Gewehren und Säbeln bewaffnet und machten keinen üblen Eindruck. Sie gaben an, zur Leibwache des in Paoingsu hingerichteten Feng-Tai zu gehören und behaupteten, daß ihre Truppe versucht habe, sich vor uns in die Provinz Schansi zurückzuziehen, daß ihr aber der Eintritt in diese von den Schansi-Truppen verwehrt worden sei und daß diese sich

nun im Gebirge aufhielten. Die armen Wichte schwebten also sozusagen zwischen Himmel und Erde. In Petschili duldeten wir sie nicht, konnten wir sie füglich auch nicht dulden, und nach der Nachbarprovinz wurden sie von deren Kriegern nicht hineingelassen. Sold erhalten sie natürlich nicht und so leben sie von der Brandschatzung der eigenen Landeseinwohner, wenn sie nicht bei diesen als Arbeiter ein Unterkommen finden.

Die Nachrichten, die wir in Wang-thai-chen über die Beschaffenheit des Weges nach Fu-Ping erhielten, lauteten recht übel. Allgemein behaupteten die Leute, es sei ganz unmöglich, auf diesem Wege die Karren mitzunehmen. Man könne Lasten — also auch Gepäck — hier nur auf Tragtieren fortschaffen und auch für Fußgänger sei der Weg äußerst beschwerlich. Chinesische Soldaten sollten überdies in Fu-Ping schon seit langer Zeit nicht mehr sein. Da unsere Infanterie durch den so beschwerlichen Marsch und das fortwährende Waten im Wasser überdies sehr angestrengt war, beschloß unser Führer, mit der Infanterie zunächst nicht weiter zu marschiren, sondern dieselbe Streifzüge in die nähere Umgebung Wang-thai-chens auszuführen und gegen Fu-Ping nur durch die Kavallerie aufklären zu lassen.

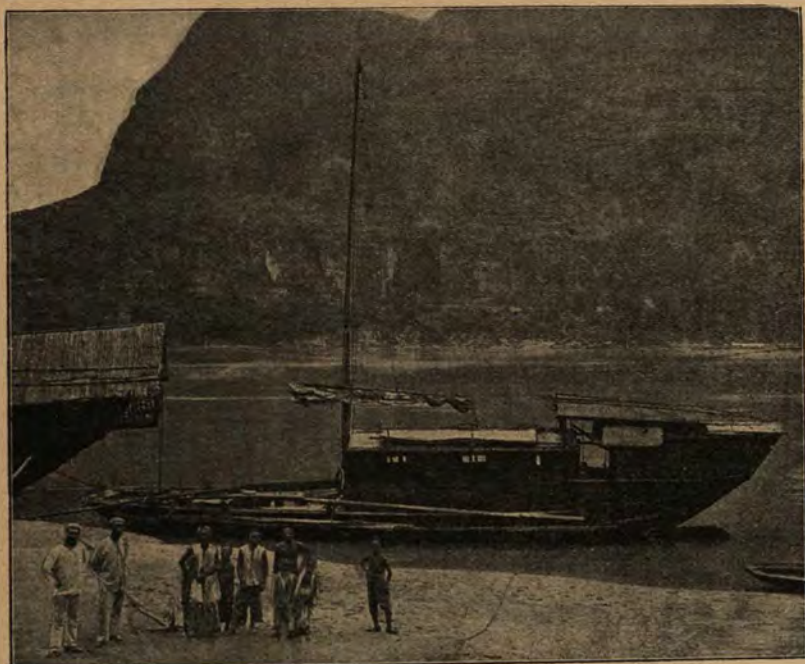
Letzterer schloß ich mich an. Am frühen Morgen des 20. November setzte sich unsere kleine Schaar — 5 Offiziere, 40 Reiter — in frohester Stimmung in Bewegung. Es war ein prächtiger Morgen.

Die Berichte der Chinesen über die Benutzbarkeit des Weges für Fahrzeug erwiesen sich als richtig. Schon nach kurzem Ritt wurde der Pfad so eng und so steil, daß wir nur zu Einem mühsam hinauf- und hinabklettern konnten. Viertel- und halbe Stunden lang war mitunter der Weg nur so breit, daß man mit dem Pferde gerade hindurchkommen konnte, ohne sich die Füße an den ihn einengenden Felsen zu quetschen.

Und dazu türmten sich diese in des Wortes vollster Bedeutung in senkrechttem Aufstiege bis zur Höhe von 2 und 300 m auf. Wenn hier auch nur 10 entschlossene Männer diese Höhen besetzt hielten, und von oben herab auf uns schossen oder Steine herabwälzten! Aber solche Männer gab es hier nicht, und völlig unbehelligt erreichten wir am Nachmittage Fu-Ping.

Die Stadt entsprach nicht unseren Erwartungen: sie ist nur ein kleines unbedeutendes Städtchen und besteht aus zwei Theilen. Der größere und wohlhabendere, der anscheinend fast ausschließlich von Kaufleuten bewohnt ist, liegt unmittelbar am linken Ufer des Sha-ho, während der kleinere, der das Regierungsgebäude enthält, etwas abseits

am Hange des Gebirges liegt. Er ist mit einer alten, vollständig im Verfall befindlichen Mauer umgeben und macht einen sehr armseligen Eindruck. Da aber dieser Stadtteil isoliert liegt und sich sonach besser zur Verteidigung für den Fall eines feindlichen Angriffes eignete, wählten wir ihn zu unserer Unterkunft, und richteten uns in einem großen, mit hoher Mauer umgebenen Tempelkomplex ein.



Chinesische Dschunke in deutschem Dienst.

Während wir uns aber noch an den von der Stadt gelieferten Lebensmitteln gütlich thaten und uns unseres Nachtlagers — Decken hatte uns die Stadt gleichfalls in ausreichender Zahl liefern müssen — freuten, brachte uns der Oberbürgermeister die Nachricht, daß sich plündernde chinesische Soldaten in der Nähe befänden und in der kommenden Nacht von zwei Seiten die Stadt angreifen und ausrauben wollten.

Mit dem ersehnten Schlaf war es nun vorbei; lautlos wurden unsere Reiter alarmiert, die Pferde gesattelt, und dann ging es zu Fuß, die Pferde am Zügel, die Karabiner schußbereit im Arm, hinaus in

die Nacht. Wir brauchten übrigens nicht weit zu marschieren. Schon nach etwa $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche erreichten wir ein einsam an der Straße liegendes, größtenteils mit Mauern umgebenes festes Gehöft, das nicht zu eng von den Bergen eingeschlossen war, und uns nach allen Seiten freies Schussfeld und allenfalls auch die notwendige Bewegungsfreiheit bot. In diesem Gehöft wollten wir bis Tagesanbruch bleiben, da ein Marsch bei Nacht durch die Gebirgspässe für Reiter ausgeschlossen ist.

Unsere Absicht war, die angeblich auf unserer Rückzugsstraße im Anrücken begriffenen chinesischen Soldaten, wenn sie — uns noch in Fuping wähnend — sich unserem Gehöft näherten, zu überfallen, oder wenn sie nicht kamen, statt dessen aber die 500 Mann vom Antsuling-Paß her in Fuping einrückten, raubten und plünderten, diesen im Morgengrauen einen Besuch abzustatten, und sie unsanft aus ihren Träumen zu erwecken.

Namen beide Abteilungen ziemlich gleichzeitig auf uns los, dann blieb uns ja zunächst freilich nur die Verteidigung unserer „ferme“, und bei Tagesanbruch ein gewaltsamer Durchbruch in der Richtung auf Wang-khai-chen zu unserem Bataillon. Wer dabei das Unglück hatte, daß sein Pferd unter ihm erschossen wurde, oder sonst zu Fall kam, war dann freilich ein verlorener Mann, und was das chinesischen Soldaten gegenüber heißt, ist genugsam bekannt. Doch, daran zu denken, war vorläufig keine Zeit. Es galt zunächst, die erforderlichen Vorkehrungen für die Nacht zu treffen.

Die Pferde wurden sämtlich in den Hof unserer Ferme gezogen, wo sie die Nacht über gefattelt und gezäumt, notdürftig eingestreut, stehen mußten.

Die Eingänge zu unserem Gehöft wurden leicht verbarricadiert, um ein einfaches Ueberrennen seitens der Chinesen unmöglich zu machen, und die Verteidigung und der Wachtdienst wurden geregelt. Bei unserer geringen Zahl mußten Offiziere und Mannschaften hierbei in gleicher Weise mitwirken, damit ein entsprechend größerer Teil der Leute wenigstens etwas ruhen konnte.

Wer nicht Posten stand, oder Pferde halten mußte, durfte sich in der gemeinsamen Wachtstube auf die schnell hergestellte Hauleang-Streu werfen, wo die meisten sehr rasch in den Schlaf des Gerechten fielen, während einzelne es vorzogen, bei einer Pfeife Tabak plaudernd die Nacht zu durchwachen.

Mich selbst traf die Reihe, die Wache zu übernehmen, für die Zeit von 9—11, 1—3 und 5 bis zum Aufbruch. Die ersten Stunden

vergingen ja rasch mit den erforderlichen Vorbereitungen und Anordnungen für die Nacht. Dann kam ein kurzer, zweistündiger Schlaf auf dem doch nur sehr primitiven Lager, und erst die nächsten beiden Stunden boten die nötige Muße zum Nachdenken.

Ein merkwürdiges Leben und Treiben war rings um uns her im Gange. Aus dem nahe vor uns gelegenen Fuping ertönen fortwährend laute, gellende, eigentümliche Rufe, die bald von dieser bald von jener der uns in weitem Kreise umgebenden Felsspitzen erwidert werden. Unausgesetzt huschen Laternen am Rande der Stadt entlang, die Felsen hinauf und hinunter. Deutlich erkennbar wird durch Schwenken von Laternen über unsere Köpfe hinweg von einer Fels Spitze zur andern signalisiert. Plötzlich steigt von einem Bergrücken im Osten eine Rakete auf, nach kurzer Zeit erhebt sich eine solche zweifellos als Antwort von einer Höhe fern im Westen. Gelten alle diese Rufe und Signale uns? Sind sie verabredete Zeichen der Gegner, die wir erwarten, und was mögen sie bedeuten?

Da plötzlich ruft der eine der beiden die Straße nach Fuping beobachtenden Posten: „Herr . . .“, eine geschlossene Abteilung im Anmarsch.“

Richtig, von der Stadt her nähert sich eine dunkle Reihe von Menschen. Lautlos waten sie durch den vor uns liegenden Fluß und kommen auf unser Gehößt los. „Gewiß die feindliche Spitze,“ flüstert mir der Posten zu, und ich kann ihm nur beistimmen. Geben wir jetzt Feuer, fallen wahrscheinlich zwei von den Kerls, aber die ihnen sicher auf einige hundert Meter folgende Hauptabteilung ist gewarnt. Wir müssen also die Spitze womöglich ohne Schuß gefangen nehmen. Rasch flüsterte ich dem Doppelposten meine Befehle zu: „Ein Mann bleibt mit fertiggemachtem Karabiner liegen, der andere schiebt sich rasch zurück und alarmiert die Wache. Ich selbst öffne leise die, unsere Barrikade sperrende Gitterthür und stelle mich mit gezogenem Säbel hinter dieselbe. Sobald der letzte Mann der Kolonne die Thür passiert hat, fliegt sie zu, und während sich die Wache von vorn auf die Leute wirft, ist ihnen der Rücken durch mich verlegt.“

Langsam kommt indes die feindliche Abteilung näher. Vorsichtig späht der einige Schritte vorangehende Führer nach allen Seiten aus. Unsere improvisierte Baracke scheint sein Mißtrauen wachzurufen, aber im Dunkeln wird er sich augenscheinlich über die Sache nicht ganz klar, denn er setzt seinen Weg fort, und die Seinigen folgen. Es sind im ganzen zwölf Mann; jeder, mit Ausnahme des Führers, hat einen

Tornister, und trägt in der Rechten eine lange Waffe. In der Dunkelheit vermag ich es nicht zu erkennen, ob es Gewehre, oder die bekanteten Boxerlanzen sind, und ob die Leute die rote Boxeruniform oder die Abzeichen der Kaiserlichen Truppen auf Brust und Rücken tragen. Ganz dicht kommen sie an mir vorüber, fast streifen sie mich mit dem Arm, und der widerwärtige Chinesengeruch belästigt auf das empfindlichste mein Geruchsorgan, aber der Schatten der Mauer und der Thorpfosten verdecken mich so, daß keiner von den Leuten mich sieht.

Die ganze Sache verläuft programmmäßig, aber — in dem Augenblick, wo der letzte Mann der Kolonne in das Thor eintreten will, hält's der Posten auf der Mauer nicht mehr aus. Mit dem Freudenschrei: „Jetzt haben wir sie“, springt er empor — einen Augenblick zu früh, denn noch haben die Leute die Stelle nicht erreicht, wo die Wache im Hinterhalt liegt. — Das plötzliche Erscheinen des Postens auf der Mauer wirkt wie ein niederschlagender Blitz auf die Chinesen. Einen Augenblick stehen sie wie gelähmt; aber auch nur einen Augenblick. Dann ertönt ein kurzes, scharfes Kommando, und mit einem Ruck fliegen die Tornister und Waffen zur Erde und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit sausen die Kerls über die, den Weg nach der anderen Seite begrenzende Mauer hinweg, und sind in demselben Augenblick in den tiefen, schwarzen Furchen des angrenzenden Feldes verschwunden. Eine Verfolgung würde zwecklos sein, vielleicht sogar die doch sicher im Anmarsch befindliche Hauptabteilung vorzeitig alarmieren, während sie uns so möglicherweise doch noch ahnungslos in wirksamen Schußbereich kommt.

Wir warten also lautlos die weitere Entwicklung der Dinge ab. Aber Minute um Minute vergeht und kein neuer Gegner zeigt sich. Die ersten Flüchtlinge müssen schon die Stadt erreicht, und ihre Kameraden gewarnt haben. Wir geben deshalb auch die Hoffnung auf, diese zu überraschen, und wir machen uns an die Untersuchung der vom Feinde abgeworfenen Tornister und Waffen. Erstere enthalten Seide und Leinwand, und die Waffen entpuppen sich als eisenbeschlagene, starke Bergstöcke, die wohl als Waffen dienen können, sicher aber nicht für diesen Zweck in erster Linie bestimmt sind.

Nun wird uns auch der Zusammenhang der Dinge klar. Jemand ein unternehmender Großhändler in Fuping hat unser Vorgehen gegen die im Anmarsch befindlichen chinesischen Soldaten benutzen wollen, um einen Warentransport sicher an diesen vorbei durch das Gebirge zu schaffen. Daß wir nicht bei Nacht dasselbe ganz überschreiten würden,

hat sich der gute Mann aus Mangel an taktischen Kenntnissen sicher nicht überlegt gehabt, und so hätte sein Unternehmen für die Beteiligten leicht verhängnißvoll werden können. — Freilich wird er selbst am eigenen Geldbeutel hart genug für dieses falsche Kalkül gestraft sein, denn uns blieb ja nichts anderes übrig, als die erbeuteten Gegenstände dem Oberbürgermeister Fupings zu übergeben, und er wird sich schwerlich die Gelegenheit haben entgehen lassen, die Sachen als gute Beute zu behalten oder mindestens für sie ein reichliches Lösegeld zu erheben.

Ohne weiteren Zwischenfall verliefen die nächsten Stunden, die Sterne begannen zu verblassen, aus Fuping und den umliegenden Gebirgsdörfern verkündete das Krähen der Hähne den nahenden Tag,



Ein improvisierter Pferde stall.

nun noch einen Schluck schnell bereiteten Thees und dann ging es hinaus in den dämmernden Morgen. Wohl selten hat eine Reiterabteilung in einem derartigen Gelände eine solche Strecke in flotterem Tempo zurückgelegt, als wir jetzt die nächsten 15 km. Hofften wir doch, die uns gemeldeten 70 chinesischen Soldaten bei ihrer Morgentoilette abzufassen. Aber auch hier hatte der chinesische Nachrichtendienst sich gut bewährt; denn als wir nach scharfem Ritt das Gasthaus erreichten, in dem sie sich gütlich gethan und genächtigt hatten, fanden wir nur noch die unzweideutigen Spuren ihres Daseins und eines anscheinend sehr beschleunigten Aufbruchs. Sie selbst aber waren fort ins Gebirge und dorthin konnten wir ihnen leider nicht folgen.

Weitere Kämpfe.

Das Gefecht bei Tsau-Tsun.

Wir haben dem Marsche nach Paotingfu einen größeren Raum gewährt, damit unsere Leser zunächst über Land und Leute, sowie über die Art der Kriegsführung unterrichtet wären. Nunmehr wollen wir die weiteren Ereignisse in kurzem militärischen Stile folgen lassen und zwar beginnen wir mit der Expedition des Generals v. Höpfner nach einer Darstellung des Herrn Hauptmanns v. Schönberg. Zweck dieser Unternehmung war, die Banden, welche den Kaiserlichen Jagdparc im Süden Pekings besetzt halten sollten, zu zerstreuen. Am 22. September war dort eine japanische Kavalleriepatrouille angegriffen worden und hatte ihren Offizier und drei Reiter tot am Platze gelassen. Eine deutsche Abteilung berittener Artilleristen wurde sofort in die Richtung nach Huang-Tsun entsendet und kehrte am 24. September abends mit der Meldung zurück, daß sich in jener Gegend mehrere tausend Boxer umhertrieben. Eine Stunde nach dieser Meldung wurde Befehl erteilt, um 4 Uhr morgens abzumarschieren.

Beide Bataillone rückten mit etwa 1200 Mann und 6 Geschützen ab und erreichten gegen 10 Uhr vormittags Huang-Tsun. Der Weitermarsch wurde scharf südwärts, längs der Mauer des Jagdparces fortgesetzt. Die Truppe war stets von Chinesen gefolgt, die da und dort aus den hohen Kauleanfelnern auf Augenblicke auftauchten. Um 11 Uhr wurde Tai-ping erreicht und kein Widerstand vorgefunden. Im nächsten Dorfe wurde gerastet und abgekocht, da aber die Ausdehnung des Weilers eine zu geringe war, um dort übernachten zu können, wurde der Rückmarsch nach Tai-ping angetreten. Von dort aus bog die Kolonne scharf ostwärts ab, um der Parkmauer folgend Lau-Gna-Li zu erreichen, wo genächtigt werden sollte. Man-hung-men wurde unbefetzt gefunden. Auf dem Weitermarsch meldete eine Kavalleriepatrouille das Auftauchen größerer Boxerkräfte. General v. Höpfner ließ auch ausschwärmen, als aber weit und breit kein Feind zu sehen war, ging die Truppe wieder in Marschformation über und gelangte so geordnet in den Ort Tsau-Tsun.

Das erste Seebataillon war bereits am Ausgange des Ortes angelangt, die Bagage und Sanitätswagen stockten in der Dorfstraße und die Tête des 2. Bataillons marschirte eben ein, als ganz unerwartet aus einem kleinen Gehölze östlich des Ortes, kaum 400 m entfernt, Gewehrfeuer anhub und Geschosse mitten auf der Straße einschlugen.

Im Nu war die Artillerie in Stellung, schoß sich mit dem ersten Schuß ein, und warf einige Duzend Granaten in das Gehölz, bis die Infanterie zum Sturme vorrückte. Währenddessen griff eine andere Boxerabteilung direkt auf der Straße an, schlug sich aber nach der ersten Salve in die Kauleanfelder südlich, lief gedeckt am Gehölz vorbei nach Süden und griff in Haufen und mit Geheul die 1., 2. und 4. Kompagnie des 2. Seebataillons an, welche rechts frontiert hatten, während die 3. Kompagnie gegen die Südmauer des Jagdparques stürmte, wo ebenfalls Boxer aufgetaucht waren, die Gewehre neuesten Modells führten. Wie immer schossen die Boxer auch hier zu hoch, so daß die Verluste sich auf drei Verwundungen beschränkten. Ein Seesoldat erhielt eine Kugel durch beide Backen, ein zweiter durch das Sitzfleisch und der dritte einen leichten Prellschuß.

Als die Boxer vom Süden angegriffen, veränderte die Batterie mit großartiger Schnelligkeit und Präzision ihre Stellung und 2 Minuten nach Einstellen des Feuers donnerten die Geschütze in der neuen Position, nach Süden gewendet in die Kauleanfelder, aus denen die Boxer anstürmten. Die Boxer kamen einzeln sogar bis auf 50 m vor die Batterie, und rückten mit gymnastischen Bewegungen an — ein wirklicher Kriegstanz.

Eine Abteilung von etwa 100 Boxern war durch die Kauleanfelder gedeckt an den Train herangekommen. Die sieben Wagenführer ergriffen die Gewehre, und als der Schwarm durch einen Hohlweg dicht geschlossen herauskam, schossen sie ein so rasendes Schnellfeuer auf etliche fünfzig Schritte hinein, daß die Bande Kehrt machte und 35 Tote im Hohlwege zurückließ.

Die dritte Kompagnie hatte indessen die Mauer erstürmt und schoß auf die fliehenden Boxer. — Um 5 Uhr 8 Minuten war der erste Schuß gefallen, um 5 Uhr 30 Minuten verstummte das Feuer, hatte also nur 22 Minuten gewährt. Der Angriff dürfte von 2000 bis 2500 Boxern erfolgt sein. Was sie am Platze ließen, kann schätzungsweise mit 200 bis 250 Toten angenommen werden.

Die Offiziere kamen nicht in die Lage, von ihren Revolvern Gebrauch machen zu müssen, auch zum Bajonnett wurde nicht geschritten.

Dennoch war die vorzügliche Schlagfertigkeit der Bataillone, die auf dem Marsch so unvermutet von bedeutenden Kräften angegriffen und nach 22 Minuten Herr der Situation waren, bewundernswert.

Die vorgerückte Stunde und die einbrechende Dunkelheit machten es unmöglich, eine Verfolgung einzuleiten, die auch unter normalen Umständen bei der Unübersichtlichkeit des Geländes und der affenartigen Geschwindigkeit, mit der die Chinesen abtraxten, ohne Kavallerie wenig Aussicht auf Erfolg geboten hätte. General v. Höpfner gab daher den Befehl, sogleich bis Lau-Gua-Vi weiter zu marschieren, wo genächtigt werden sollte. Nun kam ein anstrengender, einstündiger Marsch in Gefechtsformation, bis die Kolonne um 7 Uhr abends Lau-Gua-Vi erreichte. Dort wurden nur wenige Boxer gefunden; zwei von ihnen beim Durchsuchen des Gemeindehauses, wo eben General v. Höpfner abgestiegen war. Im Haupttempel fand man noch warmen Reis in großen Gefäßen zur Verteilung zugerichtet und rund umher wohl an 500 Tschalen; die Seesoldaten wollten von dem sehr appetitlich aussehenden Zeug aber nichts anrühren.

Da die Expedition nur auf drei Tage hinaus verproviantiert und durch das Gefecht ein Munitionsersatz nötig geworden war, wurde am Morgen des 26. der Rückmarsch durch den Jagdparc angetreten.

Gefecht der Würtemberger bei Mantshöng.

Die achte Kompagnie des 3. ostasiatischen Infanterie-Regiments ist aus dem württembergischen Kontingente gebildet und hat als weit vorgeschobener Posten gegen Schansi viele Gefechte und Zusammenstöße mit dem Gegner, teils mit regulären chinesischen Truppen, teils mit Boxer- und Räuberbanden zu verzeichnen. Hauptmann Knörzer führte die Würtemberger. Seine Offiziere sind Leutnant Vegl, v. Schnizer, Karnapf, Genschow, Dr. Wiesinger.

Am 6. Dezember traf die Kompagnie in Mantshöng ein und fand großes Entgegenkommen von Seite des dortigen Mandarins, der mehrere Male vorher chinesischen Truppen das Einrücken in die Stadt verwehrt hatte mit dem Bemerken, er würde dies erst gestatten, wenn er einmal hören würde, die Regulären hätten gegen die Europäer gesiegt. Mitten in den Vorbereitungen zur Feier des Weihnachtsfestes traf die Kompagnie am 23. Dezember der Befehl der Brigade, den berichtigten Boxerführer Choulaokun, der sich in der Umgegend aufhielt, zu fangen. Außerdem brachte ein chinesischer Spion die Nachricht, daß chinesische Truppen kaum einen Tagemarsch entfernt ständen.

Am 24. Dezember brach die Kompagnie dorthin auf, und um die zahlreichen Späher, welche auf den Bergspitzen standen, irre zu führen, wurde in gewöhnlicher Marschformation ohne Sicherung marschiert, und so gelang es der berittenen Infanterie, durch plötzliches Vorbrechen auf das Dorf Chouchouang dort gegen 400 reguläre chinesische Soldaten fast vollkommen zu überraschen, denn obgleich diese aus nächster Nähe auf die heranreitende Abteilung feuerten, ritten die Infanteristen mit einem Anlaufe in den Ort ein, saßen ab und nun entspann sich ein lebhafter Häuser- und Straßenkampf. Aber nachdem ein Duzend Reguläre gefallen waren, stoben die Chinesen nach allen Richtungen aus dem Orte heraus, erkletterten mit affenartiger Geschwindigkeit die steilen Hänge und waren über die Bergrücken verschwunden, verfolgt vom Feuer der berittenen Infanterie, die ihnen noch namhafte Verluste beibrachte. Zahlreiche Gewehre und blanke Waffen aller erdenklichen Systeme wurden hier vorgefunden und sofort vernichtet, während der größere Teil der eingetroffenen Kompagnien die Höhen westlich und nördlich des Dorfes besetzte, weil starke feindliche Kolonnen im Anmarsch gemeldet worden waren, die jedenfalls die Absicht hatten, dem eben geworfenen Gegner Hilfe zu bringen. Als die Kompagnie den rechten Flügel der eigenen Stellung daraufhin verstärkte, traten die anmarschierenden Kolonnen (wohl gegen 6000 Mann) den Rückzug an, verfolgt vom Feuer, das ihnen auf 700 m noch starke Verluste beibrachte, die sie zu fluchtartigem Davonlaufen brachten. Hinter einem Abhange sammelten jedoch zwei chinesische Offiziere die Flüchtenden und entwickelten eine Schützenlinie, die staunenswert gut schoß. Auch hatten sich die aus dem Dorfe gejagten Abteilungen auf den Höhen seitwärts wieder gesammelt und das Feuer auf große Entfernung wieder eröffnet. Als aber die Kompagnie näher an die feindliche Stellung heranging, räumte der Gegner diese und zog sich rasch zurück, frontierte aber noch mehrmals und führte ein richtiges Rückzugsgefecht durch, das aber die Kompagnie nicht zum Stehen brachte, da das Feuer zu hoch ging. Den Sturmanlauf warteten die Chinesen nun nicht mehr ab, sondern zerstreuten sich fluchtartig in kleinen Gruppen in die zahlreichen Schluchten, wohin eine weitere Verfolgung nicht mehr möglich war. Alle Offiziere und Mannschaften hatten sich besonders im Häuserkampf durch rücksichtsloses Einsetzen ihrer Person und schneidiges Vorgehen ausgezeichnet. Das Gefecht hatte 3½ Stunden gewährt, der feindliche Anführer war gefallen und mit ihm 40 Reguläre. Auf deutscher Seite war kein Verlust zu verzeichnen.

Gefecht am Antsuling-Passe.

Das Hinschleppen der Friedensverhandlungen von Seiten der chinesischen Bevollmächtigten hatte den Grafen Waldersee zum Entschluß gebracht, durch einen weiteren Vormarsch nach Schensi den Druck auf die Regierung zu erhöhen. Deshalb wurde die Garnison von Paotingfu, über welche Stadt der Marsch voraussichtlich gehen sollte, angewiesen, durch Erkundungen festzustellen, ob der Übergang über das Gebirge direkt nach Westen mit dem ganzen Train für größere Truppenkörper möglich wäre, und zugleich wurden Pionier-Abteilungen zur Ausbesserung und Fahrbarmachung der Übergänge nach Westen entsandt.

Am 18. Februar setzte sich ein Detachement unter Befehl des Hauptmanns Hagenberg in Marsch, bestehend aus einer Kompagnie Pioniere (90 Mann), einem Zuge berittener Infanterie (34 Mann) unter Leutnant Hoffmann. Dem Detachement war als Wegweiser Leutnant v. Kretschmann beigegeben, außerdem als Topograph Leutnant Dingelmann und als Dolmetsch-Offizier Leutnant Strödel. Außerdem zehn Topographen. Die Strecke bei Ting, wohin die Franzosen bereits den Bahnbau fertig gestellt haben, wurde auf der neuerbauten Strecke zurückgelegt, und nachdem der Zug verlassen worden war, wurde sofort nach NW. bis Ahuhang weitermarschiert und abends dort genächtigt. Die Bevölkerung war sehr ruhig und zuvorkommend.

Da man in der Gegend des Antsupasses stärkere feindliche Abteilungen vermutete, die man auf Bitten Li-Hung-Changs nicht angreifen sollte, weil sie die bestimmte Weisung hätten, sich bei Annäherung fremder Truppen sofort zurückzuziehen, war dem Führer der Expedition ein Brief des Fengtai von Paotingfu mitgegeben worden, worin der Fengtai dem dortigen kommandierenden Offizier geschrieben hatte, dieser müsse sich, selbst wenn er Kaiserliche Order hätte, den Paß zu halten, dem Befehle Li-Hung-Changs fügen, da er durch diesen einer Verantwortung der Regierung gegenüber enthoben sei. Hauptmann Hagenberg wollte im Notfalle diesen Brief persönlich übergeben.

Am 19. wurde auf kleinen Paßübergängen, die ein Fortkommen mit größerem Train ausschlossen, Wangthuaichien erreicht, das am Shaho liegt. Am folgenden Tag marschierte die Kolonne nur eine kurze Strecke bis Fouping, einem nur schwach besetzten Orte. Hier war das Gebahren der Einwohnerschaft in hohem Maße verdächtig; denn als die Truppe einrückte, wurden von allen Hausthüren rote be-

strichene Papierstreifen in aller Hast abgerissen und ein Teil der Einwohnerschaft begann zu flüchten. Doch beruhigten sich die Leute anscheinend bald wieder und die Nacht verging unter scharfem Wachdienst diesmal ohne Störung.

Die Entfernung vom Antsuling-Passe beträgt von dort aus nur mehr 15 km, und da man erwartete, sich mit der chinesischen Besatzung in Güte verständigen und wiederum in Fouping nächtigen zu können, so wurden die ganzen Bagagen unter einer schwachen Bedeckung in der Stadt zurückgelassen und das Detachement trat am 21. morgens dorthin in Marsch. Das Gelände ist zwar stark coupiert, doch sind die Thalföhlen meistens breit und nur wenige Steigungen erschweren ein Fortkommen für Artillerie. Aus Fouping war ein Führer mitgenommen worden, der absichtlich die Kolonne in ein schmales Seitenthal nach Süden führte, und als man ihm ziemlich deutlich zu verstehen gab, er würde erschossen, wenn er nicht sofort die richtige Straße weise, ging er seine Fußstapfen zurück und brachte das Detachement auf den richtigen Weg, versuchte aber bei der ersten Gelegenheit auszureißen, und wurde erschossen. Nun wurde ein anderer Chinese als Wegweiser genommen, und ihm als warnendes Beispiel die Leiche seines Vorgängers gezeigt. Aber auch er war plötzlich um eine Häuserecke verduftet. Als er später, schon 500 Schritte weit, über den Gebirgskamm verduften wollte, wurde er von einem Baiern erschossen. Man war zur Einsicht gekommen, daß man den Leuten Ernst zeigen muß, und sich nicht allein mit leeren Drohungen begnügen darf. Der nächste Kerl, der nun aufgefangen wurde, ging anstandslos voran, und ein Haufe von Bauern aus den benachbarten Dörfern trollte mit.

Am Eingange des Passes ließ Hauptmann Hagenberg die Pioniere zurück und ging nur mit 20 berittenen Infanteristen, 6 Topographen und den zugetheilten Offizieren in das Defilee vor, meinend, der Anblick einer größeren Truppenanzahl könne die chinesische Besatzung mißtrauisch machen. Aber bald nachdem man zwischen die steilen, felsigen Hänge gekommen war, erklärte der Führer, man könne hier nicht weiter.

Darum wurde ein besser gekleideter Chinese vorausgesandt mit der Einladung, der chinesische Kommandant möge der Truppe entgegenkommen, damit man ihm den Brief übergeben und die Modalitäten seines Abzuges besprechen könne. Der Mann erklärte sich hierzu bereit und eilte voraus, während die Offiziere mit den Leuten vorsichtig den Weg untersuchend nachfolgten.

Nach Passieren einer scharfen Wegbiegung bekam man die Thalsperre auf etwa 1000 m zu Gesicht. Das Thal war durch Verschanzungen geschlossen, zahlreiche Berhaue, Gräben und Hecken waren sichtbar und auf allen Höhenzügen waren Fähnlein aufgestellt, zwischen denen sich einzelne Gestalten auf- und abbewegten. Dann verschwand die Thalsperre wieder aus den Augen, und als der Trupp wieder um eine Wegbiegung hervorkam, sah man, wie zahlreiche Chinesen in geschlossener Ordnung zwischen den, durch Fähnlein sichtbaren, Stellungen einrückten, während sich auch beiderseits der Straße die Höhen mit Bewaffneten füllten, die sich dort, wie man deutlich erkennen konnte,



Deutsche Truppen in Parade-Aufstellung.

in Deckung legten. Auch sah man eine ziemlich regelmäßige Anhäufung von Steinmassen an den Hängen. Trotzdem dachte niemand an einen Zusammenstoß, weil man gesehen hatte, daß der Bote an die Festung gekommen und eingelassen worden war. Die Pferde waren schon auf 1000 m zurückgelassen worden, als man an einen tiefen Graben kam, dessen Ostseite durch eine und dessen Westseite durch zwei hohe vorgelagerte Mauern verstärkt war. Durch diese führte ein Thor und eine Engbrücke.

Hier, erklärten die Chinesen, sei es absolut nicht möglich hinüber zu kommen, denn in der Mitte des Thores liege bestimmt eine Mine

In der That erhob sich dort einer jener kleinen, unauffälligen Erd-
 fegeln, in deren Anlegung die Chinesen Meister sind. Man stand
 gerade noch an dieser Stelle, um zu überlegen, ob man noch weiter
 gehen, oder hier die Ankunft des chinesischen Generals abwarten sollte,
 als wie ein Hagelwetter plötzlich von allen Seiten ein Geschütz- und
 Gewehrfeuer anhub, daß man knapp noch Zeit hatte, bevor die zweite
 Salve kam, in Deckung zu springen und eine kurze Feuerlinie zu bilden.



Deutsches Ersatzkorps unter Kapit. Weninger (links) und Kapit. Hecht.

Die Überraschung war so plötzlich und unerwartet gekommen,
 daß die Leute trotz der großen Entfernung — es waren noch etwa
 600 m bis zum Fort und der Gegner vortrefflich gedeckt — ihr
 Feuer nicht sparsam zurückhielten, sondern sich in der Erregung zu
 einem hastigen Schnellfeuer hinreißen ließen, zumal da das feindliche
 Feuer von Minute zu Minute heftiger wurde. Vier Batterien alter
 Vorderlader schossen Rundkugeln und waren so gut auf die Entfernung
 eingestellt, daß gleich nach den ersten Salven ein Mann fiel, dem das
 Geschöß die Schädeldecke abgerissen hatte.

Nun begann es auch rechts und links auf den Höhen lebendig zu werden. Außer dem heftigen Gewehrfeuer rollten schwere Steine unter fürchterlichem Gepolter in die Schlucht hinab, ohne aber Schaden anzurichten, denn die meisten Trümmer versingen sich in einer sandigen Halde und außerdem fanden die Leute immer noch Zeit genug, den kollernden Steinen auszuweichen. Die Chinesen schossen, wie immer, miserabel. Denn nicht nur daß die dominirenden Abteilungen in der Flanke nicht weiter als 300 m entfernt waren, so hatten unsere Leute gegen jene absolut nicht die Möglichkeit, sich zu decken, sondern waren von drei Seiten und sowohl in horizontaler als vertikaler Lage dem Feuer ausgesetzt. Ein Pferdeburche mit verlegenen, schüchternen Manieren, von riesiger Gestalt, hat sich dort besonders ausgezeichnet. Jede Deckung verschmähend, spionierte er nach rechts und links, und wo nur ein Kopf sichtbar wurde, schoß er mit geradezu verzweifelter Ruhe und Überlegung.

Um 11,30 Uhr hatte der Kampf begonnen und nach einer halben Stunde waren die Chinesen bereits der Abteilung in den Rücken gekommen und hatten die vier Mann angegriffen, die am Eingange der Schlucht die Pferde hielten. Obgleich diese die Möglichkeit hatten, sich zur vorn kämpfenden Abteilung zurückzuziehen, blieben sie hier am zugewiesenen Posten und schossen ein Duzend der Angreifer nieder, so daß diese sich darauf beschränkten, auf die Hänge zurückzukehren.

Vom Gegner war wenig zu sehen. Nur wenn die Geschütze frisch geladen werden mußten, entstand bei den Rohren eine gut sichtbare Gruppe, in welche dann Salven abgegeben wurden. Der Lärm, das Geschrei und Gedonner war so stark, daß man sich auf zwei Schritte nicht mehr verständigen konnte und die Offiziere von einem Schützen zum andern gehen mußten, um jedem einzelnen die Befehle ins Ohr zu schreien. Das Vorgehen über die Höhen war für unsere Leute äußerst anstrengend, weil fortwährend Schluchten und felsige Abhänge überklettert werden mußten.

Endlich, um 2,30 Uhr nachmittags, waren die Höhen vom Feinde gesäubert und der Sturmangriff gegen das Fort wurde angesetzt. Die im Thale kämpfende Abteilung hatte ihre Stellung im Grunde verlassen, und da es ausgeschlossen schien, über die angeblichen Minen zum Sturme vorzugehen, so hatte sie den linken Flügel auf den Höhen verlängert. Aber die Chinesen warteten den Bajonettangriff nicht ab, sondern verließen den Platz in eiliger Flucht, sich nach allen Richtungen zerstreugend.

Da keine Pferde zur Stelle waren, so konnte die Verfolgung nur durch Feuer geschehen, und mehrere Patrouillen wurden den Flüchtenden nachgesandt, um deren Sammelpunkt festzustellen, während eine Patrouille zurückging, um die Pferde und Bagagen nachzuführen und einen Meldereiter mit dem Gefechtsberichte zu General v. Kettler zu senden.

Die Thalsperre, welche die Schlucht gegen Westen abschließt, ist ganz modernen Ursprungs, und, wie Gefangene aus sagten, erst seit 4 Monaten gebaut worden. Sie besteht aus Schützengraben tiefen Profils, gedeckten Verbindungswegen, vier Batterien alter Geschütze, die in ganz modernen Deckungen stehen und einem tempelartigen Kastell, von dem Flankierungslinien an beiden Thalhängen nach Osten laufen. Hier wurde nun Quartier bezogen. Man fand zahlreiche Waffen alten und modernen Ursprungs, hauptsächlich Mauser M 78 und ein Maschinengewehr. 21 Fahnen und Standarten vervollständigten die Beute. Glücklicherweise fanden sich große Vorräte von Kartoffeln und frisch geschlachtete Schweine, so daß die Leute gut versorgt werden konnten.

Von der Landbevölkerung erfuhr man, hier hätte General (?) Hü gestanden, der unter Androhung von Todesstrafe die Einwohner gezwungen hat, von den Bergen herab die Steinlawinen auf die Truppe zu werfen. Er selbst habe im Gefechte einen Schuß durch den Mund erhalten, der neben dem Genick wieder hinausgedrungen sei, und die Beute waren anscheinend vergnügt, daß er etwas davongetragen hatte.

Gefecht bei Kuantschan.

(Diese und die folgende Schilderung sandte Baron Binder an die Kreuztg.).

Am 16. Februar wurde von Paotingfu aus ein Detachement, bestehend aus der 1., 6., 7. Kompagnie des 4., 8. Kompagnie des 3. Regiments, ein Zug der 1. Eskadron o.-a. Reiterregiments, einer Gebirgsbatterie von 3 Geschützen und einem Halbzug Pionieren, unter dem Kommando des Oberst Hoffmeister, Kommandeurs des 4. ost-asiat. Infanterie-Regiments, nach dem Gebirge in Marsch gesetzt, um die, bei Taomakwan — einem kleinen Orte etwa 135 km nordwestlich Paotingfu und etwa 35 km südöstlich der Großen Mauer — gemeldeten feindlichen Kräfte von dort zu vertreiben. Dieser ursprüngliche Auftrag war nachträglich noch dahin erweitert worden, die von Taomakwan auf Kuantschan, welche Stadt etwa 45 km nördlich Taomakwan, aber noch in der Provinz Petschili gelegen ist, sowie gegen die Straße

Kuantschan—Tayi (westlich davon in der Provinz Schansi) führenden Wege zu erkundigen.

Nach vier überaus anstrengenden, meist nur auf kaum wegsamen, dazu stellenweise mit Schnee und Eis bedeckten Bergpfaden zurückgelegten Märschen hatte das Detachement am 20. Februar die Große Mauer erreicht. Ein Zug Reiter, sowie die berittene Infanterie waren bereits am Morgen auf Kuantschan vorgefandt. In Kuantschan befehligte, wie bekannt war, der General Wan, der in der chinesischen Armee sich eines ganz besonderen Ansehens erfreute.

Die Offiziere waren auf der Paßhöhe versammelt, um die herrliche Aussicht zu genießen, als etwa 11 Uhr 45 Min. der Oberst einen Befehl erhielt, dahin gehend, Kuantschan solle nicht besetzt werden und es sei jede Berührung mit den dortigen chinesischen Truppen zu vermeiden, dagegen bleibe es bei der Bestimmung in Betreff der Besetzung Taomahwans, nur sollte das Detachement möglichst rasch zurückkehren. Als Oberst Hoffmeister den erhaltenen Befehl bekannt gab, bemächtigte sich aller eine tiefe Niedergeschlagenheit. Noch nie hatte man chinesische Truppen bewußterweise so greifbar nahe vor sich — und nun sollte man umkehren! Der Oberst trat mit dem Befehl bei Seite, hinter eine halbzerfallene Hütte und kam nach fünf bis zehn Minuten zu den Offizieren heran mit den Worten: „Meine Herren, Sie kennen den Befehl! Ich bin mir der schweren Verantwortung voll bewußt. In der Lage, in der wir sind, kann ich ihn nicht ausführen. Ich handle gegen den Befehl, wir marschiren. An die Gewehre!“

Die Gründe, die den Oberst Hoffmeister zu diesem Entschluß veranlaßten, waren rein militärischer Natur. Er hatte dem Feinde bereits die Bedingung gestellt, Kuantschan zu räumen und konnte daher schlechterdings nicht mehr davon abgehen, außerdem lag die Möglichkeit vor, daß die vorgefandten Erkundungsabteilungen bereits Fühlung mit dem Feinde gewonnen hatten. Mitbestimmend mochte auch der Gedanke sein, daß ein Umkehren gewissermaßen angesichts des Gegners sehr leicht falsch gedeutet, und auch zu politischen Weiterungen führen könnte.

Mit unbeschreiblichem Jubel war alles im Nu marschbereit, und hinunter ging in die herrliche Landschaft. Nach ungefähr einer Stunde Marsch, es mochten 5 oder, da stark ausgeschritten wurde und die Wege etwas besser wurden, auch 6 km sein, kam eine Meldung des Oberleutnants v. Hennich, Führers des Reiterzuges, daß er west-

lich Kuantschan von zwei bis drei chinesischen Kompagnien angegriffen worden sei und nach lebhaftem Feuergefechte, für seine Handpferde fürchtend, aufgefressen und zurückgegangen wäre. Fast unmittelbar darauf meldete auch die berittene Infanterie, daß sie von chinesischen Truppen angegriffen und bedrängt würde. Der Marsch wurde nun noch mehr beschleunigt, die Gewehre wurden geladen und die Geschützrohre der Gebirgsbatterie auf Räder gesetzt.



Eine Feldküche.

Nach etwa einer halben Stunde hörte man von vorne lebhaftes Gewehrfeuer. Die Avantgarde — achte Kompagnie des 3. Regiments und die Pioniere — wurde von dem vorausgerittenen Detachementsführer zur Besetzung einer steilen Bergkuppe links herausgezogen. Diese Bergkuppe beherrschte weithin das vorliegende Gelände, und war ihre sofortige Besetzung von der höchsten Wichtigkeit, da auch der Gegner in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung sie zu erreichen suchte.

Es wurde hierdurch zunächst den berittenen Schützen der 6. Kompagnie 4. Regiments eine wirksame Unterstützung zu teil. Die Batterie fuhr auf einer rechts davon gelegenen etwas niedrigeren Höhe, die

aber gleichwohl ganz außerordentlich steil war, in erster Linie auf, weil dem Batterieführer Hauptmann Gerstenberg aus einer Position weiter rückwärts in dem zerrissenen, schluchtenartigen Gelände ein Überschießen der nahe davor liegenden eigenen Infanterie bedenklich erschien. Oberst Hoffmeister befahl nun dem Major Graf v. Montgelas mit drei Kompagnieen des Gros, und zwar mit zweien in erster Linie und einer rechts rückwärts gestaffelt, diesem bedrohlichen Vorgehen des Feindes gegen den diesseitigen rechten Flügel entgegenzutreten.

Major Graf v. Montgelas dirigierte denn auch die noch im Anmarsche befindlichen Kompagnieen in der bezeichneten Richtung vor und entwickelte rechts von der Batterie aus der Marschkolonne heraus zunächst die sechste, dann die erste Kompagnie mit je zwei Bügen ausgeschwärmt und einem geschlossen dahinter, die siebente rechts rückwärts gestaffelt in Linie.

In wahrhaft bewundernswerter Weise wurde die Batterie auf der steilen Höhe in Stellung gebracht und es war hohe Zeit, denn sie mußte das Feuer auf 400 m gegen die, bis dahin vorgedrungenen feindlichen Schützen eröffnen. Im richtigen Augenblicke trafen indessen die Kompagnieen des Gros ein und unter ihrem gewaltigen Feuer stockte der feindliche Angriff. Der Gegner ging zurück.

Hierauf gab der Detachementsführer, der sich mittlerweile zur Batterie begeben hatte, dem Major Graf v. Montgelas den Befehl, die beiden oben genannten Dörfer zu nehmen, und der Batterie, diesen Angriff zu unterstützen. Der Gegner hielt auch dort nicht Stand, sondern ging, in den Schluchten und Hohlwegen verschwindend, auf Kuantschan zurück.

Darauf erhielt Graf Montgelas den Befehl, links zu schwenken und Kuantschan zu nehmen, und die Batterie, diesen Angriff zu unterstützen und hierzu eventuell einen Stellungswechsel vorzunehmen. Desgleichen sollte der Batterieführer der links von ihm befindlichen 8. Komp. 3 Regts. von diesem eben befohlenen Angriff auf Kuantschan Kenntnis geben.

Obwohl der Gegner noch vereinzelt von den Wällen von Kuantschan feuerte, hielt er indessen auch hier nicht lange Stand, sondern zog sich bald in völliger Auflösung und unter dem Feuer der inzwischen vorgefahrenen Batterie in westlicher Richtung, d. h. nach der Provinz Schansi zurück.

Die 8. Kompagnie hatte, wie erwähnt, zuerst die Bergkuppe westlich der Vormarschstraße besetzt, dann etwa 500 gegen sie vorgehende

chinesische Truppen zurückgeworfen und war auf die gegen 4 Uhr nachmittags an sie gelangte Mitteilung, von dem befohlenen Angriff des Detachements auf Kuantschan gleichfalls vorgegangen. Sie stieß hierbei auf etwa 500 andere in einem Hohlwege eingekesselte chinesische Reguläre, griff diese mit „Hurrah“ an, warf sie im Handgemenge zurück und erbeutete fünf Fahnen.

Gegen 4 Uhr 30 Min. nachmittags rückten die Truppen von Norden und Süden in Kuantschan ein. Oberst Hoffmeister mit dem Regiments-Adjutanten Oberleutnant Fehrn. v. Reitzenstein ritt gegen 4 Uhr 45 Min. durch das Nordthor in die Stadt, in deren Straßen die Truppen bereits lagerten.

Noch am Abend ging von den zur Verfolgung vorgeschickten Reitern die Meldung ein, daß der fluchtartig zurückgegangene Gegner etwa 10 km westlich Kuantschan Halt gemacht, am anderen Morgen daß derselbe seinen Rückzug nach der Provinz Schansi fortgesetzt habe. Wir hatten einen Toten, zwei Schwerverwundete und sechs Leichtverwundete zu beklagen; von den Chinesen wurden 300 Tote auf dem Gefechtsfelde gezählt; die Verwundeten nahmen sie mit sich. So war das Gefecht beendet und eine frohe Stimmung herrschte bei den Truppen, welche diesmal wirklich, und wenn die Chinesen auch schlecht und namentlich viel zu hoch schossen, Pulver gerochen und ein regelrechtes Gefecht mitgemacht hatten.

Der Sieg war erfochten und das war die Hauptsache.

Am 21. Februar wurde der Rückmarsch in zwei Kolonnen angetreten. Oberst Hoffmeister wurde sofort nach Peking berufen, um sich zu verantworten. Er hatte jedoch die Freude, daß seine Handlungsweise nicht nur vollkommen gebilligt wurde, sondern der Feldmarschall drückte ihm überdies noch seine besondere Anerkennung für die brillante Leistung aus.

Das Gefecht am Tschangtschönu-Paß.

Nachdem der Antsulingpaß genommen war, wurde Oberst Wallmenich der Auftrag gegeben, den Paß zu halten. Eine Erkundungspatrouille wurde von den Chinesen überfallen und mehrere unserer Reiter erschossen.

Sofort gingen Relaisreiter mit der Meldung über diese Vorfälle nach Paotingfu, und auf die telegraphische Meldung an das Armee-Oberkommando traf die Weisung ein, sofort mit dem bayerischen Bataillon dorthin aufzubrechen, die Pässe bis an die Grenze von Schansi zu

fäubern, und Oberst Frhr. v. Ledebur erhielt den Befehl über sämtliche dort vereinigten Kräfte. Das Bataillon der Baiern unter Major Graf v. Montgelas brach sofort nach Westen auf. Ein Extrazug brachte es auf der französischen neugebauten Strecke bis Wantu, von dort aus kam es in vier Tagemärschen an den noch 160 km entfernten Anfsulingpaß, nachdem in Fuphing die Tornister zurückgelassen worden waren; also eine geradezu ideale Marschleistung auf elenden Wegen durch Hügel und Bergland, breite Wasserläufe, und kilometerlanger Marsch durch versandete Flußbette des Thangho und Shaho. Die Armeeleitung kannte den Charakter der Gegend bereits; sie wußte, dort sei kein harmloses Hügelland, sondern echtes Hochgebirge, und für eine solche Tour mußte man berggewohnte Truppen haben. Sie wurden außerdem mit Seilen versehen und in Anfsuling wurden aus alten Bogerlanzen Bergstöcke in Bereitschaft gestellt.

Am 6. März waren also dort unter Kommando des Oberst Frhr. v. Ledebur versammelt: das 2. Bataillon des 4. Regiments unter Major Graf Montgelas, die 1. Kompagnie des 3. Regiments (berittene Infanterie) unter Oberleutnant Jakoby, die 2. Kompagnie Pioniere unter Hauptmann Hagenberg, ein Zug der Haubizenbatterie (zwei Geschütze) unter Hauptmann Osterhaus, zwei Züge des ostasiatischen Reiter-Regiments unter Rittmeister Brieff.

Am 7. März unternahm der Detachementsstab eine Erkundung längs der Höhen, und der Plan für das Gefecht wurde vollkommen genau festgelegt. Die Chinesen erwarteten den Angriff für den folgenden Morgen und machten, so sonderbar es klingen mag, an diesem Tage vor den Augen des Stabes eine große Generalprobe, mit Aufstecken von Fahnen und Einrücken in die so bezeichneten Stellungen unter Trompetenschall. Es war unverkennbar, daß sie den Angriff auf ihrem rechten Flügel und in der Front erwarteten und den linken Flügel nur schwach besetzen wollten, weil ein Anmarsch von dieser Seite infolge des zerklüfteten und felsigen Berglandes fast ausgeschlossen schien. Jedenfalls hat der chinesische General strategisch ganz richtig gedacht und den Angriff der Deutschen auf seine Rückzugslinie in südwestlicher Richtung erwartet.

Die Stellung der Chinesen lief beiderseits des Paßthores der Großen Mauer auf zwei Kilometer nach Norden und etwa 3 Kilometer nach Süden auf den Bergklüften entlang, war durch lange Schützengräben und an den rechtwinklig anstoßenden Vorgebirgsrücken durch Flankierungslinien stark befestigt, und hatte im Centrum der

Stellung, beim Paßübergange, zwei und auf einer weiter abwärts gelegenen Kuppe weitere zwei Schnellfeuergeschütze (3,7 cm) in Stellung gebracht. Diese lange Linie war von annähernd 2000 Mann besetzt.

Der Plan zum Angriffe wurde nun dahin entschieden: die Haubitzen unter Bedeckung der Pioniere sollten den Gegner in der Front beschäftigen, die Reiter und die berittene Infanterie sollen gegen den rechten Flügel des Gegners vorgehen, dort auf weite Entfernung das Feuergefecht aufnehmen, sich bei einem etwaigen Vorstoße langsam



Deutsche Truppen mit erbeuteten chinesischen Fahnen.

auf die Geschütze zurückziehen, aber keinesfalls, ehe das Eingreifen der Umfassungsgruppe, welche gegen den feindlichen linken Flügel angesetzt werden sollte — fühlbar würde, einen Angriff wagen, der wenn abgeschlagen, die Geschütze hätte gefährden können.

Am 8. März stand das Bataillon Graf Montgelas bei hellem Mondschein um 4 Uhr 30 Min. morgens am West-Ausgange von Lungshüan in Marschordnung. Reihenfolge: 7. Kompagnie, dann 12 auserlesene Bergsteiger aus Oberbayern unter Leutnant Giehl mit Seilen und Bergstöcken, dann die 5., 6. und 8. Kompagnie. Der

Kolonne folgte ein Maultier mit Munition und ein zweites mit dem Sanitätsmaterial und mehrere mit Proviant. Außer der Taschenuktion hatte noch jeder Mann 30 Patronen extra mitbekommen, außerdem eine Brot- und eine Fleischportion. Auch die Kompagnien waren mit Seilen und Bergstöcken reichlich versehen worden. 26 Mann waren unter Leutnant Frhn. v. Pechmann noch zur Bedeckung der Artillerie detachiert worden und Leutnant Luz hatte mit einer kleinen Patrouille die Flanke der demonstrierenden Frontgruppe zu sichern. Um 4 Uhr 45 Min. wurde mit vorgeschobener Sicherung der Marsch angetreten, rechts der großen Paßstraße abbiegend, ging der Weg in den Nebenpaß in nordwestlicher Richtung in einem steilen Thale empor. Um 5 Uhr 30 Min. wurde das erste der drei im Thale gelegenen Dörfer erreicht und Leutnant Giehl mit den Bergsteigern beordert, auf dem kürzesten Wege die südwestlich gelegenen Höhen zu ersteigen und von dort aus sowohl erkundend als fechtend gegen einen die Paßhöhe überragenden Wachturm der Großen Mauer über einen steilen Berggrat vorzugehen. Gegen 6 Uhr erreichte die Kolonne das zweite und um 7 Uhr 30 Min. das dritte Dorf.

Auf den Höhen werden inzwischen feindliche Linien sichtbar, das Umherlaufen größerer Massen und die Besetzung weit vorausgelegener Felskegel sind mit dem Glase deutlich zu erkennen. In diesem Augenblicke kommt bereits eine Meldung von Leutnant Giehl, daß der Höhenkamm in 1200 m Länge vom Gegner besetzt ist. Das Bataillon kann seine Stellung aber noch nicht erkennen und marschiert weiter.

Um 8 Uhr erteilt Oberst v. Ledebur den Befehl, die Höhen zu besetzen und das Gros rückt im Thale gegen die Hänge vor. Der Anstieg ist überall äußerst schwierig. Die Hänge fallen zu tief eingeschnittenen Schluchten unter Neigung von 50—70° ab, sind also kaum erklimmbar und so muß der Weg über den Grat der verschiedenen Rücken genommen werden, wodurch die Kompagnieen zwar zu getrenntem Vorgehen auseinandergezogen werden müssen, wodurch aber kein Nachteil erwächst, weil eine gegenseitige Unterstützung durch Feuer über die höchstens 300 m von einander liegenden Räume immer erfolgen kann.

Um 8 Uhr 30 Min., als der steile Anstieg überwunden ist und sich die Kompagnieen gedeckt an den Berggraten fortbewegen, eröffnen die Chinesen auf einer breiten, nach Osten — also zu ihrer Hauptstellung rechtwinklig liegenden — reichenden Front das Feuer mit Infanterie. Auch vernimmt man dumpfe Kanonenschläge, wie man aber

keine Geschosse einschlagen sieht, überzeugt man sich bald, daß die nun sichtbar werden Geschützrohre nur Nachbildungen aus Holz sind, hinter welchen Geschüßschläge abgebrannt werden. Also haben die Chinesen uns wieder für einfältig gehalten, wie im Anfsulingpaß, wo sie aus Steinpyramiden Ziele errichtet hatten, um das Feuer dorthin abzulenken.

Erst um 9 Uhr wurde das Feuer auf unserer Seite durch 20 Schützen, die Hauptmann Frhr. v. Feilitzsch hinter einen Felskegel postiert hatte, eröffnet, etwa auf 1000 m, um, obgleich der Gegner kaum sichtbar ist, dessen Massenseuer von den noch kletternden Kompagnieen abzulenken, was auch sofort den gewünschten Erfolg hat, worauf die 7. Kompagnie, die inzwischen auch schon eine günstige Stellung erreicht hat, das Feuer auf 1200 und 1500 m aufnimmt, auf jene Punkte, wo man noch immer Geschütze vermutet und wo größere Menschengruppen zeitweise sichtbar werden.

Durch die meist zu hoch gehenden feindlichen Geschosse wird Musketier Kobisch der 5. Kompagnie verwundet, und die Kompagnie erhält Befehl, eine 300 m vorwärts liegende, steil aufragende Felskuppe zu besetzen. Mit Gruppen von je vier Mann geht Hauptmann Steinbauer im heftigsten Feuer sprungweise über den schmalen Grat vorwärts, da man dem Gegner, der auf jene Übergänge gut eingeschossen ist, keine zu großen Ziele zeigen will. Kaum ist eine Sektion über den Grat hinübergesprungen und am jenseitigen Hange in Deckung, so prasselt auch schon, aber immer um eine Sekunde zu spät, eine wohlgezielte Salve herüber. Nach zwanzig Minuten war die Kompagnie am jenseitigen Hange gesammelt, kam ohne Verlust hinter die Felskuppe und weil der Platz zur Entwicklung einer größeren Feuerlinie nicht genügte, so eröffneten zwanzig auserlesene Schützen ein erfolgreiches Feuer auf die feindlichen Schützengräben. Die Entfernung war 700 m.

Durch eine tiefe Schlucht getrennt lag eine dritte Kuppe, zwischen welcher und der gegnerischen Stellung ein 100 m tiefer Wasserriß sich hinzog. Hier war der gefährlichste Anstieg, nicht nur weil er in seinem größten Teile im feindlichen Feuer lag, sondern weil die Felsen so schroff und teilweise fast überhängend waren, daß eine andere Truppe als Bergsteiger diesen Punkt nie hätte überwinden können. Und trotzdem auf dieser Seite nur Altbaiern und Allgäuer angesetzt wurden, mußten sich die Leute anseilen und gegenseitig über die Felswand hinaufhissen. Die Lage war hier ungemein kritisch. Verwundete

konnte es hier nicht geben, denn wer getroffen wurde, mußte unfehlbar in die Tiefe stürzen, und es ist ein außerordentlich glücklicher Zufall, daß auch niemand unverwundet abstürzte. Als die Kompagnie endlich vollzählig aufgestellt war, mußte wegen Erschöpfung der Leute eine kleine Feuerpause eintreten. Diese Stellung lag kaum 350 m vom Feinde, und eben wurde das Feuer aufgenommen, als auch rechts und rückwärts der Kampf entbrannte, wozu die Chinesen eine flankierende Feuerlinie verlegt hatten, die plötzlich hinter einer nördlich gelegenen Kuppe ausschärmten und eine Stellung in der Flanke besetzten, die durch Schützengräben verstärkt war. Deshalb wurde um 10 Uhr 15 Min. folgender Befehl ausgegeben:

„Die 5. Komp. feuert von der steilen Kuppe, die 6. Komp. staffelt sich rechts der fünften, die 8. Komp. geht auf dem Höhenrücken rechts seit- und rückwärts der 6. Komp. vor.“

Daraufhin traten die 5., 6. und 8. Komp. gleichzeitig an, die 7. Komp. blieb als Feuerstaffel in ihrer Stellung, während sich die Stäbe der Bewegung nach vorne anschlossen, die der Unwegsamkeit halber viel Zeit erforderte und nach deren Ausführung ein stehendes Feuergefecht auf 300 bez. 500 m folgte, wobei Musketier Pernponister einen Schuß durch die linke Schulter erhielt, aber trotz des starken Blutverlustes nicht zum Verbandplaz zurückgehen wollte.

Verschiedene Bewegungen beim Gegner lassen vermuten, daß er seinen rechten Flügel noch weiter nach Norden hin, also nochmals umfassend verlängern will, nachdem sein erster vorgeschobener und flankierender Flügel bereits enfiliert ist. Deshalb wird um 10 Uhr 30 Min. die 8. Kompagnie beordert, sich durch steile Schluchten gedeckt in den Rücken jenes vorgeschobenen Hakens zu ziehen und ihn, wenn es das Gelände ermöglicht, vollkommen zu umgehen und abzuschneiden, während die 7. Kompagnie rechts der 5. die Feuerlinie verlängern soll.

Wiederum muß eine steile Schlucht hinabgestiegen und der felsige Hang jenseits erklimmen werden, bis die 7. Kompagnie in Stellung kommt, worauf das vereinigte Feuer beider Kompagnien den Gegner zum Weichen bringt und um 11 Uhr 20 Min. der Befehl eintrifft, zugweise vorzugehen und mit Sturm anzugreifen. Diesen Angriff warteten die Chinesen nicht ab, sondern zogen sich fluchtartig nach ihrer Hauptstellung beim Passe zurück, verfolgt von der 5., 6. und 7. Kompagnie, die sie aber nur durch Feuer einholen können und sich nach 1000 m Verfolgung bei einem der Wachtürme der Großen

Mauer auf dem Grate des Gebirgskammes sammeln. Nach kurzer Rast, da die Leute stark erschöpft sind, wird der Vorstoß auf den Paß und die ihn überhöhenden Türme angeordnet.

Die Lage ist folgende: Die fünf Kilometer lange feindliche Stellung ist im zweiten Drittel ihres linken Flügels durchbrochen und vollkommen nach Süden hin aufgerollt, während die Rückzugslinie stark bedroht ist und bereits auf große Entfernung unter Feuer genommen werden kann. Doch hätte der Gegner noch immer kräftigen Widerstand leisten und einen geordneten Abzug erzwingen können, wäre nicht in seinem Centrum selbst bereits die Patrouille des Leutnants Giehl erschienen. Dieser hatte mit seinen Bergsteigern um 12 Uhr die Höhen oberhalb des Passes erreicht, hatte einige Duzend Chinesen, die bei den Wachttürmen standen, herausgeschossen und eine beherrschende Stellung 500 m links vom Passe besetzt, in dem er zwei Schnellfeuergeschütze gewahrte, die nach seinen ersten Salven sofort das Feuer auf ihn richteten, aber, obwohl die Granaten unmittelbar neben der kleinen Abteilung einschlugen, keinen Schaden anrichteten. Die Bergsteiger, alle erstklassige Schützen, hatten in wenigen Minuten die Bedienung der Geschütze abgeschossen und sahen nun eine etwa 500 Mann starke Kolonne nach Westen durch die Paßstraße abziehen, die sie stark unter Feuer nahmen, so daß sie wieder kehrt machte, einige Salven zurückfeuerte und dann meinend, der Rückzug sei ihr verlegt, zurückeilte und der festhaltenden Frontgruppe südlich der Paßstraße in die Arme lief, die der Kolonne etwa 150 Mann Verlust beibrachte.

Um 1 Uhr nahm die Patrouille Giehl die verlassenen Geschütze und fand eine halbe Stunde nachher noch zwei andere ostwärts, deren Bedienung durch die Frontgruppe abgeschossen worden war. So kamen die angelegten Kompagnien unter Geplänkel mit dem, teilweise über die gegenüberliegenden Höhen abziehenden Gegner an das Paßthor, von wo aus die 7. Kompagnie einige Kilometer weit über den Paß hinaus nach Süden verfolgte und den Turm südlich gegen 2 Uhr nachm. erreichte. Die 5. und 6. Kompagnie, von der ein Zug unter Leutnant Fehrn. v. Stengl die Chinesen noch weit westwärts verfolgt, werden wieder gesammelt und warten im Passe.

Durch den Auftrag, den feindlichen linken Flügel zu umgehen, hatte die 8. Kompagnie unter Oberleutnant Blöz getrennt von den anderen gekämpft, und eine starke Patrouille unter Leutnant Griesheim hatte ihren rechten Flügel nach Westen hin verlängert, welche trotz des schwierigen Geländes um 10 Uhr 30 Min. eine von hundert

Chinesen besetzte Höhe erreicht, deren Besatzung angriffsweise gegen sie vorgeht. Die Patrouille (ein Halbzug) erreicht in Eile eine flankierende Kuppe und nimmt von dort die vorgehenden Chinesen in starkes Feuer, worauf sich diese mit vielen Verlusten zurückziehen. Hier kommt die sofort angetretene Verfolgung bis an den Bajonnetkampf, wobei zwei Fahnen erobert und alle Hänge vom Gegner in eiliger Flucht verlassen werden.

Gegen 2 Uhr ist das Feuer verstummt und die 5., 6. und 7. Kompagnie rücken nach Lungthsuantuan ab, nachdem Oberst v. Ledebur dem Bataillon für seine vorzügliche Haltung gedankt und drei Hurrah auf Se. Majestät und den Prinzregenten ausgebracht hat. Die 8. Kompagnie bleibt zur Besetzung des Passes dort, nachdem vorher auf dem Paßthore die deutsche Flagge gehißt worden war.

So war der Paß in deutschen Händen, der Gegner war nach Schansi geflohen und seine Verfolgung über die Grenze von Petschili hinaus unterjagt. Das Gefecht war tagelang vorher genau erwogen und vorbereitet worden, sowohl auf unserer, wie auch auf chinesischer Seite. Es war kein zufälliges Zusammentreffen unerwarteter Umstände und mit Übereilung eingeleitet; sondern nach allen Richtungen war jedes für und wider vorher abgewogen, um unsere Truppen möglichst gedeckt und an unerwartetem Orte an den Feind zu bringen, um schwere Verluste zu vermeiden. Man hat solche trotzdem für unvermeidlich gehalten, aber wieder hat das Gefecht mit nur zwei Verwundungen abgeschlossen, während beim Gegner an 250 Tote gezählt wurden. Dabei hatte das Gelände den Chinesen eine fast unangreifbare und uneinnehmbare Stellung geboten.

Trotz der großen Schwierigkeiten hat bei der Durchführung des Gefechtes alles weit besser geklappt, als es bei kombinierten Übungen im Gebirge meist der Fall ist, und die Haltung der Baiern war über jedes Lob erhaben.

Schluß.

Wir können es unterlassen, auf die Streifzüge der übrigen verblindeten Truppen einzugehen. Die Gefechte hatten fast alle den gleichen Charakter, nur waren die Verluste für die Angreifer meist empfindlicher. Am meisten nahmen die Russen ihr eigenes Interesse wahr. Sie betrachteten die Besetzung der ganzen Mandschurei als ihr vornehmstes Ziel und hatten ihre Aufgabe eigentlich schon am 1. Oktober, an dem sie in Mukden einrückten, erfüllt.

Erwähnenswert wäre aber wohl noch die Expedition, die unter Befehl des Generals Grafen York von Wartenburg am 11. November gegen Kalgan (nordöstlich von Peking an der Großen Mauer liegend) vorrückte und am 18. November die kaiserlich-chinesische Garde völlig zersprengte. Leider wurde der als Schriftsteller und Soldat gleich tüchtige Führer, ein Stolz der deutschen Armee, durch eine Kohlendampfvergiftung den trauernden Kameraden entzissen.

Gegen den General Liu fanden am 23. und 24. April die letzten Kämpfe statt, in denen die deutschen Truppen die Chinesen gänzlich schlugen. Nun erst konnte der militärische Teil der Aufgabe der Expedition als beendet angesehen werden.

Was die Friedensverhandlungen betrifft, so zwangen die steten Mißerfolge der Chinesen, vor allem aber die Unbequemlichkeiten, welche die plötzliche Flucht dem Hofe auferlegte, diesen sehr bald, die Eröffnung von Friedensverhandlungen anzustreben, nachdem die Vermittlungsgesuche an einzelne Mächte von diesen ablehnend beantwortet waren. Prinz Tsching und Li-Hung-Chang wurden mit der Einleitung der Verhandlungen beauftragt. Am 3. September teilte Prinz Tsching dies den Gesandten mit, und am 15. September traf auch Li-Hung-Chang ein. Mitte September erließ der Kaiser ein Entschuldigungsbekret, welches das Bedauern über die Ermordung des deutschen Gesandten aussprach und die Abhaltung von Trauergottesdiensten für ihn anordnete, gleichzeitig wurde bekannt gegeben, daß die Schuldigen, Prinz Luan, Herzog Tsailan, der Boxerführer Tschwang, Singhien, Kangji und Tschao-schutschiao bestraft werden sollten. Der Gouverneur Sühsien von Schansi, der hinterlistigerweise 50 Missionare in seinen Palast gelockt und dort ermordet hatte, wurde seines Postens entsetzt. Das konnte aber den Mächten nicht genügen.

Graf Bülow richtete am 18. September eine Note an die Mächte, in der er als Vorbedingung für die Eröffnung der Friedensverhandlungen die Auslieferung der Rädelshörer zur Bestrafung verlangte, und Delcassé stellte in einer vom 5. Oktober datierten Note bestimmte Forderungen, welche sich die Gesandten bei der Abfassung ihrer „*décision irrévocable*“ zur Richtschnur nahmen, welche am 12. November fertiggestellt war und bereits am 30. Dezember von China angenommen wurde. Die Bitte Chinas, die Feindseligkeiten einzustellen, wurde von der Raschheit abhängig gemacht, mit der China den Forderungen der Mächte wegen Verhängung der Todesstrafe gegen die Rädelshörer und Zahlung der Entschädigung nachkomme. Unter der

Drohung, eine Expedition nach Singanfu zu senden, wo sich der Hof befand, erklärte sich China mit allen Forderungen einverstanden. Sühsien wurde in Lantschou enthauptet, Tschitsien und Hutschengsu in Peking öffentlich hingerichtet, Tschaochutsiao und Singhien begingen Selbstmord; dagegen entzogen sich Tuan, Tschwang und Tungsuh-siang der Bestrafung durch die Flucht. China erklärte sich am 28. Mai zur Zahlung von 450 Millionen Taels bereit und damit einverstanden, daß die Forts am Meere geschleift, die Gesandtschaften in Peking befestigt und neben ständigen Garnisonen in Peking, Tient-sin und Schanhaitwan längs der Eisenbahnen noch andere Posten errichtet würden, worauf am 29. Mai der Abmarsch der deutschen Truppen begann, dem die anderen Kontingente folgten.

Graf Waldersee hat das Vertrauen, das man in Deutschland und an den Höfen von Europa in ihn gesetzt hatte, vollständig gerechtfertigt; er hat die militärischen Aufgaben erfüllt, wenn es ihm auch nicht vergönnt worden war, die in Peking bedrohten Gesandtschaften zu befreien. Ebenso bewährte er sich als kluger Diplomat, dem es gelang, alle Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Nationen zu versöhnen. Gefeiert von allen Truppen, geehrt von den verbündeten Regierungen, konnte er sich mit Beginn des Juni einschiffen und den Rest der Friedensverhandlungen den Staatsmännern überlassen.

So ist denn die ganze Expedition mit Gottes Hilfe zu erfolgreichem Abschluß gebracht worden und nur eine Besatzungs-Brigade wird fernerhin die Ordnung aufrechterhalten!

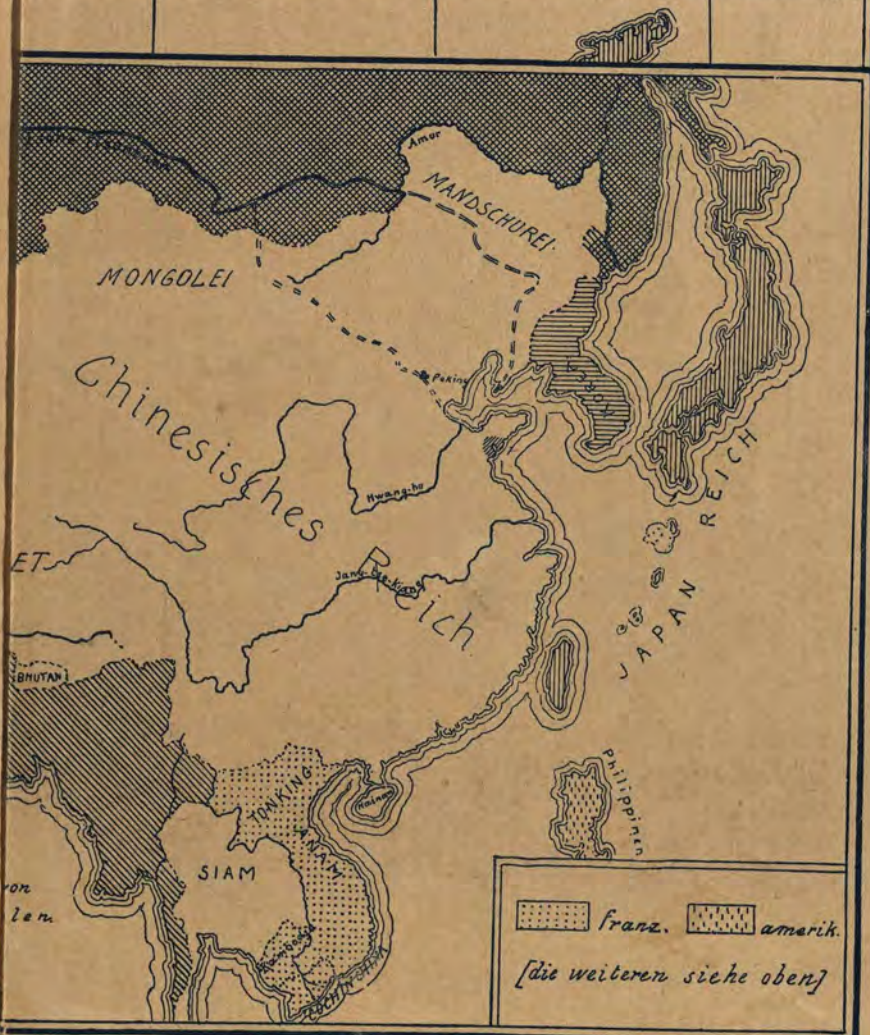
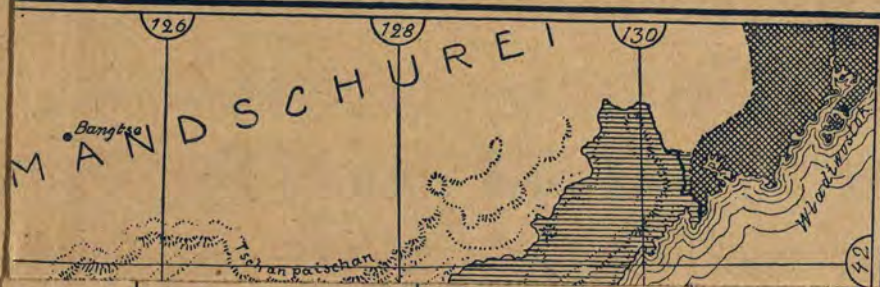


Das deutsche Offizierlager in Singtau.

Ende.



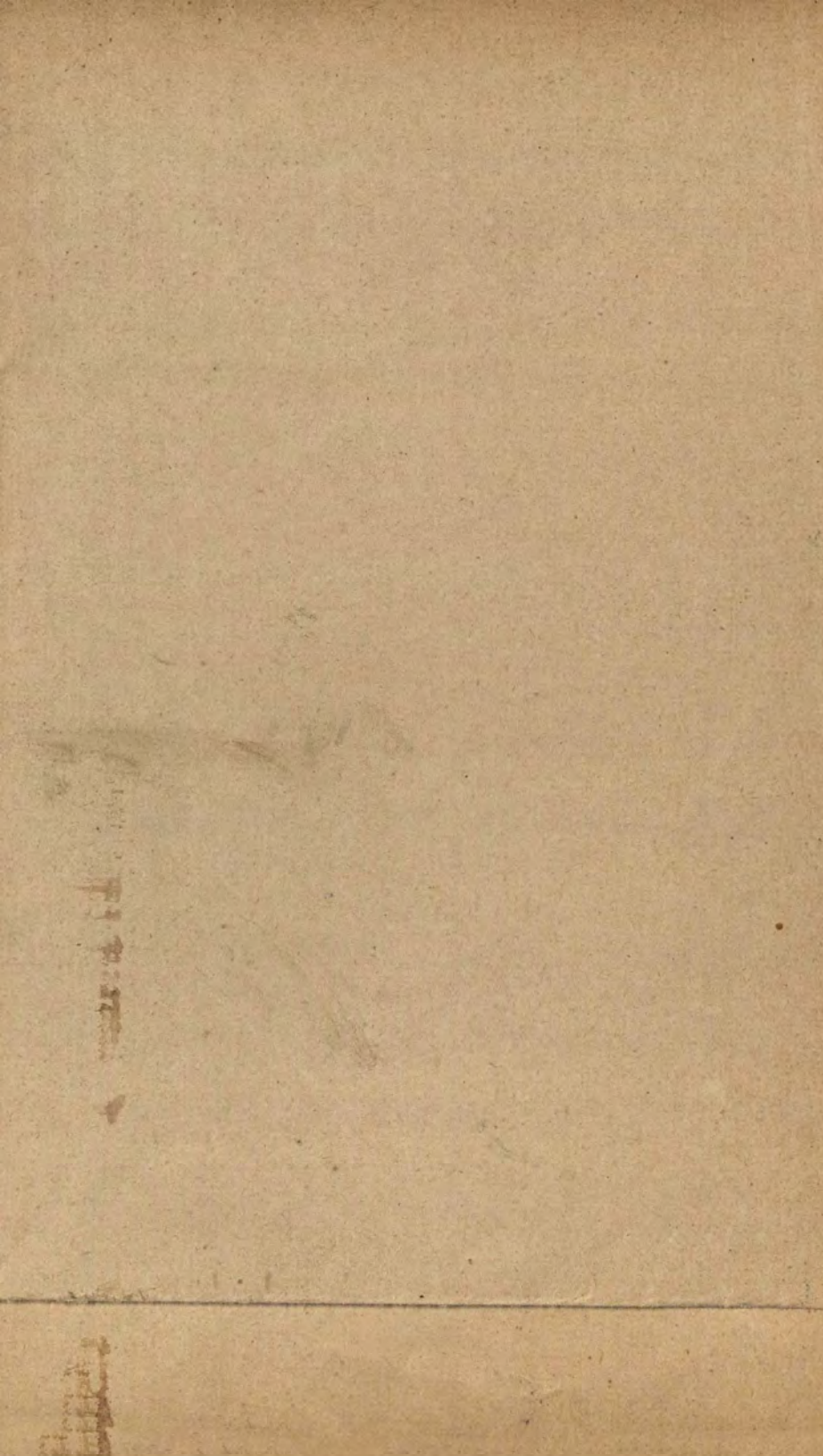
auc. 5042/84/51



Verlag A. SCHRÖDER Berlin W 57.

• DIE OSTPROVINZEN CHINAS •









4114